Lesebuch

für

das achte Schuljahr

und für

städtische Fortbildungsschulen.

Herausgegeben

von

G. Kobmann, E. Meyer und L. Schilffarth.

Nürnberg.
Verlag der Fr. Kornschen Buchhandlung.
1897.

Vorwort.

In neuerer Zeit hat das Volksschulwesen in Süddeutschland einen mächtigen Schritt nach vorwärts gethan: in mehreren größeren Städten, wie München, Nürnberg, Kaiserslautern und Ludwigshafen sind achte Schulklassen mit freiwilligem Besuch errichtet worden. Weitblickende und zielbewußte Stadtvertretungen haben sie ins Leben gerufen. Lehrpläne sind aufgestellt und von den hohen Schulbehörden genehmigt worden. Es fehlen bloß noch die Lehrmittel für diese Neubildungen. Zwar sind Lesebücher für Knaben-Fortbildungsschulen in ziemlich großer Anzahl vorhanden; aber teils sind sie für andere Gegenden unseres großen Vaterlandes bestimmt, teils sind sie zu umfangreich und deshalb zu teuer. Wir haben uns nun bemüht, auf Grund der geltenden Lehrpläne und mit Rücksicht auf die Fassungskraft der Schüler das Beste aus der einschlägigen Literatur zusammenzustellen. Das Leben in der Familie, im Beruf, in der Gemeinde und im Staat sollte nach seiner ethischen und praktischen Seite gleichmäßig bedacht und dabei die Kenntnis der Gesetze überall berücksichtigt werden. Geographische und geschichtliche Darstellungen reihen sich diesen Abschnitten an. Gesundheitslehre durfte nicht fehlen, und die übrigen Zweige der Naturwissenschaften, die ja in Gewerbe und Industrie heutzutage eine so wichtige Rolle spielen, mußten entsprechend bedacht werden. Endlich waren Grundbegriffe der Wirtschaftslehre den Schülern vor Augen zu stellen. —

Das Werkchen dürfte sich nicht nur für achte Klassen, sondern auch für städtische Fortbildungsschulen unseres engeren Vaterlandes eignen.

Möge es uns gelungen sein, ein brauchbares Lehrmittel herzustellen, das auch in der Familie gerne zur Hand genommen wird!

Nürnberg im September 1896.

Die Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.

Die Familie.

Der Beruf.

Die Gemeinde.

Der Staat.

Geographisches.

Geschichtliches.

Aus der Naturkunde.

A. Gesundheits- und Krankenpflege.

B. Technologisches.

C. Aus der Physik und Chemie.

Aus der Wirtschaftslehre.

Die Familie.

1. Das walte Gott!

Das walte Gott! mehr braucht es nicht.
Wer dies Gebet von Herzen spricht,
darf an sein Werk mit Freuden gehn
und treuer Hilfe sich versehn.

Und wär' die Last auch noch so schwer,
und drohten Feinde ringsumher,
es macht den Trotz der Welt zu Spott
der fromme Spruch: Das walte Gott!

Julius Sturm.

2. Vater unser, der du bist in dem Himmel!

„Vater unser, der du bist in dem Himmel." So fängt das Gebet an, das der Herr selber aus dem Himmel heruntergeholt und auf die Erde gebracht und bei den Menschen eingeführt hat. Und wenn dieses Gebet nicht länger und nicht kürzer wäre, als was davon oben geschrieben ist, so daß es nur hieße: „Vater unser, der du bist in dem Himmel, Amen," so wäre es doch das allerkostbarste Gebet, das uns der Herr lehren konnte. Denn es ist schon der größte Trost, den man sich denken kann, in diesen Worten verborgen und lugt zwischen den Spalten ganz hell heraus. Halt nur allzeit fest daran, und glaub und hoff, daß Gott dein Vater ist, und thue darnach; dann bist du nie und nimmermehr verlassen und ohne Schutz. Das ist kein Vater, der weit hinweg ist, und an den du erst einen Brief schreiben und auf die Post geben und lang warten mußt, bis Antwort kommt. Du magst in der Garnison sein oder auf dem Meer nach Amerika fahren oder in der Fremde Arbeit suchen: sieh, er ist dir allenthalben nah, so innig nah, näher noch als diese Schrift, die du in der Hand hältst. Ja, wende ihm auch jetzt einen Augenblick einen frommen Gedanken zu, bevor du weiter liesest, weil er ja bei dir ist und auch jetzt willig auf dich hört. — Und das ist nicht ein Vater, der am Bett sitzt, wenn du krank bist, und sagt: „Ich

wollte dir gern helfen, wenn ich nur könnte," oder zu der bedrängten Witfrau sagt: „Hab' selbst Frau und Kinder und Schulden, kann mich nicht deiner annehmen," — sondern das ist ein reicher, allgewaltiger Gott und Herr, welcher mit Macht in alles hineingreift, und dem nichts zu groß und nichts zu klein ist.

„Und nun bedenk es, du Mensch, zu diesem großen, herrlichen Gott sagst du: „Vater unser!" Probier es nur einmal, und sag zu einem Grafen oder Fürsten, wenn er einherstolziert: Vater! Es hat schon manchen gegeben, der es wohl gelitten hätte, wenn man auf manierliche Weise und mit Verstand so zu ihm gesagt hätte; aber den meisten andern käme das vor, wie ein Schimpf, und als machtest du dich gar gemein mit ihnen. Mancher sähe dich mit zorniger Verachtung an und gäbe dir entweder gar keine Antwort darauf oder eine böse. Zu Gott jedoch darfst du herzhaft sagen: „Vater," und er hört es gern, wenn man so zu ihm spricht.

Wie viel thut sich mancher darauf zu gut, daß sein Vater ein Angestellter ist, ein Bürgermeister oder so etwas; und was für ein stolzes Geblüt läuft manchem Stadtherrn durch die Adern und meint wunder, was das auf sich hätte, von einem angesehenen Hause zu sein. Und doch brauchte keiner sich viel darauf einzubilden; denn all das Schellenzeug und die farbigen Lappen von Titeln und Ämtern, was ist daran zuletzt gelegen! Der Tod wirft das alles zusammen und rührt es untereinander und wäscht es weiß, wie der Papiermüller die farbigen Lumpen, so daß man zuletzt keinem Totenbein mehr ansieht, ob es zu Lebzeiten gewichste Stiefel oder Schnallenschuhe getragen, oder ob es barfuß gegangen ist. Auf was der Mensch stolz sein darf, das ist seine edle Herkunft von Gott, daß er ein Königssohn oder eine Königstochter ist und ewig bleibt, wenn er nicht selbst Gottes Vaterhand und Vaterherz von sich stößt, seinen hohen Adel verunehrt, den Wappenschild verwüstet und der hohen Verwandtschaft sich unwürdig macht. Darauf sollst du stolz sein, und zeig auch lebenslänglich diesen Stolz, und führ dich stets adelig auf! Schäm dich, etwas zu thun, was sich deiner göttlichen Abkunft nach nicht ziemt. Gib dich nicht her zur wüsten Völlerei und Gefräßigkeit; sei zu stolz dazu! Gib dich nicht her zu dem schmachvollen Laster der Unzucht; sei zu stolz dazu! Gib dich nicht mit Lügen und Verstellung ab; sei zu stolz dazu! Bedenk überall und allezeit, daß du von königlichem, göttlichem Geschlechte bist, und daß du deinem hohen Vater Ehre machen sollst.

Nach Alban Stolz.

3. Die Familie.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Dieses tiefsinnige Wort der heiligen Schrift ist der Grund aller menschlichen und geschichtlichen Entwicklung. Die erste Stufe derselben bildet das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Ist doch selbst der Tierwelt eingepflanzt, daß die Eltern für ihre Jungen sorgen, und auch den wildesten Barbaren, die jeder andern Ordnung hohnsprechen, ist wenigstens dieses Verhältnis mit den gesitteten Völkern gemeinsam. Bei den letzteren aber begnügen sich Vater und Mutter nicht, dem Kinde nur die notdürftigste Nahrung zu reichen, sondern wie sie selbst durch das Band der Liebe dauernd verbunden sind, so ist auch der Zusammenhang zwischen ihnen und ihren Kindern ein unauflöslicher und umfaßt nicht nur die äußere Pflege, sondern jene trachten aufs eifrigste danach, daß ihre Kinder auch der geistigen und sittlichen Güter, welche die Bildung gewährt, teilhaftig werden.

Und was für ein warmes und trauliches Plätzchen das Kind daheim bei den Eltern und Großeltern und neben den Geschwistern hat, und wie hier alle (wenigstens wenn es so ist, wie es sein soll,) einander zu Gefallen leben; wie sich der Vater in seinem Geschäft und Beruf abmüht für den Lebensunterhalt und das Wohl der Seinigen; wie die Mutter für die Wart und Pflege der Kinder und die Besorgung des Hauswesens vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig ist, und wie erfreulich es ist, draußen in der Fremde auf einmal einen Oheim oder Vetter zu finden, — alles dieses und vieles Ähnliche bedarf keines weiteren Ausmalens.

Hier ist die Hauptsache, daß wir einsehen, wie eigentlich alle menschliche Geselligkeit auf dem Bande der Familie beruht, dem deshalb auch die Kirche eine besondere Heiligkeit beilegt. Auch der Staat findet in der Familie seine beste Stütze; denn ohne ein geordnetes Familienleben ist kein Staatsleben denkbar. Der kindliche Gehorsam ist gleichsam die Vorschule des staatsbürgerlichen Gehorsams, und aus der Liebe zum häuslichen Herde entspringt die Vaterlandsliebe. Darum nimmt sich auch der Staat der Familie ganz besonders an, so z. B. durch die Gesetze über Ehe, Eigentums- und Erbrecht und durch Fürsorge für Witwen und Waisen.

Die Familie ist zugleich der mächtigste Sporn zum Fleiß und zur Sparsamkeit, der Hort der Sittlichkeit und die Pflanzstätte aller edlen Regungen des Menschen. Nach Schanze.

4. Vier Regeln für den Hausstand.

1. „Bete und arbeite!" Bete! heißt's zuerst. Das ist der Morgensegen und der Tagessegen und der Abendsegen. Wo das Gebet das Tagwerk beginnt, fortsetzt und endet, da hilft Gott

arbeiten. Es geht frisch und freudig von der Hand und gibt ein ordentlich Stück. Da ist das „Arbeite“ keine Last und Bürde, sondern eine Lust und Würde. So lege ich das Sprüchlein aus: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Und das Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden,“ sagt mir auch nicht: es bringt Geld ein, sondern der goldene Boden, auf dem das Handwerk ruhen muß, ist die wahre Frömmigkeit des Herzens; dann aber nährt es seinen Mann und die ganze Haushaltung mit.

Das Beten allein thut's nicht; aber das Arbeiten ohne Beten thut's gar nicht; denn ihm fehlt der Segen Gottes. Drum beides zusammen und nie getrennt, das ist das Rechte und Echte. Die Alten wußten recht gut, warum sie das Morgengebet „Morgensegen“ und das Abendgebet „Abendsegen“ nannten. Probier's nur einmal recht! Du lernst dann auch, warum es so heißt.

2. „Halt zu Rat früh und spat, so jeder etwas übrig hat!“ Das reicht dem ersten die Hand und wächst aus ihm heraus, wie der Keim aus dem Samen. Was man mit Gebet und Arbeit ehrlich erworben hat, das bleibt dann im Hause und wandert nicht mit Saus und Braus ins Wirtshaus oder mit Seufzen ins Leihhaus.

3. „Klein und rein!“ Klein, das will sagen: einfach, bescheiden, demütig. Rein, das will sagen: frei von Unrecht und ohne Schulden. Am Hochmut und am Borgen gehen viele zu Grunde. Sie wollen Herren sein, sich dienen lassen, aber nicht dienen. Das Borgen ist ein Unglück; leider ist's nicht gut zu vermeiden, wenigstens nicht immer und überall. Gar zu leicht gewöhnt man sich daran. „Holz im Walde und Schulden wachsen alle Tage,“ sagt ein liederlich Sprichwort. Laßt ihr das Holz wachsen; das ist ein Segen Gottes, wenn's wächst. Aber eure Schulden laßt nicht wachsen; denn sie machen euch bankrott. Anfangen ohne Schulden ist ein großer Segen; fortsetzen ohne Schulden ist ein noch größerer; endigen ohne Schulden ist der größte. Aber ich habe auch Leute gekannt, die mit Schulden anfingen, und das wurde ihnen auch zum Segen; denn sie strebten, dieselben zu bezahlen, weil sie die Qual der Schulden fühlten, und hüteten sich vor neuen.

4. „Behalte die Freude im Hause!“ Das klingt seltsam, und doch ist's gar viel wert. Es ist keine Freude erquickender als die, an welcher Frau und Kinder teilnehmen. Auch der Handwerksmann und der treue Arbeiter soll und muß seinen fröhlichen Tag einmal haben.

Wenn man am Sonntag in der Kirche gewesen ist, gebetet und auch zu Hause sich erbaut hat, so wird der Nachmittag nicht entweiht, wenn der Hausvater sich mit Frau und Kindern eine unschuldige Freude gönnt. Nach W. Örtel.

5. Am Grabe des Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

2. Träufte mir vom Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir gethan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süfser Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
duft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, grofs und hehr,
freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

M. Claudius.

6. Des Vaters Vermächtnis.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Kindheit an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als Du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt; ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen; darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause. Diese Welt ist für ihn zu wenig und die unsichtbare sieht er nicht und kennt sie nicht. Es ist nicht gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. Doch laß Dir nicht weiß machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen; über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Scheue niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr gelegen sein muß als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm Dir vor, mein Sohn, nichts wider seine Stimme zu thun; und was Du sinnest und vorhast, frag ihn zuvor um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend und dergleichen geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und unbedingt; denn die Wolken haben nicht alle Wasser. Manche meinen, sie haben die Sache, wenn sie davon reden können und davon reden. Worte sind nur Worte, und wo sie gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Wenn Dich jemand Weisheit lehren will, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und seine Kundschaft. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Wenn es Dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denk oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgeht und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert.

Schmeichle niemand, und laß Dir nicht schmeicheln! Sage nicht alles, was Du weißt; aber wisse immer, was Du sagst.

Lehre nicht andere, bis Du selber gelehrt bist. Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gern ihretwegen hassen.

Thue das Gute vor Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen!

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann; doch vertrau Dich nicht jedermann. Mische Dich nicht in fremde Dinge; aber die Deinigen thue mit Fleiß. Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer großmütig

sein; aber gerecht sei immer. Mache niemand graue Haare; doch wenn Du recht thust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen. Hilf und gib gern, wenn Du hast, und dünke Dich darum nicht mehr; aber wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dich darum nicht weniger.

Hänge Dich an keinen Großen! Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten aller Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmet, wenn sie auch nicht redet. Thu, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen. Wenn Du Not hast, so klage sie Gott. Habe immer etwas Gutes im Sinne!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest; habe einen freudigen Mut, und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater
Matthias Claudius.

7. Mutterliebe.

1. Drei Sterne weiß ich, welche Licht
den letzten Nächten spenden;
sie leuchten still, sie prahlen nicht;
es ist kein eitles Blenden.

2. Das Dunkel lastet tief und schwer,
was lindert deine Scheue?
Die Sonn' erlosch, doch nimmermehr
der Stern der Muttertreue.

3. Am Abgrund irrst du, siehst ihn nicht,
in Finsternis verborgen.
Wer zeigt ihn dir? Aus Wolken bricht
der Stern der Muttersorgen.

4. Wenn alle Welt den Armen läßt,
und wenn kein Wort ihm bliebe,
am ew'gen Himmel stehst du fest
Stern heil'ger Mutterliebe!

5. O Mutterliebe, Sorg und Treu!
Nie ausgeschöpfte Güte!
Und immer alt und immer neu!
Daß dich die Allmacht hüte!

Karl Immermann.

8. Das taube Mütterlein.

1. Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus hinein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
zum tauben Mütterlein.

2. Er tritt herein. Sie hört ihn nicht,
sie saß am Herd und spann;
da tritt er grüßend vor sie hin
und spricht sie „Mutter!“ an.

3. Und wie er spricht, so blickt sie auf,
und — wundervoll Geschick! —
sie ist nicht taub dem milden Wort,
sie hört ihn mit dem Blick.

4. Sie thut die Arme weit ihm auf,
und er drückt sich hinein;
da hörte seines Herzens Schlag
das taube Mütterlein.

5. Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
— so selig, so verklärt, —
ich wette, daß taub Mütterlein
die Englein singen hört.

Friedrich Halm.

9. Die Mutter im Sarge.

1. Eingesargt zum letzten Schlummer,
blaß, im weißen Sterbekleid,
ohne Schmerzen, ohne Kummer,
seh' ich dich mit stillem Leid,
vielgetreue Mutter du!
Jetzo trägt man dich zur Ruh!
Schlummre süß im kühlen Grunde
bis zur Auferstehungsstunde!

2. Auge, das mit Lieb und Sehnen
oft die Seinen angeblickt!
Segnend, mit viel tausend Thränen
haben wir dich zugedrückt.
Nie auf dieser Erde mehr
blickst du zärtlich auf uns her;
doch zu Wiedersehensgrüßen
wirst du heller dich erschließen.

3. Hand, die treulich uns geleitet,
die uns nichts als Liebe gab,
Freud' und Trost um uns verbreitet,
ruhe nun im stillen Grab!
Unermüdet war dein Fleiß,
und dein Tagewerk war heiß;
wenn die Toten auferstehen,
wird in dir die Palme wehen!

4. Edler Mund, — zum Reinen, Großen
und zu Lieb' und mildem Wort
freundlich, lieblich aufgeschlossen, —
nimmer tönest du hinfort;
aber was die Lippe sprach,
tönt in unserm Herzen nach,
bis nach langer Grabesstille
Halleluja dir entquille.

5. Herz, das ohne Falsch geschlagen
für den Gatten, für das Kind,
das uns sterbend noch getragen,
o, wie ruhest du so lind!
Weinend, dankend rufen wir:
„Ew'ger Segen folge dir!
Wann die Grüfte sich bewegen,
schlage wieder uns entgegen!"

6. Dann wird froh die Thräne fließen,
wie sie jetzt in Trauer fließt;
froh wird dich dein Kind begrüßen,
das dich heut' in Thränen grüßt;
dann, dann wird der schwere Stein
weg von deinem Grabe sein.
Christus war im Tod dein Leben;
ewig darfst du vor ihm schweben!

A. Knapp.

10. Bescheidenheit ist ein Schmuck des Lebens.

Die Bescheidenheit verleiht jedem Alter und jedem Stand Anmut; sie gereicht namentlich der Jugend zur schönsten Zierde.

Ein Beispiel pietätvoller Bescheidenheit und zugleich christlicher Demut gab Michael von Steinlein. Er stammte von armen Bauersleuten ab, schwang sich aber durch unermüdlichen Fleiß und durch sein streng sittliches Leben zu der Würde eines Erzbischofs von Bamberg empor. Auch in dieser hohen Stellung blieb der Kirchenfürst bescheiden und demütig, erinnerte sich gern an seine früheren ärmlichen Verhältnisse und ließ seine Eltern in seinem erzbischöflichen Palaste wohnen. Unter den Prunkgeräten des Palastes befand sich ein einfaches Kästchen und in demselben ein unscheinbarer irdener Topf, der durchaus nicht zu der Umgebung paßte. Hierüber befragt, erklärte der Erzbischof: „Mit diesem Topfe habe ich oft als armes Studentlein mein Mittagsmahl bei gutherzigen Leuten geholt; ich halte ihn deshalb hoch in Ehren. Er erinnert mich täglich an meine frühere Armut, an meine Wohlthäter und an die Gnade des lieben Gottes, der mich aus Niedrigkeit zu so hoher Stellung emporgehoben hat.“

Nach Nicklas.

11. Verzeih!

Warum findet dies kleine Wörtchen so schwer den Weg über die Lippen? Es wäre so oft ein Sonnenstrahl, der die harte Eisrinde, welche sich fest und immer fester ums Herz legt, schmelzen würde. Wie oft hat schon ein unüberlegtes Wort unsere Nächsten gekränkt, wie schnell hätte ein versöhnendes wieder alles ins rechte Geleise gebracht!

Aber wir Menschen suchen lieber den Fehler in andern, statt uns offen und ehrlich zu gestehen, daß wir selbst fehlten. Darum fort mit all dem falschen Stolz und Trotz, — reiche ohne Besinnen die Hand zur Versöhnung!

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

Fürs Haus.

12. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die kennte! denkst du. Freilich, ich verstehe sie auch nicht ganz; aber etwas davon hab' ich doch in Erfahrung gebracht; probier's einmal, ob's hilft.

Also: Nimm dir jeden Tag vor, heute jedermann zu erfreuen und, soviel du kannst, glücklich zu machen. Geh dann an deine Arbeit, und thu vor allem deine Pflicht! Du wirst froh und heiter dabei sein; denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Grofses zu sein, was du dem andern schenkst oder bereitest, thu es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefafst hat, wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder dein Herz.

Das ist die schönste geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, diesem, so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt die Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, was dem Allgemeinen: der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt, die den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Berthold Auerbach.

13. Aus deinem Auge wisch die Thrän'!

1. Aus deinem Auge wisch die Thrän',
sei stolz, und laß die Klage;
wie dir wird's manchem noch ergehn
bis an das End' der Tage.

2. Noch manch ein Rätsel ungelöst
ragt in die Welt von heute;
doch ist dein sterblich Teil verwest,
so kommen andre Leute.

3. Die Falten um die Stirne dein,
laß sie nur heiter ranken;
das sind die Narben, die darein
geschlagen die Gedanken.

4. Und wird dir auch kein Lorbeerreis
als Schmuck darum geflochten:
auch der sei stolz, der sonder Preis
des Denkens Kampf gefochten.

Joseph Viktor von Scheffel.

14. Die Hausräte.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, dafs Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht nichts Besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht auf das Unsrige und halten es zu Rat, so gut es gehen mag, und doch fleckt's nicht.“ Der Nachbar antwortete: „ „Ich wüfste nicht, was schuld daran sein sollte, es wären denn nur meine drei Hausräte, denen ich wohl das alles zu verdanken habe.“ “ — „Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?“ — „ „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze. “ “— „Ihr spottet.“ — „ „Es ist mein barer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heifst es denn: Aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heifst es denn: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werter Gast ankommt, und da heifst es denn: Aufgerichtet!“ “ — „Ich verstehe, Nachbar, was Ihr damit sagen wollt. Ihr meint, dafs drei Dinge nötig seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohlthun.“ — „ „Wenn Ihr's so nehmen wollt, so ist mir's recht; aber meine Hausräte lob' ich doch darum, dafs sie mich jederzeit mahnen, was zu thun ist; ich könnt's sonst leicht vergessen.“ “

Nach K. H. Caspari.

15. Häng's an die große Glocke nicht!

1. Häng's an die große Glocke nicht,
was dir das Herz bewegt, erregt:
die schallt wohl stark und laut;
doch hast du ihr vertraut,
was lange heilig du gehegt,
wird dir dafür auch Ehr' und Ruhm:
es ist nicht mehr dein Eigentum!

2. Häng's an die große Glocke nicht,
was Gutes, Liebes du gethan;
die schreit wohl in die Welt,
du seist ein Tugendheld,
und schmeichelt dir mit süßem Wahn;

doch ob sie's noch so weit geschrie'n:
dein Herzenslohn, er ist dahin!

3. Häng's an die große Glocke nicht,
was nur im Herzen klinget gut;
so mächtig sie auch schallt,
verhallt sie dennoch bald
und läßt dich arm und ohne Mut;
doch Schätze, die das Herz bewahrt,
sie sind für ew'ge Zeit gespart. Enslin.

16. Behüt dich Gott!

1. Behüt dich Gott an Seel und Leib,
daß Not und Schmerz dir ferne bleib';
des Vaters Aug, der Mutter Hand,
sie reichen nicht ins ferne Land;
behüt dich Gott!

2. Behüt dich Gott an Leib und Seel,
vor Sünd und Schand, vor Fall und Fehl;
dein kindlich Herz, vom Argen rein,
o hüt es wohl, wie Edelstein;
behüt dich Gott!

3. Behüt dich Gott! Dein Herz ist schwach,
hab Gott vor Augen, bet und wach;
sein guter Geist, o ruf ihn an,
er führe dich auf ebner Bahn;
behüt dich Gott! Karl Gerok.

17. Vom Dienen.

Verschiedene Ämter und Stände müssen sein. Am Himmel übertrifft ein Stern den andern an Klarheit. An unserm Leibe führt das Haupt die Herrschaft; Hände und Füße dienen. Sieh auch die Frucht des Feldes an! Der Halm trägt die Ähre; aber die Ähre hat die Ehre. Am Baume ruhen die Wurzeln, die ihm Nahrung zuführen müssen, im Verborgenen; Blätter und Blüten stehen im Sonnenglanze.

In einem Hause gibt es Herren und Diener. Gott hat es so geordnet und will, daß Knechte und Mägde in Einfältigkeit des Herzens ihren Herren dienen. Wer darin eine Ordnung Gottes sieht, dem kommt sein Stand nicht verächtlich vor; er dient um Gottes willen; Werke aber, in Gott gethan, sind

Ehrenwerke. Knechte und Mägde, welche in solcher Gesinnung dienen, können nicht in einem Jahre drei oder vier Herrschaften haben; sie laufen wegen saurer Arbeit und wegen eines harten Wortes nicht gleich aus dem Dienste. Ein rechter Gesell hat nicht alle vier Wochen einen neuen Meister, und ein Lehrling, welcher zugleich in der Lehre des rechten Meisters steht, hat nicht schon drei oder vier Meister gehabt, ehe er ausgelernt hat.

Dem rechten Gesinde ist der Herrschaft Ehre seine Ehre, der Herrschaft Schande eigene Schande. „Unser Haus,“ sagen rechte Knechte und Mägde. Ordentliches Gesinde läuft nicht fort, wenn ihm irgendwo ein Thaler mehr geboten wird; es zieht nicht fort, wenn Gott schwere Tage über die Herrschaft schickt. Es spricht: „Haben wir Gutes mitgenossen, wie sollten wir das Böse nicht mittragen?“

Es müssen viele in der Welt dienen. Aber mancher spricht: „Leider ja, ich muß dienen; ich kann einmal nicht anders durch die Welt kommen; mein Stand, mein Herkommen bringt es so mit sich.“ „Muß“ aber ist ein bitter Kraut, und aus bittern Kräutern fließen bittere Säfte. Das kalte Muß gibt keine Freudigkeit. — Viele dienen um des Lohnes willen. Aber wenn das kalte Geld das Herz des Dieners regiert, so steht sicher die Untreue vor der Thür. — Manche sind zufrieden in ihrem Dienste, weil die Herrschaft freundlich ist. Aber Menschenfreundlichkeit ist wie der Mond; sie scheint nicht immer. Bald ist sie voll, bald halb, bald nur ein armes Sichelchen, bald ist sie ganz weg. Es dient sich nur leicht und freudig, wenn man es thut um Gottes willen. Dann dient man einem Herrn, dessen Gnade einen Tag wie den andern scheinet auf alle, die ihn lieb haben.

Treue Diener finden ihren Lohn oft schon bei Menschen, wie Abrahams Hausvogt. Aber den rechten Lohn gibt ein anderer. Er lohnt nicht mit kaltem Gelde, sondern mit seiner Gnade, nicht vierteljährlich, sondern täglich. Dem treuen Diener gibt er am Morgen Kraft zum Schaffen, zum Dulden und Tragen. Während der Arbeit ruft er ihm zu: „Fürchte dich nicht; denn ich bin bei dir!“ Am Abend schenkt er ihm Frieden, und des Nachts nimmt er ihm seinen Kummer vom Herzen. — Wenn dann das Freijahr kommt, spricht er: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über wenig getreu gewesen bist, so will ich dich über viel setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!“ Ahlfeld.

18. Morgengebet.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht;
die Lerche schlägt; der Tag erwacht;
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.

2. Sie scheint in Königs Prunkgemach;
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

3. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über jedes Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
uns gnädig wollte bewahren!

4. Wohl mancher schloß die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn erhebt.

Friedr. von Schiller.

19. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

1. Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben,
so hell der Morgen und so schön der Tag:
oft hat sich spät noch schwül Gewölk erhoben,
der Abend schloß mit Sturm und Wetterschlag.

2. Du sollst den Tag nicht vor dem Abend schelten;
nach Regengüssen und nach Sturmesnot
oft sahst du, wie die Wolken sich erhellten,
der Tag verglomm in goldnem Abendrot.

3. Am schönen Morgen lobe du den Morgen,
am heißen Tag thu redlich deine Pflicht,
und für den Abend laß den Himmel sorgen,
der beides schickt, Gewölk und Sonnenlicht.

Karl Gerok.

20. Gute Nacht!

1. Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!
Neigt der Tag sich still zu Ende,
ruhen alle fleiß'gen Hände,
bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

2. Geht zur Ruh!
Schließt die müden Augen zu!
Stille wird es auf den Straßen;
nur den Wächter hört man blasen,
und die Nacht ruft allen zu:
Geht zur Ruh!

3. Schlummert süß!
Träumet euch ins Paradies!
Wem die Sorge raubt den Frieden,
sei als süßer Traum beschieden,
daß ihn Gott als Freund begrüß.
Schlummert süß!

4. Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht!
Schlummert, bis der neue Morgen
kommt mit seinen neuen Sorgen,
ohne Furcht; der Vater wacht.
Gute Nacht!

Theodor Körner.

21. Heilige den Sonntag!

Nicht menschliche Einrichtung ist der Sonntag: er ist Gottes heilige Stiftung. Der hat ihn gegründet durch seine Ruhe am siebenten Schöpfungstage. Darum gebietet er zuerst Ruhe. Ruhe braucht jedes Geschöpf. Ruhe braucht selbst die Erde, daß sie sich erhole von ihrer Sommerarbeit. Ruhe braucht der Mensch; denn es ist eitel Mühe und Arbeit auf der Erde. Im Schweiße unseres Angesichtes sollen wir unser Brot essen; da muß der Leib Ruhe haben. Wer die ganze Woche gebückt an seiner Arbeit gestanden hat, der will sich auch einmal gerade aufrichten; darum gebietet Gott: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk thun.“ — Doch die Ruhe des Leibes ist nicht die einzige. Jeder Christ hat seinen äußeren Beruf. Jeder Beruf hat seine eigene Art. Einer hat die Woche über Gedanken des Handels und Wandels; ein anderer denkt an sein Handwerk; ein dritter dient als Arbeiter seinem Herrn; das Kind arbeitet für seine Schule. Wenn das ohne Rast fortginge, so würden sich die Kräfte der Seele bald verzehren. Darum gibt uns Gott einen Feier- und Ruhetag.

Indem ich aber an diesem Tage meinen irdischen Beruf beiseite lege, soll ich an einen andern Beruf denken. Die Seele soll den Sorgen und Gedanken des Alltagslebens entfliehen. Am Sonnabend holt sich der Arbeiter seinen Lohn, wovon er die künftige Woche leben will. Aber der Mensch lebt nicht vom Brote allein; es gibt auch einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Das Brot und Wasser des Lebens reicht dir Gott am Sonntage. Darum ist der Sonntag die Perle der Tage, die Kraft der Woche, der Quell der Wüste. Brauche ihn, wozu er gesetzt ist! Ahlfeld.

22. Weihnacht.

1. Wie bewegt sich wundersam
euer Hall, ihr Weihnachtsglocken,
daß ihr kündet mit Frohlocken,
daß zur Welt die Gnade kam.

2. Überm Hause schien der Stern,
und in Lilien stand die Krippe,
wo der Engel reine Lippe
Hosianna sang dem Herrn. —

3. Herz, und was geschah vordem,
dir zum Heil erneut sich's heute:
dies gedämpfte Festgeläute
ruft auch dich nach Bethlehem.

4. Mit den Hirten darfst du ziehn,
mit den Königen aus Osten,
und in ihrer Schar getrosten
Muts vor deinem Heiland knie'n.

5. Hast du Geld nicht und Rubin,
Weihrauch nicht und Myrrhenblüte:
schütt aus innerstem Gemüte
deine Sehnsucht vor ihn hin.

6. Sieh, die Händchen zart und lind
streckt er aus zum Born der Gnaden,
die da Kinder sind, zu laden;
komm, und sei auch du ein Kind!

Geibel.

23. Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

1. Willkommen, o fröhlicher Ostertag!
Nun klingt es wie Psalmen in Lüften;
nun lebet, was welk und erstorben lag;
nun grünt es auf Gräbern und Grüften;
du Erde so sonnig, du Himmel so blau,
ihr Wölkchen so licht und ihr Winde so lau,
was lebt in der Luft, und was webt auf der Au, —
wer feiert die fröhlichsten Ostern?

2. Vorüber wandl' ich am Gartenzaun:
schon säumet mit Grün sich die Hecke,
schon schwellen die Knospen so saftig braun,
schon keimt's in der heimlichsten Ecke:

die Primel, sie wärmt sich im Sonnenschein,
das Veilchen, es duftet am schattigen Rain,
und alle Blümchen, sie stimmen mit ein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

3. Nun wall' ich hinaus in das sonnige Feld;
da girrt es und schwirrt in den Zweigen;
der Buchfink baut sich sein lustig Gezelt,
und die Lerche lobsinget im Steigen,
und die Vöglein all' auf dem Berg und im Thal,
sie stimmen die Kehlen zum Frühlingschoral;
sie grüfsen mich munter und rufen zumal:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

4. Da hör' ich von ferne noch helleren Klang;
die Kinder, sie tanzen den Reihen;
die dumpfige Stube verschlofs sie so lang,
nun spielen sie wieder im Freien;
sie schlagen den Reif und werfen den Ball;
die munteren Füllen, entsprungen dem Stall,
sie tummeln sich lustig und rufen mir all':
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

5. Doch abseits an der Linde auf hölzerner Bank,
da sitzet ein Paar, sich zu sonnen;
die Tochter, sie führet die Mutter so krank,
die heute dem Lager entronnen;
wie erwärmt ihr die Sonne das matte Gebein,
wie schlürft sie die Lüfte, die labenden, ein!
Vier Augen leuchten in seligem Schein:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

6. Nun aber hör' ich in festlichem Chor
vom Turme die Glocken erschallen;
still tret' ich mit ein in das heilige Thor,
da braust es durch dämmernde Hallen:
Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht,
der Tod ist verschlungen, der Sieg ist vollbracht,
lobsinget, ihr Christen, und jauchzet mit Macht:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

7. Und als ich trat aus dem Gotteshaus,
da grünten die Gräber im Kreise;
da sucht ich mir eines, mein teuerstes, aus,
dort stand ich und betete leise;

da säuselt in Lüften ein seliger Klang,
wie wenn sein Gefieder ein Engelein schwang;
da tönt es hernieder wie Seraphsgesang:
Wir feiern die fröhlichsten Ostern! Karl Gerok.

24. Pfingstlied.

1. Pfingsten ist kommen; nun schmückt sich der Wald und die Heide;
Garten und Wiese, sie prangen im festlichen Kleide;
nieden die Flur,
droben der blaue Azur
glänzet im Frühlingsgeschmeide.

2. Pfingsten ist kommen; so komm auch, der alles belebet,
Odem des Höchsten, der einst auf den Wassern geschwebet,
der mit Gebraus
vormals zu Salem durchs Haus
und durch die Herzen gebebet!

3. Komm auf die Fluren, durchrausche des Waldes Geäste!
Jegliches Blatt mach zur preisenden Zunge beim Feste!
Jeglicher Halm
stimm in den fröhlichen Psalm,
leise durchsäuselt vom Weste!

4. Sammle im Feld und im Wald die beschwingte Gemeine,
daß sie die Stimmen zum Preise des Schöpfers vereine;
Lerche bei Tag,
abends der Nachtigall Schlag
juble, wie trunken vom Weine!

5. Komm in die Kirchen, schon klingen die Glocken in Chören;
mächtig ertönt's durch der Orgel gewaltige Röhren;
nahe wie fern
soll man die Thaten des Herrn
festlich verkündigen hören.

6. Rühre den Lehrern die Zungen, gewaltig zu zeugen!
Rühre den Hörern die Herzen, vor Gott sich zu beugen,
wie auf der Flur,
drüber der Morgenwind fuhr,
nickende Halme sich neigen!

7. Komm in die Häuser, durchlüfte, was dumpfig und düster!
Sammle am friedlichen Tisch die entzweiten Geschwister!
Linde und leis
geh durch den häuslichen Kreis,
sanft, wie mit Engelsgeflüster.

8. Mahne die Greise, wie treulich der Herr sie getragen!
Sage den Gatten von bräutlichen, seligen Tagen!
Heilige Lust
laß in der Jünglinge Brust
mächtige Fittiche schlagen.

9. Komm in die Kammer des bleichen, verlassenen Kranken!
Säusl' ihm durchs Fenster, das blühende Reben umranken!
Sprich ihm ins Herz,
himmlischer Tröster im Schmerz,
göttliche Friedensgedanken!

10. Weh um des Sterbenden Stirne mit kühlenden Palmen!
Öffn' ihm den Blick nach der Ewigkeit sonnigen Almen!
Flüstr' ihm ins Ohr
Töne vom oberen Chor,
Klänge von himmlischen Psalmen!

Karl Gerok.

25. Drei Gaben Gottes.

1. Gott hat das Auge dir verliehn,
daß du, verfolgend seine Spur,
ihn findest, der sich offenbart
dir in den Wundern der Natur.

2. Gott gab zum Auge dir das Ohr,
daß du vernehmen sollst sein Wort
und alles, was durch ihn geschehn,
der alles Heiles Fels und Hort.

3. Und auch die Sprache gab er dir,
daß du in Worte fassen kannst,
was du an Gotteskenntnis hier
durch Auge und durch Ohr gewannst.

Julius Sturm.

26. Lebensregeln in Dichterworten und Sprichwörtern.

Trachte, daß dein Innres werde
glänzend und dein Äußres rein,
jede Miene und Gebärde,
jedes Wort ein Edelstein. (Rückert.)

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
das andre wird sich von selber machen. (Logau.)

Nicht, was du bist, ist's, was dich ehrt;
wie du es bist, bestimmt den Wert. (L. Vogel.)

Gesegnet sei dir beides, Schmerz und Lust
und jedes Werk, das du vollenden mußt;
doch Gott bewahre dich zu deinem Heile
vor Krankheit, Mißmut, Langeweile. (E. Geibel.)

Und ist auch der Himmel von Wolken grau,
hoch droben leuchtet das ewige Blau.
Und ist auch die Erde winterlich weiß,
der Frühling schlummert tief unter dem Eis.
Und ist auch voll Gram und Kummer dein Herz,
es blühet dir Freude aus Nacht und Schmerz. (E. Geibel.)

Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
das Unvermeidliche mit Würde tragen,
das Rechte thun, am Schönen sich erfreu'n,
das Leben lieben und den Tod nicht scheu'n
und fest an Gott und bessre Zukunft glauben,
heißt leben, heißt: dem Tod sein Bittres rauben.

Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. — Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück. — Was du kannst am Abend thun, laß nicht bis zum Morgen ruhn. — Wer Ordnung hält und liebet sie, erspart sich viel Verdruß und Müh. — Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an, und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan. (Rückert.) — Nachlässigkeit in kleinen Dingen wird dich in großen Schaden bringen. — Vor fremdem Gut bewahr die Hände, sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende. — Höfliche Worte vermögen viel und kosten wenig. — Nachgeben stillt den Krieg. — Zu guter Nachbarschaft gehört nicht das allein, nicht weh zu thun, auch dem, der weh that, zu verzeihn. (Rückert.) — Nicht, wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf. — Es muß sein; schick dich drein. — Sorge, aber sorge nicht zu viel; es geht doch, wie's Gott haben will.

Der Beruf.

27. Wo wohnt das Glück?

O, frag mich nicht: Was ist denn Glück?
Sieh vorwärts nicht, noch sieh zurück!
O, such es nicht in weiter Ferne
auf diesem oder jenem Sterne!
O, such's nicht dort, und such's nicht hier!
Es wohnet nur in dir.

Und wenn du's da nicht finden magst,
umsonst ist, daß du weinst und klagst,
umsonst dein Sehnen, dein Verlangen,
umsonst dein Hoffen und dein Bangen.
O, frag mich nicht! — Das Glück sind wir;
das Glück wohnt nur in dir.

Hoffmann v. Fallersleben.

28. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Bekanntmachung eines Kaufmannes, durch welche ein Kaufmannslehrling gesucht wurde, meldeten sich 50 Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die andern. „Ich möchte wohl wissen," sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest?" — „Du irrst," lautete die Antwort; „dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er putzte seine Füfse ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thüre zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten lahmen Manne, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat Manieren. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stiefsen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran, — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, dafs sein Rock gut ausgebürstet war und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weifs, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen habe als auf das, was in schönklingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht."

Magdeburger Zeitung.

29. Das Lehrlingswesen im Mittelalter.

Daß jeder, der ein Handwerk oder Gewerbe treiben will, es erst lernen muß, ist selbstverständlich. Nur war in früherer Zeit nicht näher vorgeschrieben, wie die zum Handwerksbetriebe erforderlichen Kenntnisse zu erwerben waren. Die Handwerkssatzungen schrieben erst nur vor: wer das Handwerk treiben wolle, müsse es mit der Hand wirken können; später erst verlangten sie Eintritt in die Lehre und Verharren in derselben während einer bestimmten Zeit. Ehe diese Lehrzeit förmlich geregelt war, genügte auch ein Probestück zum Nachweise, daß man das Handwerk verstehe, z. B. für einen Bäcker das Backen in des Meisters Ofen. Es kam früher vor, daß gewisse Handwerke mit dem Orte, wo sie ausgeübt wurden, sich vererbten, z. B. Brot- und Fleischbänke. Konnten solche Erben nicht angehalten werden, das Handwerk zu lernen, so wurden sie doch verpflichtet, nur mit solchen Gehilfen zu arbeiten, welche dasselbe erlernt hatten. Soweit nun aber etwas von Zünften bekannt ist, so war von denselben das regelrechte Lernen ihres Handwerks stets vorgeschrieben. Den ersten urkundlichen Nachweis des Lehrzwangs finden wir 1304 bei den Müllern in Zürich. In der Folge wurde dann die Zahl der Lehrlinge beschränkt, einerseits, um möglichst gründliches Lernen zu ermöglichen und dann, um im Interesse der Zunft die Meister, die doch aus den Lehrjungen hervorgingen, nicht allzu zahlreich werden zu lassen. Einem Meister war nicht gestattet, zu gleicher Zeit mehr als einen Lehrling zu halten; er mußte oft sogar nach dessen Austritt noch eine gewisse Zeit warten, ehe er einen neuen annehmen durfte. Auch konnte nicht jeder junge Mensch als Lehrling angenommen werden. Ordentlicherweise war die erste Bedingung das männliche Geschlecht. Doch war nicht verwehrt, daß ein Meister seine Frau oder Tochter in seinem Berufe unterrichtete. Anderseits waren die Witwen der Meister, ohne vom Handwerk etwas zu verstehen, rechtmäßige Zunftmitglieder. Endlich gab es auch wirkliche weibliche Lehrlinge, „Lehrtöchter“, und manche Stadtrechte stellen die Annahme von Knaben und Mädchen als Lehrlinge völlig gleich, z. B. in Augsburg 1176, in Nürnberg 1564, in Mühlhausen (Thüringen) 1629. Die zweite Bedingung der Aufnahme zum Lehrling war die eheliche Geburt; doch fanden zahlreiche Ausnahmen statt; nur wurden die Unehelichen meist in Rechten den Ehelichen nachgesetzt; bald konnten sie nicht Meister, bald nicht in die Zunft aufgenommen werden u. s. w. Manche Zünfte dagegen waren so streng, daß sie auch eheliche Abkunft der Eltern verlangten oder die Legitimation der Kinder durch nachfolgende Ehe der Eltern nicht anerkannten. Drittens wurde ehrliches Herkommen verlangt, d. h. von Eltern,

die nicht einer anrüchigen Berufsart angehörten. Ein viertes Erfordernis, bürgerliche Geburt, d. h. von Eltern aus der Bürgerschaft der betreffenden Stadt, kam in Nürnberg vor; ein fünftes, die Abstammung von Meistern desselben Handwerks, gab es im vierzehnten Jahrhundert in mehreren Städten, doch nur bei den Bäckern und Metzgern, deren Gewerbe sich an bestimmte Häuser oder Örtlichkeiten als Realrechte knüpften. Nur selten war für den anzunehmenden Lehrling ein gewisses Alter vorgeschrieben, und erst seit dem 16. Jahrhundert meist das vierzehnte Jahr. Die Annahme eines Lehrlings hing demnach nicht vom Meister, sondern vom Handwerk ab, als dessen Angehöriger er gewöhnlich galt, und das sogar an die Stelle der Eltern trat. Der Lehrling wurde durch die Annahme zum Verbleiben während einer gewissen Zeit und der Meister zu seinem Unterricht und Unterhalt verpflichtet. Dies Verhältnis zu lösen, war sehr schwierig, wo nicht unmöglich. Damit es aber andauere, war vielfach eine sogenannte Probezeit oder ein „Handwerksversuch“ eingeführt; doch hatte diese sehr verschiedene Dauer, meist zwischen acht Tagen und drei Monaten. Nach Ablauf derselben wurde der Lehrling durch das Handwerk aufgenommen, und zwar in Gegenwart zweier oder mehrerer Handwerksvorsteher oder anderer Meister, seit dem sechzehnten Jahrhundert aber meist vor dem ganzen Handwerke. Seit dieser Zeit mußte ein Lehrling, welcher nicht von einem zum andern „Gebot“ (d. h. Handwerksversammlung), das nur alle Vierteljahre stattfand, warten wollte, auf seine Kosten, die nicht unbeträchtlich waren, ein außerordentliches Gebot erbitten. Zu dieser Versammlung erschien er mit den Eltern oder ihren Vertretern und seinem Meister und mußte sich über die erwähnten Erfordernisse zur Annahme ausweisen. Sowohl seine, als des Meisters Persönlichkeit kam zur Erwägung, und wenn beides in Ordnung war, so wünschte man dem Lehrling zur Aufnahme mit Handschlag Glück. Vielfach mußte er auch der Stadt einen Eid der Treue leisten. Die Aufnahme war mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden, welche meist der Lehrling allein, manchmal aber auch in Gemeinschaft mit dem Meister oder unter dessen Bürgschaft tragen mußte. Die Entrichtung geschah teils in Geld, teils aber, namentlich früher, in Wachs oder Lichtern für kirchliche Zwecke der Bruderschaft, zu welcher bereits der Lehrling gehörte, und fiel in die „Büchse“, d. h. wurde zum gemeinsamen Nutzen des Handwerks verwendet. Dazu kam an vielen Orten ein Trunk Wein oder Bier, wozu später noch Speise (Brot und Käse) und endlich ganze Mahlzeiten kamen, die aber wegen dabei vorkommender Ausschreitungen oft in Geldbeträge verwandelt wurden, bald vom Handwerk selbst, bald von der Obrigkeit. Die Dauer der Lehr-

zeit hing von der Vorschrift des Handwerks ab; sie schwankte in Deutschland von einem bis zu sechs Jahren; nur die Goldschmiede hatten acht Jahre zu lernen. In der Regel wurde einem älteren Lehrling eine kürzere, einem jüngeren eine längere Lehrzeit auferlegt. Der Betrag des Lehrgeldes hing von den Bestimmungen der auf Handwerkstagen für gewisse Gegenden versammelten Meister des Handwerks ab. Der Meister war verpflichtet, den Lehrling zum Kirchen- und Religionsunterrichtsbesuch, zu Gottesfurcht und Ehrbarkeit ernstlich anzuhalten und so zu erziehen, als ob er sein Sohn wäre. Er mußte dafür sorgen, daß derselbe ohne sein Wissen und seinen Willen nicht aus dem Hause ging, nicht auf den Gassen herumstrich und zu rechter Zeit nach Hause kam. Vielfach war verboten, den Lehrling zu häuslichen Arbeiten, die nicht zum Handwerk gehören, zu verwenden. Es war dem Meister ferner untersagt, denselben hart und grausam zu behandeln; doch war ihm Züchtigung mit Ruten gestattet, nicht aber mit Waffen oder bis zur Verwundung. Fortschicken durfte der Meister den Jungen nur wegen Diebstahls und unsittlichen Wandels. Entlief aber derselbe, so mußte das Handwerk dem Meister Schadenersatz leisten. Unter welchen Bedingungen der Meister den Entlaufenen wieder anzunehmen hatte, war sehr verschieden geordnet. Hatte der Junge am Ende der Lehrzeit nichts gelernt, und erwies sich, daß der Meister die Schuld daran trug, so wurde jener zu einem andern Meister gebracht, und der frühere mußte alle Kosten und dazu noch eine Strafe tragen. Daß der Lehrling aber etwas gelernt, ergab sich bei einigen Handwerken aus einer Arbeit, die er zu vollbringen oder einer Prüfung, die er zu bestehen hatte. Bei den meisten Handwerken konnte, wenn die Lehrzeit in Ordnung vollendet war, der Lehrling die „Lossprechung“ und die Aufnahme zum Gesellen verlangen. Zuerst kam die Lossprechung, wodurch der Lehrling zu der Mittelstufe des Jüngers, Mittlers oder Halbgesellen stieg, und sodann die Aufnahme zum Gesellen. Die Lossprechung fand in ähnlicher Weise wie die Annahme zum Lehrling vor versammeltem Handwerk statt. Die Kosten der Lossprechung waren denen der Aufnahme entsprechend, meist aber geringer. Zum Zwecke der Aufnahme unter die Gesellen wurde der nunmehrige „Jünger“ diesen übergeben, welche bei der Lossprechung mit mehr oder weniger Befugnissen anwesend waren. Die nun folgende Zeremonie war die wichtigste im Leben des Handwerkers, artete aber vielfach so aus, daß sie als ein Anlaß, den Jünger zu quälen, unvorteilhaft bekannt wurde; man nannte sie in der Zunftsprache: Hänseln, Taufen, Schleifen, Hobeln, Feuer aufblasen u. s. w. Sie hatte aber in allen ihren Teilen eine symbolische Bedeutung mit moralischem Zwecke. Die Benennung „Hänseln“

war von „Hansa" (Bund) abgeleitet, und es kam auch bei den Lehrlingen der Kaufleute, namentlich der Hansastädte vor, und zwar mit viel verwickelteren und auch lästigeren, sogar gefährlicheren Gebräuchen als bei den Handwerkern. Manche Handwerke hatten gar keine derartigen Gebräuche, während dieselben bei mehreren sehr mannigfaltig waren.

Nach Reidelbach.

30. Der Lehrling.

Du Lehrling, du, der noch die Bürde
der herben Lehrzeit tragen muß,
wenn sie dir noch so drückend würde,
halt aus in Ehren bis zum Schluß!

Je enger deiner Freiheit Schranken
die strenge Zucht des Lehrherrn setzt,
je inn'ger wirst du's einst ihm danken,
wenn man um deinen Fleiß dich schätzt.

Karl Weise.

31. Umgang mit den Bösen.

Der Sohn des Vaters geht mit schlimmen Kameraden;
der Vater fürchtet, daß sie seinen Sitten schaden.
Er mahnet wiederholt: „Mein guter Sohn, o nimm
vor ihnen dich in acht! Der Bösen Näh' ist schlimm."
Allein es spricht der Sohn in jugendlichem Mut:
„Und wären sie so schlimm, sie werden durch mich gut." —
Der Vater denkt: „Was soll ich meine Worte mehren?
Doch was kein Wort ihn lehrt, das wird ein Bild ihn lehren."
Er geht mit seinem Sohn zum Garten hin und sucht
vom allerbesten Baum die allerschönste Frucht,
die, rein herangereift, in unbeflecktem Glanz,
mit Wangen rotbestreift, ist kerngesund und ganz.
Bedächtig pflückt er sie und legt sie wohl bewahrt
ins Körbchen, unterstreut mit Blättern, frisch und zart;
doch ihr zur Seite legt er eine angebrochne,
vom Wurmfraß krankende, von Wespen angestochne,
und spricht zu seinem Sohn: „Bewahre die im Hause;
beim nächsten Feste soll sie dienen uns zum Schmause."
„Doch, Vater," spricht der Sohn, „nicht halten wird sie sich;
vom Nachbar angesteckt, verdirbt sie sicherlich."
Der Vater spricht: „Was kann der guten Frucht das schaden?
Gut machen wird sie schon den schlechten Kameraden.
Trag sie nur in das Haus, und denke mit Verstand
darüber nach; du hast dich selbst in deiner Hand."

Fr. Rückert.

32. Wie ein alter Meister über Höflichkeit dachte.

Das Sprichwort: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land,“ gab mir viel Stoff zum Denken.

Wahre Höflichkeit und Bescheidenheit sind Zwillinge. Warum haben denn wir Alten die Höflichkeit an jungen Leuten so gern? Es ist wahrhaftig nicht Verdruß über verletzte, dem Alter schuldige Ehrerbietung, wenn uns das unhöfliche Wesen mancher Jünglinge unangenehm berührt; es ist die Überzeugung, daß so ein junger Mensch auf ganz verkehrtem Wege ist, der ihn, wenn nicht ins Verderben, so doch weit ab von seinem Lebenswege führen muß. Solche, die mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen, werden bald spüren, daß die Wand härter ist als ihr Kopf; sie werden sich diesen entweder ganz einrennen oder doch die Hörner abstoßen. Beides macht Schaden.

Die allergewöhnlichste Höflichkeit kann sich jeder, auch im niedrigsten Stande, aneignen und angewöhnen; er darf nur acht geben, wie es gebildete Leute machen, die z. B. keine Stube betreten, ohne erst anzuklopfen, nicht mit der Pfeife oder Zigarre im Munde jemand besuchen, nicht unflätig in die Stube spucken, nicht beim Eintreten die Mütze oder den Hut aufbehalten u. s. w. Für die wohlthuendste Höflichkeit gegen groß und klein halte ich das schnelle Begreifen und feine Erraten, wie wir jemandem gefällig sein können, ohne daß er uns darum bittet. In diesem Sinne kann auch ein sonst rauher, derber Mann recht höflich sein. Ein Beispiel wird das verdeutlichen. In einer Nachbarstadt wurde einmal ein Kirchenkonzert abgehalten, dem ich auch beiwohnte. Um einen Platz zu bekommen, ging ich zeitig dorthin. Die Kirche füllte sich bald so an, daß ein guter Platz nicht mehr zu haben war; endlich gab es gar keinen Sitzplatz mehr. Eine Menge junger Herrchen sah mit Neid auf mich, ja einer bot mir eine Mark für meinen Sitz. Ich war aber ermüdet vom langen Wege, hielt für meine alten Glieder das Sitzen für zuträglicher als das Stehen und lehnte das Angebot kurz ab. Jetzt trat eine Frau in mittleren Jahren ein. Betrübt sah sie sich um; kein Plätzchen war mehr zu finden. Ich kannte sie nicht, dachte aber in meinem Herzen: „Dieser Mutter — sie hatte ein Mädchen bei sich — wird es ein Gefallen sein, wenn sie sich setzen kann.“

Freundlich nahm sie den Platz an, den ich ihr freundlich bot, und dankbar rühmte sie daheim ihrem Manne die Höflichkeit eines Unbekannten, wie ich später zufällig erfuhr.

Wie oft hatte ich Gelegenheit, Fremden den Weg zu weisen! Was nützt das viele Beschreiben, dachte ich, du gehst selbst eine Strecke mit. Und wie dankbar freundlich nahmen es die Leute

an und wollten gar nicht glauben, daß ein Mensch dem andern so hilfreich uneigennützige Dienste leisten könne! Was dann einer im Orte thut, das wird der ganzen Gemeinde zugerechnet, und die Fremden sagen daheim, und wohin sie sonst kommen: „In N. gibt es höfliche Leute wie nirgends.“ Und bringt solche Höflichkeit auch keinen unmittelbaren Nutzen, — denn wenn man sich bezahlen läßt, so ist es keine Gefälligkeit und Höflichkeit mehr, — so bringt sie doch Land und Ort in guten Ruf. Auch kommt wohl einmal eine Gelegenheit, bei der dir die Gefälligkeit unerwartet vergolten wird. So ging es mir z. B. mit der Dame, der ich beim Kirchenkonzerte meinen Platz abtrat. Ich hatte viele Jahre darauf in der Residenz in Gemeindeangelegenheiten zu thun; dabei sollte und mußte ich mit der höchsten Landesbehörde selbst verkehren. Du lieber Himmel! Wenn unsereiner in eine so große Stadt kommt, sieht er den Wald vor lauter Bäumen nicht, weiß nicht, wo aus noch ein. Da stand ich auf der großen Schloßstraße und gaffte die hohen Häuser an und sann, wie ich's anfangen sollte, um vor die rechte Schmiede zu kommen. Auf einmal ruft eine weibliche Stimme: „He, lieber Mann, was suchen Sie denn?“ Ich sehe auf, und — wunderbar — es war die Frau vom Kirchenkonzerte. Ehe ich noch den Hut recht abgezogen hatte, stand schon ein Dienstmädchen neben mir, das mich einlud, hinauf ins Zimmer zu kommen. Daß ich es kurz mache! Hier war ich an die rechte Schmiede gekommen. Der Mann der Frau wies mir die Wege, gab mir Rat, und — meine Angelegenheit wurde bald und gut zu Ende gebracht. Wer hätte mir damals in der Kirche gesagt, daß der Mann jener Frau bald in die Hauptstadt befördert werden und mir für solche geringe Höflichkeit ein zehnfacher Vergelter sein würde?

Kurz, Höflichkeit macht Edelmann und Bürger, jung und alt, Mann und Weib beliebt. Wer's besser wissen will, versuche es mit der Unhöflichkeit. Er wird wohl sehen, wie weit er kommt.

Nach Weber.

33. Das Gesellenwesen des Mittelalters.

Nachdem die Zünfte entstanden waren, mit welcher Erscheinung natürlich eine Vervollkommnung der Gewerbe Hand in Hand ging, gliederten sich auch die Handwerker nach dem verschiedenen Grade ihrer Kunstfertigkeit in gewisse Stufen, welche man im Mittelalter als: Lehrknechte (Lehrlinge), Knechte (Gesellen) und Meister unterschied. Das Verhältnis war, nach diesen Benennungen zu schließen, ursprünglich ein dienstliches und nach dem Geiste des Mittelalters überhaupt ein patriarchalisches. Selbst die Gesellen mußten damals, einige Handwerke (Tuchmacher, Zimmerleute, Maurer und Buch-

drucker) ausgenommen, bei ihren Meistern wohnen und durften keine Nacht außerhalb des Hauses zubringen. Sie durften sich auch, mit obigen Ausnahmen, nicht verheiraten, noch eignen „Rauch führen“, und auf das strengste war bei ihnen jeder unsittliche Wandel verpönt, der sogar für immer vom Aufsteigen zur Meisterschaft ausschließen konnte. Auch war den Gesellen vorgeschrieben, wann und wie hoch sie spielen durften, wie sie sich beim Trinken zu verhalten hatten und wie lange sie arbeiten mußten und durften; für Übertretung dieser Vorschriften, wie für Ungehorsam und unehrerbietiges Benehmen erlitten sie Strafe. Dagegen waren die Meister verpflichtet, für kranke Gesellen zu sorgen.

Im Mittelalter äußerte sich alles Leben der Menschen in der Gestalt von Körperschaften, Vereinen, Innungen oder Zünften. Es lag also den Gesellen der Gedanke nahe, sich, gleich den Meistern, zu vereinigen. Sie wurden in diesem Streben von der Geistlichkeit unterstützt; denn diese verschaffte ihren „Bruderschaften“ kirchliche Rechte. Eine weitere Begünstigung ging von den Patriziern der Städte aus, welche in den Gesellen ein Mittel sahen, die ihnen feindlichen Zünfte zu schwächen. Endlich wurde das Entstehen von Gesellenvereinen (Gesellenschaften, daher das Wort „Gesellschaft“) durch das den Gesellen für eine bestimmte Zeit (1 bis 6 Jahre) vorgeschriebene und seit dem 15. Jahrhundert allgemein gewordene Wandern von Ort zu Ort in mancher Hinsicht gefördert, obschon damit durch das „Fechten“ viel Unfug getrieben und viele Gesellen durch Werber in Kriegsdienste gezogen wurden.

Die Gesellenverbände nannten sich meistens „Bruderschaften.“ Vorwiegend hatten sie einen kirchlichen Charakter, und dann war ihre Aufgabe die Fürsorge für die Vertretung der Genossenschaft in der Kirche und die Fürsorge für die Unterstützung der armen und für die Verpflegung der kranken Gesellen. An Festtagen traten ihre Mitglieder mit reich geschmückten, kostbaren Kerzen auf; für verstorbene Mitbrüder ließen sie eine „singende Seelenmesse“ halten. Beim Leichenbegängnis eines Mitbruders, sowie bei der Messe und dem Opfer für einen solchen durfte kein Mitglied fehlen. Kranke und arme Mitbrüder wurden durch die Kasse unterstützt, und die Bruderschaften unterhielten zum Zwecke ihrer Verpflegung eine Anzahl Betten im Spital. Als Beitrittsgelder und regelmäßige Beiträge wurden gewisse Teile eines Tagelohns erhoben. Zur Kasse oder „Büchse“ hatten zwei oder drei Mitbrüder die Schlüssel; der Büchsenmeister oder Büchsenknecht war Vorstand der Bruderschaft.

Außer den kirchlichen Zwecken aber hatten die Bruderschaften auch gesellige; es wurde in ihren Versammlungen fleißig gezecht.

Seit dem 15. Jahrhundert gab es auch nichtkirchliche Gesellenverbände, sogenannte Gesellschaften. Sehr häufig standen diese

Vereine gegen Lohnverkürzungen auf oder verweigerten, um höheren Lohn zu erhalten, die Arbeit, — die Strikes*) waren auch im Mittelalter keine Seltenheit. Ebenso galt der Kampf der Gesellen auch der Verminderung der Arbeitstage und der Aufrechterhaltung des „blauen Montags", die sie auch am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erfochten. Ohne viel Erfolg wurde derselbe 1771 durch ein Reichsgericht und noch später wiederholt durch Landesgesetze verboten. Am Ende des Mittelalters war überhaupt die Macht der Gesellenverbände so groß geworden, daß die Meister ihre Beschlüsse anerkennen mußten und bei den sogenannten großen Handwerken die Rechte der Gesellen denen der Meister beinahe gleichkamen.

Nach Reidelbach.

34. Die letzte Nacht im Elternhause.

1. Das griff ans Herz, und ich vergess' es nimmer:
es war die letzte Nacht im Vaterhaus;
zieh'n sollt' ich mit dem ersten Frührotschimmer,
vielleicht auf ewig, in die Welt hinaus.

2. Noch lag ich schlaflos auf dem weichen Pfühle;
denn viel bewegte mir die junge Brust:
des Heimwehs Vorgefühl, des Scheidens Schwüle
und Hoffnung doch und rege Wanderlust.

3. Da schlug es zwölf. Die Lampe brannte trübe,
und leise schritt es durch die Kammerthür, —
ein Geist erschien mir, doch ein Geist der Liebe;
denn meiner Mutter gleich erschien er mir.

4. Sie nahte still, als wollte sie nicht stören
des Sohnes, wie sie meinte, tiefe Ruh'.
Ich hört' sie; doch ich schien sie nicht zu hören;
ich sah sie; doch ich schloß die Augen zu.

5. Wie nah' ihr Odem! Ihre Hände lagen
auf meinem Haupte, wie schon oft zuvor; —
erlauscht ich auch nicht ihrer Lippen Klagen,
mein Herz vernahm, was nicht vernahm mein Ohr.

6. Dann fühlt' ich ihre Wange auf der meinen; —
warum umschlang ich liebevoll sie nicht,
als ich sie weinen hörte, schmerzlich weinen,
und eine Thräne fiel auf mein Gesicht?

---

*) Sprich Streiks.

7. Und nochmals neigte sie den Mund, den frommen,
und küßte leise diese Thräne fort.
Drauf ging sie wieder — still, wie sie gekommen.
Ich ließ sie gehn und sprach dazu kein Wort.

8. Am Morgen schied ich, ohne ihr zu sagen,
was ich gesehn; doch wie ein heilig Gut
treu hab' ich die Erinnerung getragen
im Herzen, wo des Menschen Bestes ruht.

9. Und dann, als ich nach wechselvollen Jahren
am offnen Grabe meiner Kinder stand,
da hab' ich, tief erbebend, erst erfahren,
was jene Nacht mein Mütterlein empfand.

10. Und Lieb und Reue, Dank und heißes Sehnen,
ich kost' sie täglich, koste sie nicht aus.
Wohl bin ich glücklich, — aber oft in Thränen
denk' ich der letzten Nacht im Vaterhaus.

B. Bettmann.

35. Wanderregeln.

1. Lieber Bruder! Verwende deine geistigen und körperlichen Kräfte auf die Erlernung und Aneignung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche dir ein ehrenhaftes Auskommen und Selbständigkeit in der Welt verschaffen. Dieses zu erreichen, ist dir möglich; denn du trägst das reichste Kapital hierzu in dir selbst: es besteht dasselbe in der Jugendzeit, Jugendkraft und endlich im Jugendverdienst. Verwende daher dieses Kapital gewissenhaft; beachte und benütze alles, was dich im Guten fördern, in deinem Geschäfte vorwärts bringen kann. Suche diejenigen Orte auf, wo dein Handwerk in einem höheren Grade blüht als dort, wo du es erlernt hast. Sei stets bemüht, die besten Werkstätten, die geschicktesten Handwerker und Künstler aufzufinden, und halte dich für besonders glücklich, wenn du bei ihnen Arbeit bekommst. Dadurch erlangst du nicht nur für die Gegenwart die größten Vorteile, sondern du erwirbst dir auch einen guten Ruf und bist für die Zukunft an andere vorzügliche Orte, zu anderen guten Meistern empfohlen.

Bei einem geschickten Meister findest du auch geschickte Gesellen; du machst angenehme, lehrreiche Bekanntschaften, erfährst immer etwas Neues und Nützliches, oft aus der weitesten Ferne, wohin du auf deiner Wanderschaft nicht gelangen kannst. Siehe daher anfangs nicht auf hohen Lohn, sondern nur auf den Nutzen,

den dir eine solche Stelle für die Vervollkommnung in deinem Handwerke bringt; dein Meister wird ohnehin, wenn er dich in der Folge als einen geschickten, bescheidenen, lernbegierigen und fleißigen Gesellen kennen lernt, von selbst deinen Lohn erhöhen und darauf bedacht sein, dir immer nützlicher zu werden.

Erwirb dir durch gesittete Aufführung, Treue und Fleiß das Vertrauen und die Liebe deines Meisters. Dieser wird dann weniger zurückhaltend in seiner Kunst sein; er wird dich als ein Mitglied seiner Familie betrachten und vielleicht, wenn du ihn verläßt, dich anderswohin empfehlen.

Halte dich nie bei unnützen und deshalb schädlichen Dingen auf. Liebhabereien haben schon viele Menschen ins Unglück gestürzt, ja ganz zu Grunde gerichtet; habe daher ein scharfes, ein wachsames Auge auf deinen Zeitvertreib. Sei ernst und besonnen in der Erfüllung deiner Berufspflichten.

2. Lieber Bruder! Das Wirtshaus verschafft dir wohl Zehrkunden, aber keine Nährkunden. Dort verlierst du die kostbare Zeit; Zeitverlust ist aber auch Geldverlust; dort verbrauchst du dein sauer erworbenes Geld und läufst Gefahr für das Heil deiner Seele. Spare zur Zeit, damit du in Tagen der Not einen Zehrpfennig hast. Sparsamkeit und Ordnung bilden den goldnen Boden des Handwerks. Setze deine Ausgaben stets in ein richtiges Verhältnis zu deinen Einnahmen. Vermeide das Spiel; noch ist kein Spieler reich geworden.

Sei fröhlich mit den Fröhlichen; wo aber wilde Gelage gefeiert werden, da ziehe dich zurück, und kannst du es nicht ganz vermeiden, um nicht für einen Sonderling zu gelten, so sei mäßig im Genusse. Mische dich nicht in Streitigkeiten und Händel! Sei nicht empfindlich, und nimm nicht jedes Scherzwort übel auf; mit Heiterkeit und Frohsinn ertrage die Schwächen anderer; sie müssen ja die deinigen auch ertragen. Erhebe dich nie über sie, und spotte ihrer nicht; suche vielmehr ihre Fehler zu verdecken oder wenigstens zu entschuldigen.

Sei höflich und dienstfertig gegen jedermann! Den wohlerzogenen Menschen erkennt man an seinen Manieren; er macht sich die Herzen der Menschen geneigt, ihn schätzt jedermann; dagegen ist jede Art von Roheit auch am Handwerksgesellen widerwärtig und verhaßt. Aber merke wohl: zwischen Höflichkeit und Vertraulichkeit ist ein großer Unterschied. Gehe unter deinen Mitmenschen stets gerade, offene und ehrliche Wege, hasse die Schleichwege; denn sie verraten ein unredliches, unehrenhaftes, falsches Herz. Denke nie ohne Not und ohne Grund Arges von deinem Nebenmenschen. Der Argwohn ist ein böser Schelm. Sprich von deinen Mitkameraden hinter ihrem Rücken nichts Böses; sage ihnen

lieber freundlich und offen, was du gerne anders wünschst; sie werden dies lieber von dir selbst hören als durch andere.

3. Sei vorsichtig in deinen Äußerungen über öffentliche Angelegenheiten und amtliche Personen und eben so vorsichtig in der Wahl deiner Gesellschafter und Freunde; schenke nur solchen Leuten dein Vertrauen, deren Rechtschaffenheit du erprobt hast. Knüpfe ja keine Bekanntschaften an, die dir nichts nützen, wohl aber schaden und deiner ganzen Zukunft Gefahr bringen; denn nicht jeder, der dich Freund nennt, ist dein Freund in Wirklichkeit. Hast du das Glück, einen wahren Freund gefunden zu haben, dann achte ihn und vermeide alles, was ihn dir wieder entreißen könnte. Gewiegte Freundschaft ist kostbar, aber selten.

Lerne dich selbst überwinden; denn je mehr du dich selbst beherrschen kannst, desto leichter wird dir der Verkehr, der Umgang mit andern werden. Gehe denjenigen Menschen aus dem Wege, welche alles tadeln. Der eigentliche Grund ihrer Unzufriedenheit liegt in ihnen selber; denn wer mit Gott in Frieden ist, ist es auch bald mit sich selbst und sucht auch den Frieden unter seinen Mitmenschen zu erhalten.

4. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten und rauben das Vertrauen anderer zu uns. Ein Weiser sagt: „Sage mir, mit wem du umgehst, so werde ich dir sagen, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.“ Ein gewisses Mißtrauen wird dich schützen, daß du nicht die Beute verschlagener Gauner wirst. — Hüte dich vor Ohrenbläsern; denn diese sind schlechte Leute, sind Schurken, stiften Feindschaft und Zwietracht. Verwandt mit ihnen sind die Schmeichler. Viele Menschen lassen sich leider ganz von ihrem persönlichen Vorteile leiten und verfallen dadurch leicht in das Laster der Schmeichelei. Traue daher am wenigsten denjenigen, welche dich zu oft in das Gesicht loben, die dir schmeicheln oder sich gar zu angelegentlich in deine Nähe drängen. Jede Wirtshausfreundlichkeit mußt du mit saurem Schweiße bezahlen; sei deshalb auf deiner Hut. Trau, schau, wem?

5. Übe Nächstenliebe, wo du Gelegenheit und Möglichkeit dazu findest; übe sie unverdrossen, laß dich durch keinerlei Undank in deren Ausübung stören oder gar gleichgültig machen. Du kennst ja das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn,“ aber auch die Worte des Heilands: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht einem von diesen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir auch nicht gethan.“ Nicht um des Dankes willen sollen wir Nächstenliebe üben; denn dann wäre unser Lohn schon dahin. Nicht um der Menschen willen sollen wir das Gute unter den Mitmenschen thun, sondern um Gottes willen. Wer in letzterer

Absicht das Gute übt, leihet auf Zinsen aus, die sicherlich bezahlt werden; denn Gott bleibt nichts schuldig. Nichts trägt reichlichere Früchte als die Ausübung christlicher Nächstenliebe.

In dem Verkehre mit Menschen suche nach Kräften die göttliche Regel wahr zu machen: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das thut ihnen auch." Schreibe fleißig aus der Fremde an das elterliche Haus. Das erweckt Zutrauen und erhält die gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit.

6. Lieber Bruder! Befolge meine Ratschläge; denn sie erwecken und erhalten gute Vorsätze und helfen sie auch ausführen. Richte in der Fremde dein Leben so ein, wie ich dir gesagt habe; dann bist du ein braver Handwerker, dann können wir alle, Eltern und Geschwister, die Hoffnung hegen, daß du einst tüchtig in deinem Fache und gesund an Leib und Seele zurückkehren werdest.

Und nun, mein lieber Bruder, nimm dein Felleisen auf den Rücken und den Wanderstab in die Hand, habe Mut und Gottvertrauen, sieh dich in der Welt um, bilde dich zu einem tüchtigen Handwerker aus, kehre nach Jahren gesund und glücklich wieder an den heimatlichen Herd zurück, und nimm zum voraus die Versicherung hin, daß, wenn du meinem Rate gefolgt bist, du von allen Guten und Verständigen geachtet und geliebt wirst. Du wirst glücklich und zufrieden sein; denn dein Herz ist rein und deine Seele frei von Schuld.

Lochner.

36. Erlebnisse eines wandernden Handwerksburschen.

Sechs Jahre bin ich, Martin Hildebrand, umhergezogen und bis nach Ungarn, Mähren und Böhmen gekommen, durch Sachsen und Thüringen aber zurückmarschiert. Von der ganzen großen Wanderschaft hab' ich weiter nichts mitgebracht als das rechte Gerück und Geschick in der Werkstatt, was den Meister macht, und beinahe einen Schnurrbart, den ich mir bei den Ungarn wachsen ließ; ein solcher war damals in deutschen Landen noch eine große Rarität.

Bei all dem Wandel und Wechsel in der Fremde ist mir nichts treu geblieben als mein lustig Gemüt und der schwere Knotenstock, den ich mir vor dem Ausmarsch in unseren Westerwälder Bergen von einer Eiche geschnitten und, wie's einem Schlossergesellen zukommt, mit fingerslanger, eiserner Zwinge selbst beschlagen habe.

Im August 1779 zog ich mit einem guten Kameraden, einem Schreinergesellen aus Holstein, die Werra hinab auf Münden zu. Der Fluß hat gar liebliche Ufer; zwar nur niedrige Berge an denselben, aber hier ein Wäldchen, dort eine Wiese, hier eine Burg,

dort ein Dorf. In einem schönen Lande ist der Wandersmann leicht guter Dinge; darum plauderten wir recht vergnüglich, sangen, pfiffen und schritten im Takte darauf los, als wir am schönsten Sommermorgen das Städtchen Witzenhausen erreichten.

Da sieht es etwas altmodisch aus und gerade deshalb um so traulicher. Auf den Hügeln jenseits der Brücke wächst der bekannte Wein, mit dem man in ganz Hessenland den Kindern droht, wenn sie nicht zur Schule wollen. Als wir durch den Thorturm schritten, ließen die Sträflinge, die ober den Gittern saßen, eine abgeschnittene Strumpfferse an einer langen Schnur vor uns herunter, um von unserer Mildthätigkeit ein paar Pfennige zu angeln. Die Thorwache saß daneben, den Pfeifenstummel im Munde, und schaute gemütlich dem Fischzuge zu; denn es war damals noch kein solches gestrenges Regiment wie heute.

Die Schlosserherberge in Witzenhausen führt als Zeichen einen großen Schlüssel über der Hausthür. Nur wer rechtschaffen gewandert ist, weiß, wie süß die Einkehr schmeckt, wenn man vor der Hausthür zuerst forschend in die Tasche fühlt, ob auch da noch Pfennig genug beisammen sind, einen guten Trunk zu zahlen, dann mit stolzer Zuversicht eintritt, den schweren Tornister abwirft und auf der Ofenbank die müden Glieder dehnt, — es geht nichts über dies erkämpfte Behagen!

Dem Handwerksburschen war in den Grenzstädten oft eine harte Prüfung vorbehalten, — er mußte sich über sein Reisegeld ausweisen. Der Grenzen aber gab's in jener Zeit noch gar viele im heiligen römischen Reich, und überall ward ein anderes Reisegeld gefordert. Der Satz, daß guter Mut halbes Zehrgeld sei, galt nur selten vor den Bürgermeistern und Stadthauptleuten; sie wollten immer das ganze Zehrgeld sehen und kümmerten sich nicht um den guten Mut.

So lange ich mit meinem Kameraden, dem Holsteiner, gewandert war, hatten wir uns mit einem altüberlieferten Handwerksburschenkniff durchgeholfen. Wir thaten nämlich vor dem Amthause das gemeinschaftliche Vermögen zusammen, und so mochte die Summe für den einzelnen wohl genug sein. Standen wir dann auf der Polizeistube, so drängten wir uns recht dicht aneinander; der Holsteiner zählte die Summe zuerst vor, fing mit den Hellern an und hörte, sofern wir gerade so grobes Kaliber führten, mit den Kronenthalern auf. Sowie er das Geld wieder wegnehmen durfte, reichte er mir's flink hinter dem Rücken zu, und nun zählte ich die gleiche Barschaft noch einmal auf den Tisch, fing aber mit den Kronenthalern an und hörte mit den Hellern auf. Die Büttel und Scharwächter müßten blind gewesen sein, wenn sie das Kunststück nicht gemerkt hätten; aber es war altes Handwerksburschenrecht.

Der gute alte Brauch würde uns aber jetzt in dem ersten hannoverschen Städtchen jenseits der Weser wenig geholfen haben. Denn dort sollte sich jeder über sechs Reichsthaler Zehrgeld ausweisen, und wie wir nun auch die gemeinsame Barschaft bei Heller und Pfennig zusammenzählen mochten, kamen doch niemals mehr als drei Reichsthaler heraus.

Vor dem Städtchen steht eine alte Linde mit dickem, knorrigem Stamme, und rings um denselben zieht sich eine bequeme Steinbank. Dort saßen wir, zählten noch einmal und immer noch einmal, ob wir nicht die sechs Reichsthaler herauszählen könnten; allein es waren und blieben nur drei. Das Wetter war zwar prächtig und der Weg, welcher zur Grenze herübergeführt hatte, wunderschön; aber eine vermaledeite Geschichte wäre es doch gewesen, wenn wir wegen mangelnder drei Reichsthaler binnen vierundzwanzig Stunden den wunderschönen Weg bei dem prächtigen Wetter wieder hätten zurückwandern müssen.

Mein Kamerad weidete sich eine Weile an meiner Verlegenheit. Dann sagte er mit bedeutungsvollem Lächeln: „Nimm mir Ranzen, Stock und Kittel hier in Verwahrung, daß ich mich wie ein Spaziergänger durchs Stadtthor einschleichen kann, und in einer halben Stunde hoffe ich mit dem fehlenden Gelde hier zu sein.“ Und ohne auf meine Fragen zu hören, sprang er davon. Der Holsteiner brachte wirklich nicht bloß die drei Reichsthaler, er brachte ihrer neune mit, so daß wir beide diesmal nebeneinander unser Wandergeld gleichzeitig und vollzählig hätten auf den Tisch legen können.

Ich aber faßte den Kameraden am Rock, wie der Scherge den Marktdieb, und nicht loskommen sollte er mir, bis er bekannt habe, wie er zu dem Gelde gekommen sei; aber er gab mir nicht die erwünschte Auskunft; deshalb nahm ich das Geld nicht. Unter dem Spott und dem zornigen Schelten meines Kameraden zog ich zum Thor hinein wie ein stolzer Sieger, und dennoch fiel mir das Herz bei jedem Schritte etwas tiefer gegen die Schuhe hinab; denn mein Siegerstolz war ja der eines Märtyrers, und die Ausweisung per Schub winkte im Hintergrund.

Der Thorwart rief: „Halt!“ Wir zeigten unsere Schreiben — Wanderbücher gab's dazumal noch nicht, — und wurden sofort zur weiteren polizeilichen Behandlung aufs Amthaus geschickt. Auf der Amtsstube schaute mich der Büttel zwar etwas grimmig und nachhaltig an; doch das ist man gewöhnt. Dann aber stellte er ganz höflich einen Stuhl hin und bedeutete mir schweigend, daß ich mich setzen möge. So viel Aufmerksamkeit hatte man mir noch auf keiner Amtsstube erwiesen, und ich freute mich im stillen darüber, wie auch, daß man meinem übermütigen Genossen keinen

Stuhl geboten, obgleich mich doch auch wieder das geheimnisvolle Wesen des Büttels wunder nahm, der uns sofort allein in der Stube ließ.

Nach langem Harren erschien er wieder und zwar in Begleitung eines Barbiers. Auch der sprach keine Silbe, zog sein Gerät hervor, seifte mich ein, und jetzt begriff ich den Sinn von des Büttels Höflichkeit, — ich hatte den Schnurrbart ganz vergessen, den ich mir aus Ungarland mitgebracht. Sofort begann der Barbier mir mit einem gräßlich stumpfen Messer den Schnurrbart herunterzuscheren.

Er war erst mit der einen Hälfte fertig, da war auch schon mein stolzer Mut ganz wegrasiert. Wenn einen in Hannover der Büttel schon um eines unschuldigen Schnurrbartes willen aufs Blut schinden lassen durfte, was wird man da erst mit einem Handwerksburschen anfangen, der kein vollzähliges Wandergeld hat? Ich streckte dann, während der Bartscherer an des Schnurrbarts zweite Hälfte ging, ganz sachte die hohle Hand hinter den Rücken. Mein Kamerad verstand wohl das Zeichen; aber er ließ mich eine Weile zappeln, und erst als der Schnurrbart ganz herunter war, legte er mir vier Thaler in die Hand. Als ich aber das kalte Geld fest packte, brannte es mich doch wie höllisches Feuer, und ich zeigte es darnach mit einem solchen rasierten Armensündergesicht vor, als hätten mir die Hühner das Brot gefressen.

Als wir das Amthaus im Rücken hatten, holte ich wieder Atem aus tiefster Brust. Nun erklärte mir erst mein Kamerad, wie er zu dem Gelde gekommen sei. Es wohne, sagte er, seit einigen Monaten ein naher Verwandter von ihm in Münden; diesen habe er aufgesucht, und der habe ihm das Geld geliehen.

Mein Kamerad zahlte auch gleich das geliehene Geld zurück.

Auf der Amtsstube hatte man uns beiden ein rundes Stückchen Blech gegeben, darauf war die Ziffer 2 eingeschlagen. Dieses Blechstück sollten wir auf der städtischen Rechenei abliefern, dann würde man uns zwei Weißpfennige zur Wegsteuer darauf auszahlen. Es war dies eine uralte Stiftung. Mein Kamerad spottete über das gar geringe Zehrgeld und noch mehr über die blecherne Anweisung, weil sie genau so aussah wie jene Blechmünze, die man den Hunden anhängt zum Zeichen, daß die Hundesteuer entrichtet ist. Und als uns des andern Tages ein Pudel in den Wurf kam, hielt er ihn fest und band ihm das Blechstück um den Hals zum größten Jubel der Gassenbuben.

Ich aber gedachte, man müsse das Gedächtnis dessen ehren, der die schöne Stiftung gemacht, und trug mein Blech auf die

Rechenei. Dort mußte ich lange warten. Allein ich traf in der Vorstube den Büttel; der war nun ebenso zuthunlich gegen den Handwerksburschen mit glattem Gesicht, als er gewesen war gegen den schnurrbärtigen.

Mittags verließen wir Münden und wanderten weiter.

Nach Riehl (gekürzt).

37. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen.

Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in die große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser und wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden: „Guter Freund, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?“

Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: „Ich kann Euch nicht verstehen.“ Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Herr sein, der Herr Kannitverstan,“ dachte er und ging weiter. Gaßaus, gaßein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon.

Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt

war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren ans Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und vor die Fenster solcherlei Tulipanen in vergoldeten Scherben.“

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat,“ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar um Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zuge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ — „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm mit einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichtum? — Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust.“

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Predigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gegeben hatte. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer

fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich wären, er aber so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Hebel.

38. Wenn du noch eine Heimat hast.

1. Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken
und wandre, wandre ohne Rast,
bis du erreicht den teuren Flecken.

2. Und strecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fliefst eine Thräne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen, —

3. ob du ein Bettler, du bist reich,
ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
gesunden wirst du alsogleich,
hörst du das süfse Wort: Willkommen!

4. Und ist verweht auch jede Spur,
zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
als grün berast ein Hügel nur
von allem, was du einst verlassen, —

5. o, nirgends weint es sich so gut,
wie weit dich deine Füfse tragen,
als da, wo still ein Herze ruht,
das einstens warm für dich geschlagen.

Alb. Träger.

39. Handwerk ehrt, Handwerk nährt.

Es ist grad' keine lustige Geschichte, die ich heute erzählen will; aber sie ist wahr, und der Held derselben hat mir erlaubt, sie niederzuschreiben zu Nutz und Frommen jener jungen Handwerksgesellen, welche gleich ihm ihr Handwerk verachten.

In Meister Wernthals Werkstatt pfiffen die Hobel von Meister und Gesellen lustig um die Wette: hüuh—hitt, hüuh—hitt! Die Sonne sandte durch das saftige Weingerank, welches die Werkstattfenster so schön verschleierte, ihr liebliches Lächeln auf die fleißigen Leutchen da drinnen hin, und Meister Wernthal begleitete ihren Blick zuweilen mit ganz eigenen Augen, wenn derselbe auf den jungen

Gesellen fiel, der dort an seiner Seite so emsig hantierte, daß es geradezu eine Freude war, ihm zuzusehen.

Friedrich Breitkopf war ein schmucker Bursch. Schlank und kräftig gewachsen, bot er mit seinem jugendfrischen, von dunklem, dichtem Haargelöck umrahmten und mit leichtem Bartflaum gezierten Gesichte das köstlichste Bild eines echten deutschen Handwerksgesellen. Er verstand auch sein Handwerk, das sah man an der Art, wie er das Werkzeug führte, und der Meister Wernthal mußte wohl zufrieden mit dem jungen Burschen sein; denn die Blicke, die er ihm zuweilen zuwarf, zeugten von Wohlwollen und Güte.

Indessen, wer den schmucken Gesellen näher betrachtete, bemerkte bald, daß es heute nicht die Lust zum Handwerke war, welche ihn so emsig den Hobel führen ließ, sondern daß eine Art Aufregung sich seiner bemächtigt hatte, ein Etwas, das sich als Unzufriedenheit mit sich und seinem Geschick auf seinem hübschen Antlitze wiederspiegelte.

Und so war es auch. Der schmucke, fleißige Friedrich Breitkopf, der tüchtigste und geschickteste Geselle, den Meister Wernthal je in seiner Werkstatt beschäftigt hatte, war unzufrieden mit seinem Berufe. Der gute Junge haderte mit seinem Geschicke, das ihn zum Tischler gemacht und für die Zeit seines Lebens an die Hobelbank gestellt hatte, während andere, die kaum halb so hübsch und gewandt waren, wie er, (z. B. sein Schulkamerad Heinrich Hacker,) in Frack und weißer Weste auf dem Bahnhofe herumstolzieren konnten, statt mit rauhen, ungehobelten Brettern mit artigen, gebildeten Reisenden zu thun hatten und statt eines kärglichen Wochenlohnes reichliche Trinkgelder einstrichen, für welche sie sich endlich selbst eine Restauration oder ein Gasthaus kaufen oder pachten konnten, um dann als große Herren zu leben, während er es höchstens bis zu einer bescheidenen eigenen Werkstatt bringen konnte, in der er zeitlebens hobeln und bohren, sägen und nageln mußte, um sein bescheidenes tägliches Brot zu verdienen.

Nein! Was Heinrich Hacker konnte, konnte er auch, hüuh—hitt—hitt—hitt! Friedrich Breitkopf ließ noch einmal den Hobel kräftig über sein Brett hingleiten, blies sodann die Späne aus demselben fort, warf ihn auf die Hobelbank und rief: „Meister, ich mache Schicht!“

Meister Wernthal glaubte seinen Ohren nicht trauen zu sollen; er blickte verwundert auf den Gesellen und fragte langsam: „Du willst fremd machen?“

„Jawohl, Meister,“ erwiderte Friedrich trotzig, „ich habe das Hundeleben satt, ich kann etwas Besseres werden und hänge den Tischler an den Nagel. Geben Sie mir meinen Fremdenzettel und meinen Lohn, wenn Sie wollen!“

„Hm, hm," brummte Meister Wernthal noch immer zweifelnd, „eigentlich — — —"

„Wenn Sie mir keinen Fremdenzettel und meinen Lohn nicht geben wollen, können Sie es auch bleiben lassen," fiel ihm Friedrich noch trotziger in das Wort, „dann gehe ich ohne Fremdenzettel, und die paar Groschen Lohn kann ich missen!"

„Nun, nun," antwortete Meister Wernthal jetzt mit leiser Spottsprache, „wenn es so mit dir steht, dann will ich dich nicht halten; 's ist freilich jetzt grad' viel zu thun; aber ich bekomme schon einen andern Gesellen, und was den Lohn anbelangt, den kannst du auch bekommen."

Wenige Tage später stolzierte Friedrich Breitkopf gleichfalls mit Frack und weißer Weste umher, d. h. nicht auf dem Bahnhofe, sondern auf dem Ausstellungsplatze vor der Stadt. Es fand nämlich eine große Provinzial-Kunstgewerbeausstellung statt, zu welcher viele Kellner verlangt wurden, und hier hatte Friedrich Breitkopf schnell das Ziel seiner Wünsche erreicht: er war Kellner in einem der Ausstellungsrestaurants geworden, und Trinkgelder flossen reichlich in seine Tasche. Der junge Tischlergeselle jubelte in seinem Herzen; er sah sich schon im Geiste als Gasthofbesitzer in einem feinen Prunkwagen spazieren fahren, an seiner Seite das schönste Mädchen der Stadt und — — na und so weiter. Einmal freilich, in den letzten Tagen der Ausstellung, welche sechs Wochen gewährt hatte, war es ihm etwas wunderlich zu Mute geworden. Der Meister Wernthal hatte nämlich auch ein Werkstück ausgestellt, ein kunstvoll geschnitztes Möbel, stark aus Eichenholz gefertigt, woran Friedrich Breitkopf wacker mitgearbeitet hatte. Dieses Möbel, ein Schreibtisch war es, hatte von vornherein die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher auf sich gelenkt. Ingenieure waren aus der Residenz berufen, die hatten es prüfen müssen in allen seinen Einzelheiten, auf jede Fuge und jeden Schnitt, bis sie endlich freudig gestanden, das Werk sei ein Kunstwerk ersten Ranges. Das hatte Friedrich Breitkopf gehört, und er hatte auch gesehen, wie der Herr Reichstagspräsident von Wedell-Piesdorf und später sogar Se. K. K. Hoheit „Unser Fritz" dem Meister Wernthal auf die Schulter klopften und ihm leutselige und ehrende Worte sagten, und endlich hatte er auch bemerkt, wie der Meister Wernthal unter diesen ehrenden Worten einen wehmütigen Blick auf ihn, den Friedrich Breitkopf, geworfen hatte, der in seinem Frack, die Hände voll leerer Bierkrüge, dabei stand. Da war es dem letzteren, wie gesagt, etwas wunderlich ums Herz herumgezogen; indessen siegten die goldenen Träume, in denen er sich wiegte, bald wieder über dieses Wehgefühl, und er schleppte vergnügt seine Bierkrüge weiter, bis die Ausstellung zu Ende war.

Da war es aber auch mit seiner eingebildeten Herrlichkeit zu Ende. Eine Stelle als Kellner, wie er sie wünschte, fand sich für den Tischlergesellen, der er doch immer war, in keinem Restaurant und in keinem Gasthofe; überall wollte man „routinierte" Leute haben, und Friedrich Breitkopf, zu stolz, um wieder zum Handwerk zurückzukehren, entschloß sich endlich, nachdem die Ausstellungstrinkgelder verzehrt waren, mit schwerem Herzen dazu, eine Hausknechtstelle in einem Fuhrmannsgasthause der Provinzialhauptstadt anzunehmen.

Trinkgelder gab es hier wenig, dafür um so mehr Arbeit, das heißt schwere und unsaubere Arbeit und — Grobheiten. Die Herren Fuhrleute und Dienstknechte sind eben zuweilen, trotz aller sonstigen Vorzüge, noch ungehobelter als rauhe Bretter. Dem Friedrich Breitkopf kam es manchmal recht schwer an, alles das einzustecken, was ihm von ihnen geboten wurde, bis es ihm eines guten Tages zu viel wurde und — seine kräftigen Fäuste dem Ärger in seinem Innern Ausdruck verliehen.

Die erste Folge dieses Auftritts war, daß ihn sein Brotherr zum Hause hinausjagte, die zweite eine Anklage wegen Sachbeschädigung und Körperverletzung und die dritte eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten.

Wie schoß das dem armen Friedrich durch Mark und Bein, als der Richter das Urteil verkündete.

Sechs Monate Gefängnis!

Lebt wohl nun, Reichtum und Ehre, Liebe und Glück!

Im Gefängnis hielt sich Friedrich brav, und als ihm eines Tages aufgetragen wurde, einige Tischlerarbeiten anzufertigen, da hätte er fast noch lauter aufgejubelt wie damals, als er Kellner in der Ausstellung war. Hei, wie ließ er Hobel und Säge spielen, und wie fleißig hantierte er an den rauhen Brettern herum. Es war ihm fast, als habe er niemals ein größeres Glück empfunden als in diesem Augenblick, wo er wieder mit den trauten Freunden seiner Lehrlingsjahre, mit dem gewohnten Handwerkszeuge, arbeiten durfte. Der Fleiß des jungen Gesellen gefiel auch den Gefängnisbeamten, und da es Tischlerarbeiten in einem solchen großen Hause genug gibt, ließen sie ihn in der Gefängniswerkstatt weiter arbeiten nach Herzenslust, bis endlich seine Zeit abgelaufen war.

Mit freundlichen Ermahnungen und dem Zeugnis über seine gute Führung wurde Friedrich Breitkopf in seine Heimat entlassen. Er hatte sich im Gefängnis einen hübschen Groschen Geld erspart und hätte damit wohl anderwärts hingehen können als gerade zu all den Bekannten des heimatlichen Dorfes; indessen Friedrich Breitkopf war im Gefängnis ein anderer geworden. Wohl kam es ihm schwer an, den früheren Bekannten wieder unter die Augen zu

treten; er hatte sich aber gelobt, er wolle die Strafe für seinen Fehler bis auf die Hefe auskosten, und die Rückkehr in seine Heimat aus dem Gefängnis dünkte ihm die schwerste Strafe. Dann aber zog es ihn auch zu seinem alten Mütterchen, das er so bitter gekränkt hatte, und dessen Vergebung ihm vor allen Dingen am Herzen lag.

Der erste, welcher dem Friedrich Breitkopf entgegentrat, als er in das heimatliche Dorf schritt, war der alte greise Dorfdiener Biedermann. Tief beschämt schlug Friedrich seine Augen nieder, als er dem alten Manne gegenüber stand und kein Wort der Begrüßung wollte von seinen Lippen herab. Da fühlte er plötzlich seine Hand von der des Greises ergriffen, und er hörte ihn die milden Worte sagen: „Bist wedder da, Friedrich? hast Malheur 'hat, armer Junge; hebben dick alle beduert in 'n Dorpe; na, lat't man gut sin, dat vergätt sik, bist nicht schlecht west, bloß en bettchen wild, dat kann jeden passieren, mien Sähn. Gah man na diene Mutter, dee luert all' up."

O, wie thaten dem guten Jungen diese schlichten Worte wohl! „Bist nicht schlecht west!" — War er wirklich nicht schlecht, sondern nur wild gewesen? — „Nein, nein, nein, er hatte sein ehrlich Handwerk aufgegeben, das war schlecht genug gewesen; schon darum hatte er seine Strafe verdient." Und doch — es that ihm so unendlich wohl, daß gerade der greise Dorfdiener sein Vergehen so mild beurteilte.

An dem Häuschen seines Mütterchens angelangt, stand Friedrich einen Augenblick still und blickte durch die Fensterscheiben hindurch in das Wohnstübchen desselben hinein. O Gott, da saß die gebeugte Gestalt der alten Frau in ihrem gewohnten Lehnstuhl und hatte vor sich aufgeschlagen ihr altes Gebetbuch mit den großen Buchstaben, die dem kleinen Friedrich immer so unheimlich erschienen waren. Dem großen Friedrich schnürte der Anblick das Herz zusammen. Leise öffnete er die Haus- und Stubenthüre; da blickte die alte Frau auf. „Mütterchen, Mütterchen, vergib mir, daß ich dir so wehe gethan habe!" schrie Friedrich Breitkopf, stürzte zu den Füßen seiner Mutter nieder und begrub sein thränenüberströmtes Antlitz in ihrem Schoße.

„Mein armes, liebes, gutes Kind!" Das waren die ersten Worte, die er von den Lippen der alten Frau vernahm; dann fühlte er ihre Hände auf seinem Scheitel liegen und hörte sie lange und leise ihre Gebete murmeln.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von Friedrichs Rückkehr im Dorfe verbreitet. Bekannte kamen, ihn zu begrüßen, selbst die Bauern sprachen einer nach dem andern in dem kleinen

Häuschen vor, und alle zeigten ihm Teilnahme in seinem „Unglück“, wie sie es nannten, und wünschten ihm Glück und Segen für die Zukunft.

Und Glück und Segen blieben dem Friedrich Breitkopf nicht aus. Es war kaum Abend geworden, da sandte sein alter Meister Wernthal einen Lehrbuben und ließ ihn zu sich rufen. Der brave Meister war brustkrank geworden und forderte Friedrich auf, bei ihm wieder einzutreten. O, wie freute sich der junge Mann, daß gerade sein alter Meister ihm wieder Arbeit geben wollte! Mit heller Lust schlug er in die dargebotene Rechte desselben ein und arbeitete wieder wacker darauf los wie ehedem.

Jetzt sind Jahre darüber hingegangen. Meister Wernthals ehrliche Haut modert seit längerer Zeit schon unter dem grünen Epheugerank, das Liebe und Dankbarkeit ihm gepflanzt haben, und auch Friedrichs Mütterchen ist inzwischen zur ewigen Ruhe eingegangen. Beide haben aber vor ihrem Heimgange aus dem Erdenleben noch segnend ihre Hände ausgebreitet über Friedrich Breitkopf und Lieschen Wernthal, dem schmucken Töchterchen des braven Meisters, und das letztere hat mir, als der junge Meister Breitkopf diese seine Geschichte mir erzählte, ihr jüngstes Krausköpfchen auf die Kniee gesetzt, um mir und ihrem Gemahl einen Krug Bier zu holen. Das Krausköpfchen hat dem Onkel Rode den Bart zerzaust, daß diesem die Thränen aus den Augen gelaufen sind; aber die Geschichte des Meisters Breitkopf hat ihn dennoch von Herzen gefreut, namentlich der Schluß derselben, zu dem ja das bartzausende Krausköpfchen unmöglich fehlen durfte. —

Ja, ja, Handwerk ehrt, Handwerk nährt.

Karl Rode.

40. Übung macht den Meister.

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, ist auch noch kein Meister geboren worden, sondern die Meisterschaft kommt allemal nach und nach, leise und langsam, nicht von selbst, sondern durch Übung. Wer noch so viel Gaben und Anlagen besitzt und bildet sie nicht aus, sondern legt sich auf die Bärenhaut, der kann wohl ein ausgezeichneter – Nichtsnutz werden, aber ein Meister nimmermehr. Wissen, Können und Wollen, das ist's, was einer besitzen muß, um in einem Sache Meister zu werden. Vor allem aber das Wollen. Denn wer nicht will, der lernt nichts, der weiß nichts, der kann nichts – wird kein Meister, sondern bleibt ewig ein fauler Gesell oder ein dummer Junge.

K. Enslin.

41. Es sei dir nichts zu klein.

Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
besteht der Tag, bestehen alle Tage,
besteht das Leben. Darum warte nicht
mit deiner Weisheit, deiner Redlichkeit,
bis große Dinge mit Posaunen kommen!
An jedes wende du dein ganz Gemüt,
die ganze Seele, alle Lieb' und Treu'!
Den Stempel, den du jedem aufgedrückt,
den siehst du, und er kommt dir wieder vor
wie alte Münzen, jed' aus andrer Zeit,
mit deinem Bildnis, und du freust dich dran!
So wendet an ein jedes Blümchen
die Sonne ihre ganze Kraft ein Weilchen,
die Erde ihren ganzen Fleiß, wenn auch
nur kurz, und jedes prangt ihr schön geschmückt!
Und so bezwingt sie, Tag für Tag, das Jahr.
Wer nur den Tag gewinnt, der hat die Schlacht
gewonnen. Du gewinne Augenblicke!
Denn hast du jeden Augenblick besiegt,
hast du das ganze Leben dir gewonnen,
das ganze Leben dir geschmückt, dir leicht
die ungeheure Last der Zeit gemacht.

Leopold Schefer.

42. Was aus einem braven Handwerker werden kann.

In dem Dorfe Kippenheim bei Lahr lebten in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein Paar Eheleute, schlichte und rechtliche Leute, die das Wort des Herrn im Herzen trugen: „Wandle vor mir, und sei fromm!“ Sie hatten ein Söhnlein, feingliederig und zart, und alle Welt sagte: „Der kann nur ein Schneider werden; denn der liebe Gott hat ihm das Schneidersiegel aufgedrückt.“ Das wurde den guten Eheleuten, die Stulz hieſsen, so oft gesagt, daſs sie glaubten, ihr Jörgel müsse ein Schneider werden. Sie waren arm, konnten aber doch so viel davonbringen, daſs sie das Lehrgeld erschwangen, und Jörgel wurde ein Schneider. Andere Leute meinten aber wieder, es sei doch schade um den guten Kopf des Jungen, der wohl zu mehr tauge als zum Schneider.

Sie dachten nicht daran, dafs auch ein Schneider, wenn er ein rechter ist und nicht bei dem Schnitte seiner Wanderzeit bleibt, sondern mit der Zeit fortschreitet, etwas werden kann. In dem Jörgel Stulz steckte so einer; denn der Junge hatte scharfen Verstand, viel Schönheitssinn und grofse Gewandtheit. Sein Meister lobte ihn ganz grausam, wie man dortherum sich ausdrückt; allein dies Lob galt nicht blofs seiner Gelehrigkeit, sondern auch seinem Gehorsam, seiner Gefälligkeit und seinen guten Sitten. Es zeigte sich da wieder, dafs Redlichkeit und Gefälligkeit gegen jedermann ein Schlüssel ist, der nicht nur alle Thüren, sondern auch alle Herzen aufschliefst.

Als die Lehrzeit aus war, ist unser Stulzchen, dem der Sinn in die weite Welt stand, auf die Wanderschaft gegangen. Geld hatte er wenig mitgenommen, aber sehr gute Zeugnisse vom Meister und, was noch mehr wert war, auch Frömmigkeit und guter Eltern reichen Segen. Von dem sagt die Schrift, er baue den Kindern Häuser, und bei meiner Treu! dem Jörgel Stulz hat er sie gebaut.

Der ist dann nach der Schweiz gewandert, hat überall gearbeitet und gelernt, war überall gern gesehen und wert gehalten. Darauf ist er nach Frankreich gegangen. In Paris hat er erst recht sich einen feinen Geschmack verschafft. Da er sparsam war und die Kneipen- und Herbergswirtschaft mied, sparte er sich schon ein schönes Stück Geld, schickte seinen lieben Eltern regelmäfsig Unterstützungen und liefs keinen Armen ohne eine Gabe; denn er wufste selbst auch, wie das Hungerbrot schmeckt. In Frankreich behagte ihm die Wirtschaft nicht. Er machte sich daher auf die Beine und ging nach England, — das heifst, er ging ans Meer und fuhr hinüber. Überall kann man geschickte Leute brauchen, absonderlich in London, wo man auf ein schönes Kleid etwas hält und auch nicht knickerig bezahlt.

Durch seine Geschicklichkeit wurde er Geselle beim Hofschneider und darauf Obergeselle, nämlich der, welcher zuschneidet. Er war auch mittlerweile gewachsen und ein hübscher Mensch geworden, der sich nett kleidete und es vorzüglich verstand, andre noch netter zu kleiden, besonders aber kleine Naturfehler zu verstecken.

Nach einigen Jahren starb sein Meister, der Hofschneider, und er wurde sein Nachfolger; ja, der König von England, Georg der Vierte, der ein Freund von schönen Kleidern war, gewann ihn erstaunlich lieb.

In England, wie anderwärts, drehen sich alle Fahnen nach dem Winde, der vom Schlosse weht. Der reiche englische Adel wollte nun auch nur vom Meister Stulz gekleidet sein. Der aber suchte sich fast lauter tüchtige deutsche Gesellen zu verschaffen; denn die Deutschen sind in England als die besten Arbeiter bekannt und geliebt. Der Stulz hielt sich gut, hatte die feinste und beste Ware, arbeitete nach dem besten und neuesten Geschmack und nahm Geld ein über die Mafsen, obwohl er niemals jemand übernahm.

So lange seine Eltern lebten, überhäufte er sie mit Wohlthaten, und gar manche leidende Seele segnete den deutschen Schneider.

Im Laufe von dreifsig Jahren hatte er sich ein Vermögen erworben, das sich auf mehr als eine Million belief.

Als aber fünfzig Lebensjahre hinter ihm lagen und es bergab ging, fand er, dafs die Luft in England, die feucht, dick und nebelig ist, seiner Gesundheit schlecht bekam. Er hing nun Schere und Bügeleisen an den Nagel und liefs sich in Hyères im südlichen Frankreich nieder, wo eine gar gesunde Luft ist und Leute, die bei uns schnell an der Auszehrung sterben würden, noch viele Jahre leben können, weswegen auch viele reiche Leute hinziehen. Er kaufte sich dort ein fürstliches Landgut und war ein grofser Herr, — aber niemals stolz; denn er erzählte seinen Gästen gar zu gern von seiner Herkunft, seinem Handwerk, und wie er sich geplagt.

Dafs ihr nun wifst, wie ungeheuer reich er war, ist noch nicht alles. Die Hauptsache ist, wie er seinen Reichtum anwandte. Ich habe euch schon erzählt, dafs Wohlthun sein höchstes Glück war. Es ist aber auch über die Mafsen, wie er Wohlthaten spendete. In Marseille steht eine evangelische Kirche, die hat er fast ganz aus seinen Mitteln erbaut; der katholischen Kirche in Hyères liefs er eine grofse Orgel bauen, liefs in der Stadt die Brunnen herstellen, neue graben, stiftete ein Krankenhaus und dergleichen herrliche Anstalten. Und dafs ein solcher Mann seinen Geburtsort nicht vergafs, versteht sich wohl von selbst.

Wenn ihr einmal nach Kippenheim kommt und den Namen Georg Stulz nennt, so ziehen die Leute die Hüte ab und sagen: „Gott vergelt's ihm, was er an den Armen that!" Dann zeigen sie euch die Kirche, das Krankenhaus und so weiter und sagen: „Das hat er alles gebaut und gestiftet!" Und kommt ihr nach Karlsruhe, der Hauptstadt des schönen Badener Landes, so wird man euch erzählen, dafs er ungeheure Summen schenkte zur polytechnischen Schule, zum Armen-

haus und zum Waisenhaus. Man hat's ausgerechnet, daſs er in allem 290 000 Mark gestiftet hat. Das war ein edler Mensch. Als Schneiderlein ist er in die Welt gezogen, blutarm, aber reich am Herzen. Da hat Gottes Segen Früchte getragen! Der Name Georg Stulz wurde und wird nicht nur von dankbaren Menschen, sondern auch von Gottes Engeln liebend und segnend genannt.

Sein Landesherr, der Groſsherzog von Baden, der gerne das Verdienst seines Landeskindes ehren wollte, hat seine Brust mit dem Orden des Zähringer Löwen geschmückt und ihn nachmals mit vielen Ehren in den Freiherrnstand erhoben.

Am 17. November 1832 starb in Hyères im südlichen Frankreich der Freiherr Georg Stulz von Ortenberg, wie ihn sein Landesherr benannte, und an seinem Grabe flossen reiche Thränen der Liebe; denn er starb als Vater der Armen und Bedrängten. In Kippenheim steht sein Denkmal; aber das zerfällt mit der Zeit. Gröſser und schöner ist dagegen das, welches er sich gründete durch Wohlthätigkeits-Anstalten, die fortdauern zum Segen der leidenden Menschen.

W. Örtel.

43. Meister Pfriem.

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein; aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht.

Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf," rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?" Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Drahte so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm; denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte," sagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir schon zeigen, wie man die Haut weich schlägt," holte den Riemen und gab ihm ein paar

Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bette und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er; „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätze ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit; sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. — Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Hause bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts; Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopfe zusammenfällt.“ Er setzte sich und that ein paar Stiche; dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden grad stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müßte; als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenherging. „Ihr seid nicht recht bei Troste,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwerbeladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platze umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden.“ „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt; aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tische geworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Wege nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte. „Es wundert mich," sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Thore haben; man klopft sich die Knöchel wund." Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid's, Meister Pfriem," sagte er; „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch; laßt von Eurer Gewohnheit ab und tadelt nichts, was Ihr im Himmel seht; es könnte Euch übel bekommen." „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können," erwiderte Pfriem; „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden." Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopfe oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen den Balken aber nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?" dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden. „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgends an." Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften; zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief; sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!" platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „Vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge thun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzt." Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war. „Kein Wunder," sprach er zu dem Manne, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?" — „Fromme Wünsche," antwortete der Mann; „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen; aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen." Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut," meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor." Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Tolpatsch," brach er los, „was machst du? Hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in

ihrem dünkelhaften Übermute, alles besser zu wissen.“ — Er wollte weiter reden; aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblicke erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen; wer kann jedoch geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? Freilich, sie hatten Flügel; aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein Paar Flügel anzuheften. Ich muß jetzt aufstehen, sonst machen sie mir im Hause lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

Wilhelm Grimm.

44. Ehrlich währt am längsten.

So selbstverständlich dies erscheint, so wird es doch oft vergessen; nicht nur, dafs viele Menschen in einzelnen Fällen die Regeln der Moral, wo es sich um Erwerb handelt, weniger streng beachten; es gibt sogar Leute, welche geradezu leugnen, dafs im Wirtschaftsleben die Gesetze der Sittlichkeit mafsgebend sein könnten. Das vornehmste der letzteren, die „Wahrhaftigkeit,“ wird als unanwendbar beiseite geschoben, um der Lüge, dem Betrug Platz zu machen. Dafs diese Auffassung eine des gesitteten Menschen unwürdige ist, braucht nicht besonders bewiesen zu werden; diejenigen, die ihr anhängen, mögen aber ferner bedenken, dafs, sobald sie allgemein wird, der Erfolg jeder wirtschaftlichen Thätigkeit in Frage gestellt wird, und somit die Wirtschaft des ganzen Volkes zurückgeht. Holland und England hätten niemals zu so hoher wirtschaftlicher Blüte gelangen können, wenn dort nicht von altersher die Geschäftswelt „reell“, d. h. wahr und gewissenhaft gewesen wäre; und wenn die Engländer in den letzten Jahren manche ihrer auswärtigen Handelsverbindungen verloren haben, so hat dies seinen Grund wesentlich darin, dafs sie ihren alten Grundsätzen der Reellität mehrfach untreu wurden.

Und wie es im grofsen und ganzen geht, so geht es auch im einzelnen. Es kommt ja wohl vor, dafs ein Mann Erfolge hat, trotzdem dafs er unsittlich wirtschaftet; auf einen solchen Mann zeigen dann alle diejenigen, welche be-

weisen wollen, dafs die Moral im Geschäftsleben überflüssig sei; die Fälle, dafs der unsolide Geschäftsmann vorankommt, sind aber seltene Ausnahmen; die meisten derartigen Leute gehen elend zu Grunde. Es wäre auch wunderbar, wenn dem nicht so wäre. Der Unerfahrene kann wohl einmal betrogen werden; er wird sich aber, wenn er zur Erkenntnis des Betruges gekommen ist, vom Betrüger abwenden, und so geht dessen Geschäft immer mehr und mehr zurück, anstatt dafs es sich in dem Mafse erweitert, als es bekannter wird. Im grofsen wirtschaftlichen Verkehr macht sich dies mitunter erst nach längerer Zeit fühlbar (d. h. für den Betreffenden, die Nation leidet aber hierdurch gerade am meisten), im kleineren dagegen, bei der Geschäftsthätigkeit der Handwerker, Bauern, Krämer etc., welche nur mit einer beschränkten Zahl am Orte wohnender Leute zu thun haben, tritt der Rückschlag sehr bald ein, besonders wenn das wirtschaftliche Verständnis und andererseits das Rechtsgefühl in der Masse der Bevölkerung lebendiger werden. Sie werden schnell wegen des unlauteren Wettbewerbes ihre Kunden verlieren und der allgemeinen Verachtung anheimfallen.

Nach Fritz Kalle.

45. Lebensregeln.

1. Mein Sohn, du wirst das Gut von deinem Vater erben;
erbst du nicht auch den Fleiß, so wirst du drauf verderben.
(Rückert.)

2. Am Ende deiner Bahn ist gut Zufriedenheit;
doch wer am Anfang ist zufrieden, kommt nicht weit. (Rückert.)

3. Gesell dich einem Bessern zu,
daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen;
wer selbst nicht weiter ist als du,
der kann dich auch nicht weiter bringen. (Rückert.)

4. Kannst du nicht wie der Adler fliegen,
klettre nur Schritt für Schritt bergan;
wer mit Mühe den Gipfel gewann,
hat auch die Welt zu Füßen liegen. (Blüthgen.)

5. Wer euch sagt, daß ihr anders reich werden könnt als durch Arbeit und Sparsamkeit, der betrügt euch, der ist ein Schelm. (Franklin.)

6. Arbeit ist Los und Lust und Leid
für alle, die hienieden wandeln;
gesegnet sei uns alle Zeit,
in der wir wirken, schaffen, handeln.

7. Kann ich nicht Dombaumeister sein,
behau' ich als Steinmetz einen Stein;
fehlt mir auch dazu Geschick und Verstand,
trag' ich Mörtel herbei und Sand.

8. Wer nicht die Körner säet,
dem wachsen nicht die Ähren;
und wer die Saat nicht mähet,
wovon will der sich nähren?
Ein Segen ruht im schweren Werke;
dir wächst, wie du's vollbringst, die Stärke;
bescheiden zweifelnd fingst du's an,
und stehst am Ziel: ein ganzer Mann. (E. Geibel.)

9. Wohl unglückselig ist der Mann,
der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht;
kein Wunder, daß er zu Grunde geht. (Goethe.)

10. Was du gründlich verstehst, das mache!
Was du gründlich erfuhrst, das sprich!
Bist du Meister im eignen Sache,
schmäht kein Schweigen im fremden dich.
Das Reden von allem magst du gönnen
denen, die selbst nichts machen können.

46. Innungen und Zünfte im Mittelalter.

Neben den Geschlechtern oder Patriziern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen; in diesen waren die Männer des besitzenden Mittelstandes die Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahre lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt; wir finden es aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herrn gesessen; da waren denen von gleichem Gewerb ein oder mehrere Meister gesetzt worden; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerkes gewonnen, wurde bei den meisten Handwerkern „Meister" allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern auch eines jeden, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 wohl einer aus den Patriziern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerkes zu gehören; nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Handwerks; oft waren mehrere zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Zuzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Bruderschaft werden mußte, demnächst, daß die Aufnahme in die Bruderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, welche sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Dieselben Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung; denn der Bürger war verpflichtet, unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten.

Jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten, „Liebe und Leid" mit einander zu tragen; sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbnis verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Gefühle des Wohlstandes und physischer Überlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen, von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden; ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos dargestellt. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rat, oder der Rat, dessen Mitglieder jährlich wenigstens teilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämtlich oder in der Mehrzahl zur Vorbringung von Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Ratsstühle umwarf; in

den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Teilnahme der Handwerksmeister am Rat, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patrizischen Reaktion (Gegenwirkung). Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Teilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Hauptteil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war es in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Übergang aus einem Beruf oder Stand in den andern zu hindern. Wer heute Handwerker oder Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenigen Jahren Reichtum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten, und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk zurück. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erreichen; dieser Umstand verdarb den Geschlechtern in der Folge das Turnierrecht; aber er sicherte ihnen auf Jahrhunderte die Verbindung mit neu angesammeltem Kapital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben um 1300 und in den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnismäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern; sie sterben aus oder ziehen weg, und neue Namen treten an ihre Stelle.

Jeder ältere Handwerksmann wußte um 1300, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte. Überall größere Kunst; neue Handwerke waren entstanden; unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwirker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel- (Heftel-) macher. Die Riemer, Sattler und Kürschner hatten sich getrennt, und die Kürschner verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für die Frauen und parfümierten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen; sie verstanden, durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen; sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden; ihr Handwerk war schwierig; sie hatten Schnabelschuhe von buntem

Leder zu nähen, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahnes hinabhingen. Dies war Rittertracht; der Rat wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich; die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich geteilt; wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich nicht überall, aber z. B. in Bremen „Korduaner"; die anderen hießen schwarze Schuhmacher; sie hatten wieder die Altbüßer*) von sich ausgeschlossen.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren; denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen daran gemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Überlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schilde führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wilands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen Könige verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden waren; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel; denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Pranken ein Schwert hielten, und war ihnen vom Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmutes zugeteilt worden.

Durch einen eigenen Gebrauch, die sogenannte Vorsage der Zunft, ist das ganze Leben des Handwerks in seiner Innung befestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Gesellen geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen an einander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in die er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

---

*) In Nürnberg Altreißen (Schuhflicker) genannt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vorteile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwange erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben; der Formelkram wurde zuletzt dem Gescheiden lästig. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerkes sind dem Geschlechte der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nach G. Freytag.

47. Aus der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich.
(Gesetz vom 1. Juni 1891.)

I. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Der Betrieb eines Gewerbes ist jedermann gestattet, soweit nicht durch das Gesetz Ausnahmen oder Beschränkungen vorgeschrieben oder zugelassen sind.

§ 3. Der gleichzeitige Betrieb verschiedener Gewerbe, sowie desselben Gewerbes in mehreren Betriebs- oder Verkaufsstätten ist gestattet. Eine Beschränkung der Handwerker auf den Verkauf der selbstverfertigten Waren findet nicht statt.

§ 14. Wer den selbständigen Betrieb eines stehenden Gewerbes anfängt, muß der Ortsbehörde Anzeige davon machen.

§ 55. Wer im Umherziehen ein Gewerbe ausüben will, bedarf eines Wandergewerbescheines.

§ 105. Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Übereinkunft.

§ 107. Minderjährige Personen dürfen, soweit reichsgesetzlich nicht ein anderes zugelassen ist, als Arbeiter nur beschäftigt werden, wenn sie mit einem Arbeitsbuche versehen sind. Bei der Annahme solcher Arbeiter hat der Arbeitgeber das Arbeitsbuch einzufordern. Er ist verpflichtet, dasselbe zu verwahren, auf amtliches Verlangen vorzulegen und nach rechtmäßiger Lösung des Arbeitsverhältnisses wieder auszuhändigen. Die Aushändigung erfolgt an den Vater oder Vormund, sofern diese es verlangen oder

der Arbeiter das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat, andernfalls an den Arbeiter selbst.

§ 108. Das Arbeitsbuch wird dem Arbeiter durch die Polizeibehörde desjenigen Ortes, an welchem er zuletzt seinen dauernden Aufenthalt gehabt hat, kosten- und stempelfrei ausgestellt. Die Ausstellung erfolgt auf Antrag oder mit Zustimmung des Vaters oder Vormundes.

§ 110. Das Arbeitsbuch muß den Namen des Arbeiters, Ort, Jahr und Tag seiner Geburt, Namen und letzten Wohnort seines Vaters oder Vormundes und die Unterschrift des Arbeiters enthalten. Die Ausstellung erfolgt unter dem Siegel und der Unterschrift der Behörde.

§ 111. Bei dem Eintritte des Arbeiters in das Arbeitsverhältnis hat der Arbeitgeber an der dafür bestimmten Stelle des Arbeitsbuches die Zeit des Eintrittes und die Art der Beschäftigung, am Ende des Arbeitsverhältnisses die Zeit des Austrittes und, wenn die Beschäftigung Änderungen erfahren hat, die Art der letzten Beschäftigung des Arbeiters einzutragen. Die Eintragungen sind mit Tinte zu bewirken und von dem Arbeitgeber oder dem dazu bevollmächtigten Betriebsleiter zu unterzeichnen. Die Eintragungen dürfen nicht mit einem Merkmal versehen sein, welches den Inhaber des Arbeitsbuches günstig oder nachteilig zu kennzeichnen bezweckt. Die Eintragung eines Urteils über die Führung oder die Leistungen des Arbeiters und sonstige durch dieses Gesetz nicht vorgesehene Eintragungen oder Vermerke in oder an dem Arbeitsbuche sind unzulässig.

§§ 113—115. Beim Abgange können die Arbeiter ein Zeugnis über die Art und Dauer ihrer Beschäftigung fordern. Dieses Zeugnis ist auf Verlangen der Arbeiter auch auf ihre Führung und ihre Leistungen auszudehnen. Auf Antrag des Arbeiters hat die Ortspolizeibehörde die Eintragung in das Arbeitsbuch und das dem Arbeiter etwa ausgestellte Zeugnis kosten- und stempelfrei zu beglaubigen. Die Gewerbetreibenden sind verpflichtet, die Löhne ihrer Arbeiter in Reichswährung zu berechnen und bar auszuzahlen.

§ 120. Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, ihren Arbeitern unter achtzehn Jahren, welche eine von der Gemeindebehörde oder vom Staate als Fortbildungsschule anerkannte Unterrichtsanstalt besuchen, hierzu die erforderlichenfalls von der zuständigen Behörde festzusetzende Zeit zu gewähren. Durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weiteren Kommunalverbandes kann für männliche Arbeiter unter achtzehn Jahren die Verpflichtung zum Besuche einer Fortbildungsschule, soweit diese Verpflichtung nicht landesgesetzlich besteht, begründet werden.

§ 120a. Die Gewerbeunternehmer sind verpflichtet, die Arbeitsräume, Betriebsvorrichtungen, Maschinen und Gerätschaften so einzurichten und zu unterhalten und den Betrieb so zu regeln, daß die Arbeiter gegen Gefahren für Leben und Gesundheit so weit geschützt sind, wie es die Natur des Betriebes gestattet.

II. Verhältnisse der Gesellen und Gehilfen.

§ 121. Gesellen und Gehilfen sind verpflichtet, den Anordnungen der Arbeitgeber in Beziehung auf die ihnen übertragenen Arbeiten und auf die häuslichen Einrichtungen Folge zu leisten; zu häuslichen Arbeiten sind sie nicht verbunden.

§ 122. Das Arbeitsverhältnis zwischen den Gesellen oder Gehilfen und ihren Arbeitgebern kann, wenn nicht ein anderes verabredet ist, durch eine jedem Teile freistehende, vierzehn Tage vorher erklärte Aufkündigung gelöst werden. Werden andere Aufkündigungsfristen vereinbart, so müssen sie für beide Teile gleich sein. Vereinbarungen, welche dieser Bestimmung zuwiderlaufen, sind nichtig.

§ 123. Vor Ablauf der vertragsmäßigen Zeit und ohne Aufkündigung können Gesellen und Gehilfen entlassen werden:

1. wenn sie bei Abschluß des Arbeitsvertrages den Arbeitgeber durch Vorzeigung falscher oder verfälschter Arbeitsbücher oder Zeugnisse hintergangen oder ihn über das Bestehen eines anderen, sie gleichzeitig verpflichtenden Arbeitsverhältnisses in einen Irrtum versetzt haben;
2. wenn sie eines Diebstahls, einer Entwendung, einer Unterschlagung, eines Betruges oder eines liederlichen Lebenswandels sich schuldig machen;
3. wenn sie die Arbeit unbefugt verlassen haben oder sonst den nach dem Arbeitsvertrage ihnen obliegenden Verpflichtungen nachzukommen beharrlich verweigern;
4. wenn sie der Verwarnung ungeachtet mit Feuer und Licht unvorsichtig umgehen;
5. wenn sie sich Thätlichkeiten oder grobe Beleidigungen gegen den Arbeitgeber oder seine Vertreter oder gegen die Familienangehörigen des Arbeitgebers oder seiner Vertreter zu schulden kommen lassen;
6. wenn sie einer vorsätzlichen und rechtswidrigen Sachbeschädigung zum Nachteile des Arbeitgebers oder eines Mitarbeiters sich schuldig machen;
7. wenn sie Familienangehörige des Arbeitgebers oder seiner Vertreter oder Mitarbeiter zu Handlungen verleiten oder zu

verleiten versuchen oder mit Familienangehörigen des Arbeitgebers oder seiner Vertreter Handlungen begehen, welche wider die Gesetze oder die guten Sitten verstoßen;

8. wenn sie zur Fortsetzung der Arbeit unfähig oder mit einer abschreckenden Krankheit behaftet sind.

In den unter Nr. 1 bis 7 gedachten Fällen ist die Entlassung nicht mehr zulässig, wenn die zu Grunde liegenden Thatsachen dem Arbeitgeber länger als eine Woche bekannt sind.

Inwiefern in den unter Nr. 8 gedachten Fällen dem Entlassenen ein Anspruch auf Entschädigung zustehe, ist nach dem Inhalt des Vertrages und nach den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften zu beurteilen.

§ 124. Vor Ablauf der vertragsmäßigen Zeit und ohne Aufkündigung können Gesellen und Gehilfen die Arbeit verlassen:

1. wenn sie zur Fortsetzung der Arbeit unfähig werden;
2. wenn der Arbeitgeber oder seine Vertreter sich Thätlichkeiten oder grobe Beleidigungen gegen die Arbeiter oder gegen ihre Familienangehörigen zu schulden kommen lassen;
3. wenn der Arbeitgeber oder seine Vertreter oder Familienangehörige derselben die Arbeiter oder deren Familienangehörige zu Handlungen verleiten oder zu verleiten versuchen oder mit den Familienangehörigen der Arbeiter Handlungen begehen, welche wider die Gesetze oder die guten Sitten verstoßen;
4. wenn der Arbeitgeber den Arbeitern den schuldigen Lohn nicht in der bedungenen Weise auszahlt, bei Stücklohn nicht für ihre ausreichende Beschäftigung sorgt, oder wenn er sich widerrechtlicher Übervorteilungen gegen sie schuldig macht;
5. wenn bei Fortsetzung der Arbeit das Leben oder die Gesundheit der Arbeiter einer erweislichen Gefahr ausgesetzt sein würde, welche bei Eingehung des Arbeitsvertrages nicht zu erkennen war.

In den unter Nr. 2 gedachten Fällen ist der Austritt aus der Arbeit nicht mehr zulässig, wenn die zu Grunde liegenden Thatsachen dem Arbeiter länger als eine Woche bekannt sind.

III. Lehrlingsverhältnisse.

§ 126. Der Lehrherr ist verpflichtet, den Lehrling in den bei seinem Betriebe vorkommenden Arbeiten des Gewerbes in der durch den Zweck der Ausbildung gebotenen Reihenfolge und Ausdehnung zu unterweisen. Er muß entweder selbst oder durch einen geeigneten, ausdrücklich dazu bestimmten Vertreter die Ausbildung des Lehrlings leiten. Er darf dem Lehrling die zu seiner Ausbildung und zum Besuche des Gottesdienstes an Sonn- und

Festtagen erforderliche Zeit und Gelegenheit durch Verwendung zu andern Dienstleistungen nicht entziehen. Er hat den Lehrling zur Arbeitsamkeit und zu guten Sitten anzuhalten und vor Ausschweifungen zu bewahren.

§ 127. Der Lehrling ist der väterlichen Zucht des Lehrherrn unterworfen. Demjenigen gegenüber, welcher an Stelle des Lehrherrn seine Ausbildung zu leiten hat, ist er zur Folgsamkeit verpflichtet.

§ 128. Das Lehrverhältnis kann, wenn eine längere Frist nicht vereinbart ist, während der ersten vier Wochen nach Beginn der Lehrzeit durch einseitigen Rücktritt aufgelöst werden. Eine Vereinbarung, wonach diese Probezeit mehr als drei Monate betragen soll, ist nichtig. Nach Ablauf der Probezeit kann der Lehrling vor Beendigung der verabredeten Lehrzeit entlassen werden, wenn einer der im § 123 vorgesehenen Fälle auf ihn Anwendung findet. Von seiten des Lehrlings kann das Lehrverhältnis nach Ablauf der Probezeit aufgelöst werden:

1. wenn einer der im § 124 unter Nr. 1, 3 bis 5 vorgesehenen Fälle vorliegt;
2. wenn der Lehrherr seine gesetzlichen Verpflichtungen gegen den Lehrling in einer die Gesundheit, die Sittlichkeit oder die Ausbildung des Lehrlings gefährdenden Weise vernachlässigt, oder das Recht der väterlichen Zucht mißbraucht oder zur Erfüllung der ihm vertragsmäßig obliegenden Verpflichtungen unfähig wird.

Der Lehrvertrag wird durch den Tod des Lehrlings aufgehoben. Durch den Tod des Lehrherrn gilt der Lehrvertrag als aufgehoben, sofern die Aufhebung innerhalb vier Wochen geltend gemacht wird.

Schriftliche Lehrverträge sind stempelfrei.

§ 129. Bei Beendigung des Lehrverhältnisses hat der Lehrherr dem Lehrling unter Angabe des Gewerbes, in welchem der Lehrling unterwiesen worden ist, über die Dauer der Lehrzeit und die während derselben erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, sowie über sein Betragen ein Zeugnis auszustellen, welches von der Gemeindebehörde kosten- und stempelfrei zu beglaubigen ist.

An Stelle dieser Zeugnisse können, wo Innungen oder andere Vertretungen der Gewerbetreibenden bestehen, die von diesen ausgestellten Lehrbriefe treten.

§ 130. Verläßt der Lehrling in einem durch dieses Gesetz nicht vorgesehenen Falle ohne Zustimmung des Lehrherrn die Lehre, so kann letzterer den Anspruch auf Rückkehr des Lehrlings nur geltend machen, wenn der Lehrvertrag schriftlich geschlossen ist. Die Poli-

zeibehörde kann in diesem Falle auf Antrag des Lehrherrn den Lehrling anhalten, so lange in der Lehre zu verbleiben, als durch gerichtliches Urteil das Lehrverhältnis nicht für aufgelöst erklärt ist. Der Antrag ist nur zulässig, wenn er binnen einer Woche nach dem Austritt des Lehrlings gestellt ist. Im Falle der Weigerung kann die Polizeibehörde den Lehrling zwangsweise zurückführen lassen, oder durch Androhung von Geldstrafe bis zu fünfzig Mark oder Haft bis zu fünf Tagen zur Rückkehr ihn anhalten.

§ 131. Wird von dem Vater oder Vormund für den Lehrling oder, sofern der letztere großjährig ist, von ihm selbst dem Lehrherrn die schriftliche Erklärung abgegeben, daß der Lehrling zu einem anderen Gewerbe oder anderen Berufe übergehen werde, so gilt das Lehrverhältnis, wenn der Lehrling nicht früher entlassen wird, nach Ablauf von vier Wochen als aufgelöst. Den Grund der Auflösung hat der Lehrherr in dem Arbeitsbuche zu vermerken. Binnen neun Monaten nach der Auflösung darf der Lehrling in demselben Gewerbe von einem anderen Arbeitgeber ohne Zustimmung des früheren Lehrherrn nicht beschäftigt werden.

§ 132. Erreicht das Lehrverhältnis vor Ablauf der verabredeten Lehrzeit sein Ende, so kann von dem Lehrherrn oder von dem Lehrling ein Anspruch auf Entschädigung nur geltend gemacht werden, wenn der Lehrvertrag schriftlich geschlossen ist. Der Anspruch auf Entschädigung erlischt, wenn er nicht innerhalb vier Wochen nach Auflösung des Lehrverhältnisses im Wege der Klage oder Einrede geltend gemacht ist.

§ 133. Ist von dem Lehrherrn das Lehrverhältnis aufgelöst worden, weil der Lehrling die Lehre unbefugt verlassen hat, so ist die von dem Lehrherrn beanspruchte Entschädigung, wenn in dem Lehrvertrage ein anderes nicht ausbedungen ist, auf einen Betrag festzusetzen, welcher für jeden auf den Tag des Vertragsbruches folgenden Tag der Lehrzeit, höchstens aber für sechs Monate, bis auf die Hälfte des in dem Gewerbe des Lehrherrn den Gesellen oder Gehilfen ortsüblich gezahlten Lohnes sich belaufen darf.

Für die Zahlung der Entschädigung sind als Selbstschuldner mitverhaftet der Vater des Lehrlings sowie derjenige Arbeitgeber, welcher den Lehrling zum Verlassen der Lehre verleitet oder welcher ihn in Arbeit genommen hat, obwohl er wußte, daß der Lehrling zur Fortsetzung eines Lehrverhältnisses noch verpflichtet war. Hat der Entschädigungsberechtigte erst nach Auflösung des Lehrverhältnisses von der Person des Arbeitgebers, welcher den Lehrling verleitet oder in Arbeit genommen hat, Kenntnis erhalten, so erlischt gegen diese der Entschädigungsanspruch erst, wenn derselbe nicht innerhalb vier Wochen nach erhaltener Kenntnis geltend gemacht ist.

48. Aus dem Gesetz vom 29. Juli 1890, betreffend die Gewerbegerichte.

§ 1. Für die Entscheidung von gewerblichen Streitigkeiten zwischen Arbeitern einerseits und ihren Arbeitgebern andrerseits, sowie zwischen Arbeitern desselben Arbeitgebers können Gewerbegerichte errichtet werden.

§ 3. Die Gewerbegerichte sind ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes zuständig für Streitigkeiten:

1. über den Antritt, die Fortsetzung oder die Auflösung des Arbeitsverhältnisses, sowie über die Aushändigung oder den Inhalt des Arbeitsbuches oder Zeugnisses,
2. über die Leistungen und Entschädigungsansprüche aus dem Arbeitsverhältnisse, sowie über eine in Beziehung auf dasselbe bedungene Konventionalstrafe,
3. über die Berechnung und Anrechnung der von den Arbeitern zu leistenden Krankenversicherungsbeiträge,
4. über die Ansprüche, welche auf Grund der Übernahme einer gemeinsamen Arbeit von Arbeitern desselben Arbeitgebers gegen einander erhoben werden.

§ 8. Für jedes Gewerbegericht sind ein Vorsitzender und mindestens ein Stellvertreter desselben, sowie die erforderliche Zahl von Beisitzern zu berufen; die Zahl der letzteren soll mindestens vier betragen.

49. Patent-, Muster- und Markenschutz.

Unsere Zeit ist reich an nützlichen Erfindungen allerhand Art. Solche Erfindungen, die eine gewerbliche Verwertung zulassen, bringen dem Erfinder in der Regel nur dann einen Nutzen, wenn derselbe das ausschließliche Recht zur gewerblichen Ausnutzung hat. Können die Erfindungen auch von andern Gewerbetreibenden alsbald nachgemacht werden, so geht für den Erfinder der Nutzen verloren. Darum hat der Staat durch das Patentgesetz vom 7. April 1891 diese Art der Erfindungen geschützt. Das Patent wird gegen eine steigende Jahresgebühr auf 15 Jahre erteilt. Sobald eine Erfindung patentiert ist, wird eine jede Nachahmung innerhalb der 15 Jahre bestraft. Wer eine Erfindung geschützt haben will, muß sich an das Patentamt in Berlin wenden. Dasselbe erteilt die Patente, erklärt sie, wenn nötig, für nichtig und nimmt sie zurück. Die Patente werden in ein öffentlich geführtes Register eingetragen und durch den Reichsanzeiger und das Patentblatt veröffentlicht. Bevor von dem Patentamt Beschluß gefaßt wird über die Erteilung eines Patentes, erfolgt eine öffent-

liche Bekanntmachung, damit sich diejenigen melden, welche etwa Einspruch gegen die Erfindung zu erheben haben.

In ähnlicher Weise wie die Werke der Wissenschaft und Kunst werden nach Vorgang der übrigen Industriestaaten auch neue und eigentümliche Muster und Modelle vor Nachbildung geschützt. Nach dem Gesetz vom 11. Juli 1891 wird der Schutz nach Wahl des Antragstellers auf 1 bis 3, ausnahmsweise bis auf höchstens 15 Jahre gewährt und ist von der Eintragung in ein öffentlich geführtes Muster-Register abhängig. Die Anmeldung und die Eintragung erfolgt beim Amtsgericht. Der Schutz ist im Verkehre mit einigen Staaten durch Vertrag sicher gestellt.

Neben den Geschmacksmustern ist durch das Gesetz vom 1. Juni 1891 den Gebrauchsmustern ein besonderer Schutz geworden. Diese stehen zwischen den Geschmacksmustern und den durch Patente geschützten Erfindungen in der Mitte. Die Schutzfrist dauert 3 Jahre. Das Verfahren findet bei dem Patentamte statt.

Auch in Bezug auf die im geschäftlichen Verkehre üblichen Warenzeichen (Marken) ist das Deutsche Reich dem Beispiele anderer Staaten, insbesondere Frankreichs, gefolgt. Das Verbot, welches das Strafgesetzbuch betreffs fälschlicher Benutzung fremder Namen und Firmen enthielt, ist nach dem Markenschutzgesetz vom 30. November 1874 auf diejenigen Zeichen ausgedehnt, welche zur Unterscheidung der Waren von denen anderer Gewerbetreibenden angebracht werden. Voraussetzung ist, daß die Gewerbetreibenden im Handels-Register eingetragen sind und die anzuwendenden Zeichen zur Eintragung und Veröffentlichung dem Gerichte gemeldet haben.

Nach J. Schanze.

50. Die Aufgabe des Handwerks in der Gegenwart und Zukunft.

Manche Handwerker klagen über das Maschinenwesen; es sind dies aber Klagen einer Macht gegenüber, die einmal da ist, die nicht mehr verdrängt werden kann, die sich immer mehr erweitert und vergrößert, die, statt beklagt, freudig begrüßt werden muß. Die Maschinen haben die Menschen von harter Sklavenarbeit befreit, vielen Tausenden Unterhalt, Millionen bessere Nahrung, Kleidung und Wohnung, überhaupt ein schöneres menschliches Dasein verschafft, bei dem es nun auch möglich ist, den höheren Zwecken des menschlichen Lebens sich zu widmen. Aber auch dem Bedrohlichen, das das Maschinenwesen an sich hat, kann der Handwerksstand siegreich entgegentreten, sobald er sich eben dahin erhebt, wohin jenes nicht zu folgen vermag, wozu eben nur die Hand gebraucht werden kann, und das ist eine tüchtige, kunstreiche Arbeit,

in deren Erzeugnissen Kunstsinn und technische Fertigkeit, Kunstgeschmack und sorgfältiger Fleiß, Schönheitsgefühl und materielle Brauchbarkeit verbunden sind. Höhere Geschicklichkeit, kunstvolle Produktion, — das ist die Zauberformel, um von seiten der Gewerbe die Gefahr, welche von den Maschinen droht, zu überwinden. Dieselben Tugenden, die im 15. Jahrhundert Deutschland zum Mittelpunkt aller Gewerbe, alles Handels, aller Bildung machten, dieselben Tugenden sind es, an die sich heute noch der deutsche Handwerksstand zu halten hat; es sind die Tugenden einer tüchtigen, kunstreichen, ehrlichen und rechtschaffenen Arbeit.

Wie alles in der Welt der Veränderung unterworfen ist, so auch das Gewerbewesen und das Handwerk insbesondere. Nachdem es Jahrtausende hindurch durch Handarbeit, nur mit wenigen Werkzeugen unterstützt, sich ernährt und nur in kleinen Werkstätten mit Meister, Lehrlingen und Gesellen gearbeitet hat, so droht jetzt das Maschinenwesen und die Großindustrie der Fabriken, mit ungeheurer Geldmacht ausgerüstet, alle die einzelnen kleinen Meisterschaften und Werkstätten zu vernichten, wobei zugleich die allgemeine Gewerbefreiheit alles aufzulösen scheint. Und es ist kein Zweifel, daß das Gewerbewesen schon seit längerer Zeit im Übergang zu einer durchgreifenden Umgestaltung begriffen ist. Da gilt aber kein Klagen und Sichsperren, sondern frisch und mutig und männlich das Unvermeidliche zu fassen und es zu seinem Vorteile umzuwandeln. Und dies wird gelingen: der deutsche Gewerbestand hat schon noch viel größere Hindernisse und Mißstände überwunden, wie z. B. damals, als er sich in den Tagen des Mittelalters aus der Schmach und dem Elend der Sklaverei, der Hörigkeit und der Leibeigenschaft losgerissen hat, und er hat gesiegt. So wird auch der gegenwärtige Gewerbestand, falls er sich in den Besitz all der technischen, intellektuellen und moralischen Tüchtigkeit, überhaupt der Bildung setzt, welche die fortgeschrittene Zeit fordert und ihm auch darbietet, siegreich aus allen Gefahren hervorgehen; er wird immer die Städte füllen, immer ein geachteter, wohlhabender Stand bleiben, immer der Kern des Staates, die Quelle des Reichtums, die Ehre und der Stolz des Landes sein, in welchem er seine Werkstätten erbaut hat.

Neues Wirken, neues Streben
ist in Menschenbrust erwacht,
und ein neues, frisches Leben
hebt sich aus der alten Nacht.

Vorwärts, vorwärts, weiter, weiter,
über Trümmer, ewig tot!
Weh, o Bürgerfahne, heiter
in das frische Morgenrot!

Nach Dr. Rehlen.

51. Thätigkeit und Erholung.

Die Pflege der Gesundheit erfordert ein richtiges Verhältnis zwischen Thätigkeit und Erholung, für das sich jedoch allgemeine Vorschriften nicht aufstellen lassen, weil Arbeitskraft und Erholungsbedürfnis bei jedem Menschen verschieden sind. Vor allem ist es für die Gesundheit nicht gleichgültig, in welcher Art die neben der Schlafzeit uns übrig bleibenden Ruhestunden ausgefüllt werden.

Geistige Anstrengung auf der einen, Naturgenufs auf der anderen Seite verschönen allen gebildeten Menschen die Erholungszeit, und zwar soll namentlich derjenige, welchen sein Beruf zur körperlichen Anstrengung und Bewegung in freier Luft nötigt, seinem Körper in den Freistunden Ruhe gönnen und seine Zerstreuung vorzugsweise in geistiger Anregung, d. h. in verständiger Unterhaltung, im Lesen nützlicher Bücher, Betrachtung schöner Bildwerke oder in musikalischen Genüssen suchen. Wer dagegen vorwiegend geistig beschäftigt ist und seine Arbeitszeit stehend oder sitzend im geschlossenen Raume zubringen mufs, soll in der Freizeit seinem Körper Bewegung verschaffen, durch zweckmäfsige Leibesübungen, wie Turnen, Rudern, Reiten u. dgl. die Muskeln stählen und durch Aufenthalt in der freien Natur seinen Atmungswerkzeugen frische, reine Luft zuführen. Wo aber durch körperliche Leiden oder Gebrechen die Gesundheit bereits beeinträchtigt ist, da mufs ärztlicher Rat die Anleitung geben, wie die Erholungsstunden nützlich anzuwenden sind.

Auch die Geselligkeit gewährt eine angenehme und der Gesundheit nicht schädliche Erholung, sofern sie auf ein richtiges Mafs beschränkt bleibt.

Der Gedankenaustausch mit andern Menschen regt den Geist vorteilhaft an und erweitert den Gesichtskreis des Einzelnen; die Mitteilung eigener Empfindungen und Erlebnisse ist überdies den meisten ein Bedürfnis und erfordert, wie auch unsere berechtigte Teilnahme an dem Ergehen unserer Mitmenschen, eine gesellige Aussprache. Nur wenn das gesellige Zusammensein mit Unmäfsigkeit in leiblichen Genüssen verbunden ist, wenn dabei Leidenschaften erregt werden (z. B. durch Spiel) und dem Körper der notwendige Schlaf entzogen wird, ist Geselligkeit ebenso verderblich wie Überanstrengung; dann beeinträchtigt sie die Leistungskraft, macht den Menschen unlustig zur Arbeit und führt zu Krankheiten und vorzeitiger Abnützung des Körpers und des Geistes.

Eine Verwendung der Erholungsstunden zum regelmäfsigen Besuch der meist mangelhaft gelüfteten und von Tabaksrauch

erfüllten Wirtshäuser ist nicht nur der Gesundheit, sondern auch gewöhnlich dem Wohlstand des Einzelnen nachteilig; noch schädlicher ist der damit gewöhnlich verbundene reichliche Alkoholgenufs, am verderblichsten die Unmäfsigkeit, welche auf die Bahnen der Ausschweifungen und des Lasters führt.

Aus dem Gesundheitsbüchlein.

52. Die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe und in der Industrie.

Gesetz vom 1. Juni 1891.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen über die Sonntagsruhe, die sich auf das Handelsgewerbe, den Gewerbebetrieb in Fabriken, Werkstätten, auf Zimmerplätzen, Bauhöfen u. s. w. beziehen, lauten wie folgt:

A. Handelsgewerbe.

§ 41 a. Soweit Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter im Handelsgewerbe an Sonn- und Festtagen nicht beschäftigt werden dürfen, darf auch in offenen Verkaufsstellen ein Gewerbebetrieb an diesen Tagen nicht stattfinden.

§ 105 a. Welche Tage als Festtage gelten, bestimmen unter Berücksichtigung der örtlichen und konfessionellen Verhältnisse die Landesregierungen.

§ 105 b. Abs. 2. Im Handelsgewerbe dürfen Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage überhaupt nicht, im übrigen an Sonn- und Festtagen nicht länger als fünf Stunden beschäftigt werden. Durch statutarische Bestimmung einer Gemeinde oder eines weiteren Kommunalverbandes kann diese Beschäftigung für alle oder einzelne Zweige des Handelsgewerbes auf kürzere Zeit eingeschränkt oder ganz untersagt werden. Für die letzten vier Wochen vor Weihnachten, sowie für einzelne Sonn- und Festtage, an welchen örtliche Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, kann die Polizeibehörde eine Vermehrung der Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, bis auf zehn Stunden zulassen. Die Stunden, während welcher die Beschäftigung stattfinden darf, werden unter Berücksichtigung der für den öffentlichen Gottesdienst bestimmten Zeit, sofern die Beschäftigung durch statutarische Bestimmung eingeschränkt worden ist, durch letztere, im übrigen von der Polizeibehörde festgestellt. Die Feststellung kann für verschiedene Zweige des Handelsgewerbes verschieden erfolgen.

B. Gewerbebetriebe.

§ 55 a. An Sonn- und Festtagen ist der Gewerbebetrieb im Umherziehen verboten.

Ausnahmen können von der unteren Verwaltungsbehörde zugelassen werden.

§ 105 a. Zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen können die Gewerbetreibenden die Arbeiter nicht verpflichten. Arbeiten, welche nach den Bestimmungen dieses Gesetzes auch an Sonn- und Festtagen vorgenommen werden dürfen, fallen unter die vorstehende Bestimmung nicht.

§ 105 b. Im Betriebe von Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen und Gruben, von Hüttenwerken, Fabriken und Werkstätten, von Zimmerplätzen und anderen Bauhöfen, von Werften und Ziegeleien, sowie bei Bauten aller Art dürfen Arbeiter an Sonn- und Festtagen nicht beschäftigt werden. Die den Arbeitern zu gewährende Ruhe hat mindestens für jeden Sonn- und Festtag vierundzwanzig, für zwei aufeinander folgende Sonn- und Festtage sechsunddreißig, für das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest achtundvierzig Stunden zu dauern. Die Ruhezeit ist von 12 Uhr nachts zu rechnen und muß bei zwei aufeinander folgenden Sonn- und Festtagen bis sechs Uhr abends des zweiten Tages dauern. In Betrieben mit regelmäßiger Tag- und Nachtschicht kann die Ruhezeit frühestens um sechs Uhr abends des vorhergehenden Werktages, spätestens um sechs Uhr morgens des Sonn- und Festtages beginnen, wenn für die auf den Beginn der Ruhezeit folgenden vierundzwanzig Stunden der Betrieb ruht.

§ 105 c. Die Bestimmungen des § 105 b finden keine Anwendung:

1. auf Arbeiten, welche in Notfällen oder im öffentlichen Interesse unverzüglich vorgenommen werden müssen;
2. für einen Sonntag auf Arbeiten zur Durchführung einer gesetzlich vorgeschriebenen Inventur;
3. auf die Bewachung der Betriebsanlagen, auf Arbeiten zur Reinigung und Instandhaltung, durch welche der regelmäßige Fortgang des eigenen oder eines fremden Betriebes bedingt ist, sowie auf Arbeiten, von welchen die Wiederaufnahme des vollen werkthätigen Betriebes abhängig ist, sofern nicht diese Arbeiten an Werktagen vorgenommen werden können;
4. auf Arbeiten, welche zur Verhütung des Verderbens von Rohstoffen oder des Mißlingens von Arbeitserzeugnissen erforderlich sind, sofern nicht diese Arbeiten an Werktagen vorgenommen werden können;
5. auf die Beaufsichtigung des Betriebes, soweit er nach Ziffer 1 bis 4 an Sonn- und Festtagen stattfindet.

Gewerbetreibende, welche Arbeiter an Sonn- und Festtagen mit Arbeiten der unter Ziffer 1 bis 5 erwähnten Art beschäftigen,

sind verpflichtet, ein Verzeichnis anzulegen, in welchem für jeden einzelnen Sonn- und Festtag die Zahl der beschäftigten Arbeiter, die Dauer ihrer Beschäftigung sowie die Art der vorgenommenen Arbeiten einzutragen sind. Das Verzeichnis ist auf Erfordern der Ortspolizeibehörde, sowie dem im § 139 b bezeichneten Beamten (Fabrikinspektor, Gewerberat) jederzeit zur Einsicht vorzulegen.

Bei den unter Ziffer 3 und 4 bezeichneten Arbeiten, sofern dieselben länger als drei Stunden dauern oder die Arbeiter am Besuch des Gottesdienstes hindern, sind die Gewerbetreibenden verpflichtet, jeden Arbeiter entweder an jedem dritten Sonntage volle sechsunddreißig Stunden, oder an jedem zweiten Sonntage mindestens in der Zeit von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends von der Arbeit frei zu lassen.

Ausnahmen von den Vorschriften des vorstehenden Absatzes darf die untere Verwaltungsbehörde gestatten, wenn die Arbeiter am Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes nicht gehindert werden und ihnen an Stelle des Sonntags eine vierundzwanzigstündige Ruhezeit an einem Wochentage gewährt wird.

§ 105 d. Für bestimmte Gewerbe, insbesondere für Betriebe, in denen Arbeiten vorkommen, welche ihrer Natur nach eine Unterbrechung oder einen Aufschub nicht gestatten, sowie für Betriebe, welche ihrer Natur nach auf bestimmte Jahreszeiten beschränkt sind, oder welche in gewissen Zeiten des Jahres zu einer außergewöhnlich verstärkten Thätigkeit genötigt sind, können Ausnahmen zugelassen werden.

Die Regelung der an Sonn- und Festtagen in diesen Betrieben gestatteten Arbeiten und der Bedingungen, unter welchen sie gestattet sind, erfolgt für alle Betriebe derselben Art gleichmäßig und unter Berücksichtigung der Bestimmung des § 105 c Absatz 3.

§ 105 e. Für Gewerbe, deren vollständige oder teilweise Ausübung an Sonn- und Festtagen zur Befriedigung täglicher oder an diesen Tagen besonders hervortretender Bedürfnisse der Bevölkerung erforderlich ist, sowie für Betriebe, welche ausschließlich oder vorwiegend mit durch Wind oder unregelmäßige Wasserkraft bewegten Triebwerken arbeiten, können Ausnahmen zugelassen werden.

§ 105 f. Wenn zur Verhütung eines unverhältnismäßigen Schadens ein nicht vorherzusehendes Bedürfnis der Beschäftigung von Arbeitern an Sonn- und Festtagen eintritt, so können Ausnahmen für bestimmte Zeit zugelassen werden.

Die Verfügung der Verwaltungsbehörde ist schriftlich zu erlassen und muß von dem Unternehmer auf Erfordern dem für die Revision zuständigen Beamten an der Betriebsstelle zur Einsicht

vorgelegt werden. Eine Abschrift der Verfügung ist innerhalb der Betriebsstätte an einer den Arbeitern leicht zugänglichen Stelle auszuhängen.

Die untere Verwaltungsbehörde hat über die von ihr gestatteten Ausnahmen ein Verzeichnis zu führen, in welchem die Betriebsstätte, die gestatteten Arbeiten, die Zahl der in dem Betriebe beschäftigten und der an den betreffenden Sonn- und Festtagen thätig gewesenen Arbeiter, die Dauer ihrer Beschäftigung, sowie die Dauer und die Gründe der Erlaubnis einzutragen sind.

§ 105g. Das Verbot der Beschäftigung von Arbeitern an Sonn- und Festtagen kann durch Kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats auf andere Gewerbe ausgedehnt werden.

§ 105i. Die §§ 105a bis 105g finden auf Gast- und Schankwirtschafts-Gewerbe, Musikaufführungen, Schaustellungen, theatralische Vorstellungen oder sonstige Lustbarkeiten, sowie auf Verkehrsgewerbe keine Anwendung.

Die Gewerbetreibenden können die Arbeiter in diesen Gewerben nur zu solchen Arbeiten an Sonn- und Festtagen verpflichten, welche nach der Natur des Gewerbebetriebes einen Aufschub oder eine Unterbrechung nicht gestatten.

53. Drei Nürnberger Meister.

Nürnberg gebührt neben Augsburg das Verdienst, die Wiege der deutschen Kunstfertigkeit und des deutschen Geschmackes im Mittelalter gewesen zu sein. Die Bewohner dieser altertümlichen Reichsstadt waren weltberühmt durch ihren Kunstsinn, durch die Feinheit ihres Gold- und Silbergeschmeides, die Vielfältigkeit und Schönheit ihrer Geschirre und Bildnereien aus Metall und Holz, durch ihre bewundernswerte Geschicklichkeit in Verfertigung von Werkzeugen zur Natur- und Größenlehre. Die in dem betriebsamen Nürnberg kunstreich gefertigten Gold-, Silber- und Drahtzieherarbeiten, wie andere Erzeugnisse des Kunstfleißes wurden durch den blühenden Handel nach allen Teilen der Welt versandt. Die Stadt selbst wurde mit herrlichen Werken der Baukunst, der Bildhauerei und Bildgießerei geschmückt. Wer kennt nicht den herrlichen gotischen Bau der Lorenzkirche mit ihren zwei schlanken Türmen, und wer weiß nicht, daß dieser Tempel neben dem wunderbaren „englischen Gruß“ von Veit Stoß das herrlichste Kunstwerk Adam Kraffts umschließt?

Adam Krafft ist einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer in der Zeit des Übergangs von der mittelalterlichen zur neueren Kunst, der Gotik zur Renaissance. Er ist wahrscheinlich um 1430 in Nürnberg geboren und verlebte auch dort den größten

Teil seines Lebens. Dies ist reich an wechselnden Schicksalen, reich an Erfolgen und Ruhm, aber auch reich an Mühsalen und Entbehrungen; ja Krafft soll in äußerster Dürftigkeit 1507 im Spitale zu Schwabach gestorben sein. — Er war ein kräftiger Mann und gewandter Bildhauer, der mit der rechten wie mit der linken Hand gleich geschickt zeichnen und arbeiten konnte. Als Gesellen nahm er keine gelernten Bildhauer, sondern nur starke Bauernbursche an, die er dann mit allem Fleiße unterrichtete. Krafft erreichte in seiner Kunst eine vollendete Meisterschaft, so daß er dem Steine Leben und Empfindung einzuhauchen schien. Daher wurde ihm auch nachgerühmt, daß er die früher von dem Mönche Thiemo in Niederalteich geübte, dann später verlorene Kunst gekannt habe, Steine in Formen zu gießen. Wie Albrecht Dürer in der Malerei, so strebte Krafft in der Bildhauerkunst nach entschiedener Charakteristik und treuer Lebenswahrheit; trotzdem suchen seine Kunstwerke an Zierlichkeit ihres gleichen. Sein Hauptwerk ist das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, an dem er von 1493—1500 gearbeitet hat. Dasselbe, 19 m hoch, ruht auf den lebensgroßen Gestalten des Meisters und seiner beiden Gesellen und strebt in den zierlichsten Türmchen, Säulen, Pfeilern und Knäufen mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi geschmückt, durchsichtig und erhaben empor, eine wunderbare Filigranarbeit von Stein. Die Verzierungen an diesem, wie an seinen anderen Werken zeigen die glänzendste Entfaltung des spätgotischen Stiles. Außer einer großen Reihe anderer Schöpfungen zählt zu seinen vorzüglichsten Arbeiten das Grabmal des Sebald Schreyer, welches in fortlaufender Handlung die Kreuztragung, Grablegung und Auferstehung Christi darstellt. Dasselbe ist eine der schönsten Zierden der Sebalduskirche in Nürnberg.

Das großartigste Werk dieses Gotteshauses ist jedoch das Grabmal des heiligen Sebaldus von Kraffts Freund, Peter Vischer. Dieser, der Sohn eines tüchtigen Meisters der Rotschmiedekunst, wurde in Nürnberg um das Jahr 1455 geboren. In seiner Jugend durchreiste er als Geselle mehrere Länder und studierte wahrscheinlich in Italien selbst die alten Bildhauerwerke dieses klassischen Landes. Im Jahre 1487 trat er als Meister in die Zunft der Erzgießer und Rotschmiede ein und lebte von da an mit Adam Krafft und Sebastian Lindenast in freundlichstem Verhältnisse und in stetem künstlerischen Verkehr. Seine Arbeiten zeichnen sich durch formgerechte Zeichnung, natürliche Gruppierung, Adel des Ausdruckes, fleißige Ausführung und künstlerische Gewandtheit aus. Dabei wurde er von seinen fünf kunstsinnigen Söhnen, die mit ihren Familien bei ihrem leutseligen und munteren Vater im Hause lebten, wacker unterstützt; wahrscheinlich wurden auch von

ihnen die Modelle selbst verfertigt. Nach und nach erwarb sich Peter Vischer einen so großen Ruf, daß kein Fürst oder Kunstliebhaber nach Nürnberg kam, der ihn nicht in seiner Gießhütte aufgesucht und mit ihm sich nicht unterhalten hätte. — Sein schönstes und umfangreichstes Kunstwerk ist das tempelförmige Gehäuse um den silbernen Sarkophag des heiligen Sebald in der diesem Heiligen geweihten Kirche in Nürnberg. Dieses Denkmal, an dem er mit seinen Söhnen von 1507 an zwölf Jahre arbeitete, ist an Zeichnung und Ausführung namentlich der zwölf Apostel und der übrigen Heiligenfiguren, wie seiner eigenen Person in seiner Arbeitstracht das großartigste und beste Werk der Erzgießerei im deutschen Mittelalter, obwohl schon Spuren der Renaissance sich bemerkbar machen. Vischer wurde von seinen Mitbürgern hoch geachtet und 1520 zum Mitglied des großen Rates ernannt. Doch erfreute er sich dieser Ehrung nicht mehr lange, da er am 7. Januar 1529 starb. Seine Büste ließ König Ludwig I. in die Walhalla aufnehmen.

Der dritte im Bunde dieser beiden als Künstler und Menschen gleich großen Männer war Sebastian Lindenast, der Verfertiger vieler in Kupfer getriebener Werke. Namentlich gingen aus seiner kunstgeübten Hand die Bildnisse des Kaisers und der sieben Kurfürsten hervor, die das herrliche von Jörg Heuß 1506—1509 hergestellte Uhrwerk an der Frauen- oder Marienkirche in Nürnberg schmückten. Kaiser Karl IV. sitzt auf dem Throne; um ihn herum gehen ein Herold, vier Posaunisten und die sieben Kurfürsten, alle sich vor dem Kaiser verneigend. Der Tod läutet alle Stunden die Glocke. Leider ist von den nahezu meterhohen Figuren nur noch die Gestalt des Kaisers und seines Heroldes erhalten. Dem ernsten, stillen Künstler, der bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand, verlieh Kaiser Maximilian I. das Privilegium, seine getriebenen Arbeiten aus Kupfer versilbern und vergolden zu dürfen. Diese Erlaubnis zeugt von der hohen Wertschätzung des ehrbaren Kupferschmiedes und wurde nach seinem 1520 erfolgten Tode seinem gleichnamigen Sohne nicht mehr erteilt.

Die drei Männer waren in inniger Freundschaft miteinander verbunden. Gar oft an Feiertagen abends saßen sie im trauten Kreise beisammen, um sich im Zeichnen zu üben; denn ihre Ansicht war, daß derjenige Meister rückwärts gehe, der über seine Lehrjungenjahre hinaus zu sein glaube und nichts mehr lerne.

Nach Lößl, Moller und Dr. Zwerger.

54. Albrecht Dürer.

Aus der Reihe der Bildner und Lehrer unseres Volkes kann dem strebsamen Jüngling kaum ein sittlich reineres und thätigeres

Leben zur Nachahmung empfohlen, dem Künstler kein schönerer Spiegel der Ausdauer, der Vaterlandsliebe und der Neidlosigkeit gegen Kunstgenossen vorgehalten, und allen durch Prüfungen und Sorgen des Alltagslebens gedrückten Gemütern kein erhebenderes und tröstlicheres Beispiel frommer Ergebung aufgestellt werden als das Albrecht Dürers.

An demselben Tage des Jahres 1455, an welchem die Hochzeitsfeier eines der angesehensten Patrizier, Philipp Pirkheimers, die ratsfähigen Geschlechter Nürnbergs beim Bankett und Tanze im Hofe der alten Kaiserburg versammelte, wanderte ein schlichter Handwerksgesell, Albrecht Dürer, ein Goldschmied aus dem Ungarlande, still und unbemerkt in die Reichsstadt ein, die sich damals durch Handel, Gewerbfleiß, Pracht und Kunstliebe vor allen Städten unseres Vaterlandes auszeichnete. Wie wenig mochte der Fremdling ahnen, daß der Name Dürer einst nicht nur ebensoviel zum Ruhme dieser Stadt beitragen werde als der des reichen Geschlechtes der Pirkheimer, sondern auch daß beide Namen in die innigste Beziehung zu einander treten sollten. Der zugereiste Geselle fand sofort in dem Hause des trefflichen Goldarbeiters Hieronymus Heller eine bleibende Stelle. Seine Geschicklichkeit und Treue erwarben ihm die Achtung und das Vertrauen des Meisters, sein angenehmes Betragen und die Reinheit seiner Sitten aber die Hand und die Liebe der schönen Meisterstochter Barbara. Dürer hatte dem alten Heller zwölf Jahre lang gedient und stand im vierzigsten Lebensjahre. Er erhielt das Meister- und Bürgerrecht und wurde nach einigen Jahren sogar zu einem „Genannten" des größeren Rates gewählt. Die Familie wohnte im Hinterhause des Pirkheimerschen Wohngebäudes in der Winklerstraße. Hier wuchs der junge Dürer auf im niedrigen, braungetäfelten Zimmer, das mit Fenstern von geöltem Papier und vielleicht am Werktische des Vaters mit runden, grünen Butzenscheiben versehen war.

Kurze Zeit vor der Geburt Albrechts war auch die vornehme Familie im Vorderhause mit einem Söhnchen erfreut worden, und der rege Verkehr der beiden Knaben gestaltete sich später zum engen Freundschaftsbunde.

Albrecht wurde für seine Lernbegierde dadurch ausgezeichnet, daß er die Schule, vermutlich die Sebalder Pfarrschule, besuchen durfte; denn nur besonders befähigte Kinder wurden damals im Lesen und Schreiben unterrichtet. Nachdem der Knabe vier Jahre lang, Tafel und Griffel oder ein mit Wachs bestrichenes Brettlein an der Seite, zur Schule gegangen war, nahm ihn der Vater zu sich in die Lehre, um ihn zu einem tüchtigen Goldschmied auszubilden. Gezeichnet hatte der Knabe wohl schon, ehe er schreiben lernte.

Der Vater hatte ihm frühe die kleine Hand geführt und ihn allerlei Gegenstände aus dem Leben darstellen lassen, wie er es für das Goldschmiedehandwerk für nötig fand. Den Goldschmieden jener Zeit lagen freilich weder Muster noch Journale vor; sie arbeiteten nach selbstgefaßter Idee, entwarfen die Zeichnung, formten, wenn nötig, ein Modell aus Wachs oder Thon und bildeten darnach das Metall aus freier Hand, gravierten, vergoldeten, emaillierten. Wie die Kunst damals als Handwerk galt, so stand auch das Handwerk der Kunst sehr nahe, und Dürer befand sich in der Lehre seines Vaters in der besten Vorschule. Hier erlangte er seine hohe Fertigkeit im Zeichnen und Modellieren; hier wurde er an Zirkel und Maßstab und die richtige Zusammenstellung der Verhältnisse gewöhnt. Aus dieser Schule brachte er die Grundzüge der Vollendung mit, die er später in der Kupferstecherkunst erreichte, welcher er großenteils seinen Ruhm verdankte. Alle seine freie Zeit verwandte er aufs Zeichnen, und schon als dreizehnjähriger Knabe zeichnete er sein eigenes Bildnis auf Pergament und schrieb darunter: „Das hab ich aus eim spigell nach mir selbs kunterfeit im 1484 jar, da ich noch ein kint was. Albrecht Dürer.“ Einige Jahre später verfertigte er auch ein kunstreiches Werk in getriebener Silberarbeit, die sieben Fälle des Leidens Christi, das allgemeine Bewunderung erregte. Gleichwohl aber hielt den jungen, nicht zu mechanischer Handfertigkeit gebornen Künstler nur kindlicher Gehorsam in des Vaters Werkstätte fest; denn er selbst sagt: „Da ich nun sauberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zur Malerei denn zu dem Goldschmiedewerk; das stellte ich denn meinem Vater vor, aber er war nicht wohl zufrieden; denn ihn reute die verlorene Zeit, die ich mit der Goldschmiedlehre zugebracht.“ Als sich aber das Talent Albrechts immer entschiedener herausstellte, gab der Vater nach und wollte ihn zu dem Maler Martin Schongauer nach Kolmar senden, den er auf seinen Wanderjahren als einen vorzüglichen Meister kennen gelernt hatte. Schon ist der Empfehlungsbrief geschrieben und das Reisebündel geschnürt, da trifft die Nachricht von dem Ableben Schongauers in Nürnberg ein, und nun sieht sich der Vater in Nürnberg selbst nach einem Lehrherrn um. „Da man zählt nach Christi Geburt 1486 am St. Andreastag,“ berichtet Dürer in seiner kurzen Lebensbeschreibung, „versprach mich mein Vater in die Lehre zu Michael Wohlgemut, drei Jahre ihm zu dienen. In dieser Zeit gab mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte; aber viel mußte ich von Wohlgemuts Knechten leiden.“ Es arbeiteten nicht nur Künstler und Kunstjünger in den Malerwerkstätten, sondern auch Farbenreiber und andere Arbeiter; man strich Thüren, Fenster und allerlei Geräte an, malte Stuben, Schilder und Wappen,

und lediglich das Talent des Lehrlings entschied, ob aus ihm ein Handwerker oder Künstler wurde. Michael Wohlgemut war einer jener alten Meister, die in bescheidener Werkstatt still und ehrbar wenig den Ruhm suchten, sondern arbeiteten, als ob sie eine Pflicht erfüllten. In der Hauptsache mochte der so vorangeschrittene Lehrling schon bei seinem Eintritt dem guten Meister fast gleichkommen; desto mehr gab es im Handwerksmäßigen, im Technischen der Kunst zu lernen. Als aber Dürer drei Jahre bei Wohlgemut gearbeitet hatte, gestand dieser selbst in rühmlichem Stolze, daß er von seinem wackeren Schüler überwunden sei. Es existieren mehrere Bildnisse Wohlgemuts von Dürers Hand, Zeugnisse seiner Verehrung für den Meister, wie seiner eigenen früheren Meisterschaft, so eine Zeichnung in schwarzer Kreide auf blauem Papier mit weißen Lichtern und das Gemälde selbst, dem jene Zeichnung zu Grunde lag. Dasselbe wurde 1809 von dem damaligen Kronprinzen von Bayern um 3000 Dukaten gekauft und befindet sich in der Pinakothek zu München. Wohlgemut war damals 82 Jahre alt. Das Gesicht ist voller Runzeln und Falten und doch voll Leben. Im Jahre 1490 malte Dürer auch seinen Vater, gleichsam zum Danke, daß dieser dem sehnsuchtsvollen Verlangen des Sohnes Raum gegeben.

Unter dem Bilde seines Vaters stehen die Worte:

„Dies malt' ich nach meines Vaters Gestalt,
da er war siebenzig Jahr alt."

„Und da ich ausgedient hatte," berichtet Dürer ferner, „schickte mich mein Vater hinweg, und blieb vier Jahr außen auf der Wanderschaft, bis mich mein Vater wieder forderte." Von seinen Wanderjahren ist wenig bekannt. Er erzählt nur, daß er im Jahre 1490 nach Westen ausgezogen und um Pfingsten 1494 heimgekehrt sei. Augsburg, Ulm, Basel und Kolmar sind wohl die Orte, welche er aufgesucht hat. In Kolmar war er 1492. Das letzte Ziel seiner Wanderschaft bildete Straßburg.

Als Dürer um Pfingsten 1494 von der Wanderschaft zurückkehrte, war er ein ausnehmend schöner junger Mann. So zeigt ihn ein eigenhändig gemaltes Bild im 22. Lebensjahre. Auf einem späteren Gemälde erscheint Dürer völlig ausgebildet und zum Manne gereift, eine herrliche Gestalt, mit angenehmer, freundlicher Miene und gewölbter, heiterer Stirn. Das braune Haar wallt in langen Locken auf die Schultern hinab; ein dichter Bart umfließt den sanften Mund; die Nase ist fein gebogen; die Augen sind mild und hell.

Als Dürer in sein väterliches Haus zurückkehrte, hatte der Vater bereits Sorge getragen, den Sohn anständig zu verheiraten.

Albrecht, für den das vierte Gebot wohl eine tiefere und umfassendere Bedeutung als heutzutage hatte, fügte sich ohne weiteres den väterlichen Absichten, von denen er überzeugt war, daß sie nur auf sein eigenes Bestes gerichtet waren.

Nur wenige Wochen nach seiner Heimkehr fand schon die Hochzeit Dürers statt, der mit der jungen Gattin das noch jetzt nach ihm benannte und in Ehren gehaltene „Dürerhaus“ in der Zisselgasse (jetzt Albrecht-Dürerstraße) bezog. Um dieselbe Zeit wurde er Meister und lieferte als Probearbeit eine Zeichnung: Orpheus, von Bachantinnen mißhandelt.

In den ersten Jahren seiner Selbständigkeit hatte Dürer Mühe, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Größere Aufträge flossen dem unbekannten Künstler nicht zu, und seine Hauptbeschäftigung scheint in Zeichnungen für Holzschnitte bestanden zu haben, mit denen man Flugblätter, Büchertitel und den Büchertext selber zu illustrieren pflegte. Um sich im Malen zu üben, mußte er sich seine Aufgaben selbst stellen. Die nächste Aussicht auf Gewinn bot ihm das Porträtfach, und so sehen wir denn, daß er teils zur Übung, teils wohl aus kindlicher Zuneigung seinen Vater mehrmals abbildete. Zu den schönsten Bildnissen, die Dürer gemalt hat, gehört das Porträt des Hieronymus Holzschuher.

Es waren indes nicht seine Malereien, sondern seine Holzschnitte und Kupferstiche gewesen, welche als Herolde seines Ruhmes in alle Welt gegangen waren, wo sich nur Interesse an den bildenden Künsten zeigte. In der That wurden in Italien Dürers Talente schon mehr erkannt und anerkannt, wenn auch widerwillig, als im eignen Vaterlande. Bis zum Jahre 1506 hatte Dürer 47 Kupferstiche und 26 Holzschnitte erscheinen lassen und eine ganze Reihe Handzeichnungen, unter denen besonders die 12 Blätter der Passion Christi die erste Stelle einnehmen.

Trotz seiner rastlosen Thätigkeit vermochte Dürer keine Schätze zu sammeln, sei es nun, daß er nicht immer seinen Vorteil wahrzunehmen wußte, sei es, daß die Sorge für seine Mutter und seine jüngeren Geschwister ihn freudigen Herzens manches Opfer bringen ließ. Sein Vater starb 1502. Nach dessen Tode nahm Dürer seinen jüngsten Bruder Hans, damals 12 Jahre alt, zu sich in die Lehre und sandte den achtzehnjährigen Andreas, den Goldschmied, auf die Wanderschaft. Auch ihn selbst trieb ein innerer Drang, die Werke der großen italienischen Meister kennen zu lernen, in die Ferne. Sein Freund Pirkheimer ermöglichte ihm die Ausführung des lange gehegten Planes, Italien zu sehen, indem er ihm die benötigte Summe vorschoß und während seiner Abwesenheit die Sorge für seine Familienangehörigen übernahm.

Mit einer Anzahl fertiger Arbeiten, kleinen Malereien, Holzschnitten und Kupferstichen bepackt, machte sich Dürer gegen Ende des Jahres 1505 zu Pferde auf die Reise nach Venedig, wo er bei seinen Landsleuten und allen wohlmeinenden Freunden der Kunst, selbst unter den „Welschen" eine ehrenvolle Aufnahme fand. Bald wurden ihm auch Aufträge zuteil, unter andern ein großes Gemälde für die deutsche Gemeinde in Venedig, welches Kaiser Rudolf später aus besonderer Vorsorge auf den Schultern starker Männer von Venedig nach Wien hat tragen lassen. Der Meister erhielt nur die geringe Summe von 85 Dukaten dafür, und doch hatte er 5 Monate darauf verwandt und wohl 200 Dukaten nach seiner Meinung verdienen können, wenn er andere Arbeiten nicht ausgeschlagen hätte, um dieses zu vollenden. Die Venetianer suchten ihn zu halten und boten ihm ein Jahresgehalt von 200 Dukaten an; doch Dürer eilte nach fast anderthalbjähriger Abwesenheit zurück nach seiner geliebten Heimat, wo nun die Blütezeit seines künstlerischen Schaffens begann. Er hatte gelernt, daß Einfachheit der höchste Schmuck der Kunst sei.

Ein kostbares Altarblatt malte Dürer nach seiner Rückkehr für die Predigerkirche zu Frankfurt für 130 Gulden. Dies Bild wurde weit und breit berühmt. Niemand kam nach Frankfurt, der es sich von den Mönchen nicht zeigen ließ, deren Kloster durch die Trinkgelder reich wurde. Kaiser Rudolf II. ließ vergeblich 10000 Gulden dafür bieten. 1613 erhielt es der spätere Kurfürst Maximilian von Bayern, und 1674 ging es bei einem Schloßbrand zu Grunde.

Die höchsten Erfolge errang Dürer jedoch nicht als Maler, sondern als Zeichner. Im Kupferstich ist Dürer der erste Meister seiner Zeit. Er gab dieser Kunst eine Höhe der Vollendung, wie sie vor ihm unbekannt war und auch später nicht wieder erreicht worden ist. Man kennt über 100 Originalblätter, an welchen die kunstgemäßen Schattenlagen, die Festigkeit des Strichs und die Sicherheit und Wahrheit des Ausdrucks bewundert wird. Die Anzahl der Holzschnitte ist noch größer als die der Stiche. Auch seine plastischen Werke sind mit vollkommener Meisterschaft ausgeführt, meist Reliefs in Elfenbein, Speckstein und Buchsbaum.

Von den ferneren persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen des Künstlers in der Heimat ist wenig bekannt. Er mühte sich ab, durch die Kunst sein tägliches Brot zu erwerben und erweiterte sein Atelier nach damaliger Sitte zu einer Werkstätte, in welcher Gehilfen und Gesellen neben ihm arbeiteten. Im Jahre 1518 besuchte er Augsburg. Zwei Jahre später machte er in Begleitung seiner Frau und einer Magd eine Erholungsreise in die Niederlande, wohin ihn hauptsächlich das Verlangen zog, die großen nieder-

ländischen Meister und ihre Werke kennen zu lernen. Freilich ging es jetzt nicht mehr frei und froh zu Rosse, sondern zu Wagen, nebenher zur Sicherheit ein gedungener Reisiger. Die Fahrt ging über Bamberg nach Frankfurt. Von Frankfurt setzte er den Weg zu Wasser über Mainz nach Köln fort. Hier fand er Freunde und Landsleute, an die er empfohlen war. Von Köln aus nahm er wieder einen Wagen und langte im August in Antwerpen an. Seine Reise glich einem Triumphzuge, so festlich wurde er überall empfangen. In Antwerpen veranstaltete die Malergilde ein Festessen. „Am Sonntag," schreibt er, „luden mich die Maler auf ihre Stube und hatten überall Silbergeschirr und andere köstliche Zier und überköstliches Essen. Da ich zu Tische geführt ward, da stand das Volk auf beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn." Die berühmtesten und angesehensten Männer traten zu ihm in freundschaftlichen Verkehr, unter anderen auch Erasmus von Rotterdam, der voll seines überschwenglichen Lobes war. Er ließ sich zweimal zeichnen. Auch die Statthalterin Margareta und der anwesende König von Dänemark ließen sich malen. Der Rat von Antwerpen bot ihm jährlich 300 Gulden und ein eigen Haus, wenn er bleiben wollte. Zu Aachen wohnte er der Krönung Karls V. bei und erhielt von ihm die Bestätigung der ihm vom Kaiser Maximilian verheißenen jährlichen Pension von 100 Gulden. Nachdem sich Dürer über ein Jahr in Holland aufgehalten hatte, dachte er an die Rückkehr, sah sich aber genötigt, gegen eine Verschreibung sich 100 Gulden leihen zu lassen.

Die Verhältnisse Dürers gestalteten sich nach seiner Heimkehr wenig günstig. Die Reformation entzog dem Künstler die Beschäftigung, der neben den Zeichnungen für den Holzschnitt fast nur noch auf die Bildnismalerei angewiesen war. Außer einigen kleinen Altarwerken sind hauptsächlich Dürers berühmte vier Apostel zu nennen: Paulus, Markus, Petrus, Johannes, welche er lebensgroß, als Hüter des göttlichen Wortes, auf zwei Tafeln darstellte und 1526 seiner Vaterstadt zu einem Gedächtnis verehrte, wofür sich der Rat, der ihn schon 1509 zu einem „Genannten" des großen Rats erwählt, auch erkenntlich zeigte und dem Meister 100 Gulden, der Frau Meisterin 12 Gulden und dem Gehilfen 2 Gulden auszahlen ließ. Das Bild (jetzt in München) ist das bedeutendste Werk des Meisters.

Dürer hat auch als Schriftsteller gewirkt, da er in der Geometrie, Optik, Perspektive und Astronomie sehr bewandert war. Auch schrieb er 1527 „Etlichen Unterricht zur Befestigung der Stadt, Schloß und Flecken", ein Zeugnis, daß er auch für die Architektur Verständnis besaß und sein Wissen und Können weit über seinen eigentlichen Lebensberuf als Zeichner, Maler und

Kupferstecher hinausreichte. Sehr wichtig für die damalige Kunst waren seine „Vier Bücher menschlicher Proportion“.

Dürer starb im Frühling 1528 am 6. April. Sein Tod war sanft, ihm erwünscht, seinen Freunden schmerzlich. „Obwohl,“ schrieb sein ihn nur wenige Jahre überlebender Freund Pirkheimer, „durch den Tod einer großen Anzahl der Meinigen geprüft, habe ich doch nie einen solchen Schmerz empfunden, als den, welchen mir der Verlust unsers besten und teuersten Dürer verursacht.“ Dürer ward auf dem Johanniskirchhof begraben. — Seit 1840 schmückt sein von Rauch gefertigtes Standbild den Dürerplatz in Nürnberg.

K. Neumann.

55. Benjamin Franklin.

Benjamin Franklin, einer der gröfsten und herrlichsten Menschen der Neuzeit, ja aller Zeiten, ward geboren zu Boston in Nordamerika im Jahre 1706. Die Eltern des Knaben waren unbemittelt. Anfangs hatten sie gehofft, aus dem zweiten Sohn Benjamin einen Geistlichen erziehen zu können, mufsten ihn aber mit zu ihrem Geschäfte verwenden, das in Seifensieden und Lichterziehen bestand. Der Geist des jungen Seifensieders liefs keine Gelegenheit, sich zu bilden, vorübergehen und suchte einstweilen in dem kleinen Bücherschranke seines Vaters nach Nahrung, die nicht ohne Folge für sein Leben war. In seinem zwölften Jahre kam sein älterer Bruder Jakob aus England zurück und erbot sich, ihm die Druckerkunst beizubringen. Benjamin ward nun Drucker; er arbeitete die gehörige Zeit, benutzte aber die Freistunden und oft die Nächte dazu, sich fortzubilden und Kenntnisse nach allen Richtungen hin zu sammeln. Ein Kaufmann, der den Jüngling liebgewonnen, eröffnete ihm seine Büchersammlung und erwarb sich dadurch grofse Verdienste um ihn.

Im Jahre 1720 gab sein Bruder Jakob Franklin eine Zeitung heraus, welche neben den Tagesneuigkeiten auch belehrende und unterhaltende Aufsätze aufnahm. Benjamin, der an dieser Zeitung mitsetzte und druckte, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, geistigen Anteil an derselben zu nehmen. Früher schon hatte er sich in kleineren Gedichten versucht; jetzt schrieb er Aufsätze mit verstellter Hand und legte sie vor die Thüre der Druckerei. Seine Arbeiten fanden in der Zeitung wie im Volke Aufnahme, so dafs er sich zuletzt mit Ehren zu erkennen geben konnte. Auf alles aufmerksam, alles versuchend, dachte er seiner Zeit auch über die Nahrungsweise und über die Behauptung eines Ge-

lehrten nach, dafs die Pflanzenkost dem Menschen zuträglicher sei als Fleischkost. Von jetzt ab ging er nicht mehr mit den Gefährten in ein Speisehaus, sondern ward sein eigener Koch und ersparte sich dadurch Geld und Zeit zu geistigen Arbeiten. Die Nüchternheit, welche er sich jetzt angewöhnte, beobachtete er sein ganzes Leben hindurch. Weil er mit seinem Bruder in Zwist geraten war, verliefs er seine Heimatstadt, zog nach Philadelphia und lebte dort fleifsig und sich bildend, wie er einmal begonnen hatte. Er wurde bald bekannt und sogar von seinen Freunden dem Statthalter der Provinz empfohlen. Dieser ermunterte den Jüngling, ein Geschäft auf eigene Rechnung zu beginnen, und schofs ihm, als er dessen Mittellosigkeit erfuhr, 100 Pfund vor, damit er sich aus Europa die Einrichtung holen könne. Franklin reiste nun nach England.

Durch einen Reisegefährten wurde der Jüngling in England zu allerlei Verschwendungen verleitet, so dafs er dadurch in nicht geringe Verlegenheit geriet. Er fand Arbeit in einer Druckerei, in welcher eben ein Werk über Religion herauskam, durch welches er in Briefwechsel und dann in näheren Umgang mit verschiedenen englischen Gelehrten kam.

1726 kehrte er wieder nach Philadelphia zurück. Auf der Reise machte er die Bekanntschaft eines reichen amerikanischen Kaufmannes, welcher ihn für sich zum Buchhalter warb. Benjamin entsagte allen seinen früheren Aussichten und ward Kaufmann; als aber sein Brotherr einige Monate darauf plötzlich starb, sah er sich genötigt, wieder als Buchdruckergehilfe zu arbeiten. Mehrere Freunde unterstützten ihn jetzt, so dafs er bald darauf eine eigene Druckerei eröffnen konnte. Mit seinen Freunden im Bunde stiftete er eine Gesellschaft, in welcher man sich wissenschaftlich unterhielt, und trat gleichzeitig mit dem gröfsten Beifalle als volkstümlicher Schriftsteller auf.

Von jetzt ab dehnte sich Franklins Geschäftskreis, sowie sein Einflufs immer weiter aus. Er gründete eine Zeitung und einen Kalender und wurde 1743 sogar von seinen Landsleuten aufgefordert, den Plan zu einer gelehrten Gesellschaft für Nordamerika zu entwerfen. Um diese Zeit begann der Buchdrucker, sich mit dem Wesen der Elektricität zu beschäftigen, welche bis dahin den Gelehrten und Hochschulen Europas ein Rätsel geblieben war, und siehe, der schlichte Handwerker verstand, das Rätsel zu lösen. Franklins Name ward durch den Blitzableiter bald in Europa bekannt; in England machten ihn die Hochschulen um die Wette zum

Doktor; die Regierung suchte ihn zu gewinnen, um durch seinen Einflufs der Volkspartei entgegen zu wirken, welche um diese Zeit schon mächtig zu werden begann. Als Franklin eine zweite Geschäftsreise nach England machte, wurde er von der Staatsregierung zum Oberpostmeister aller englischen Lande in Amerika ernannt. Die Einkünfte, welche mit dieser Stelle verknüpft waren, schienen den thätigen Mann für immer an die britische Regierung zu fesseln. Als aber bei der zunehmenden Unzufriedenheit Amerikas das britische Unterhaus alle höheren Beamten vor seine Schranken lud, um Aufschlüsse über die verschiedenen Beschwerden zu erhalten, erschien Franklin für Pennsylvanien und sprach mit solcher Einsicht und Sachkunde, mit solcher Kraft und Freimütigkeit gegen die Regierung für die gerechte Sache und Freiheit, dafs ganz England staunte. Gleichzeitig sandte er offene Briefe an seine Landsleute, welche in Amerika überall Mut und Begeisterung für das gute Recht verbreiteten. Dafs die Regierung ihn seiner Würde enthob, versteht sich; er mufste sogar nach seiner Heimat entfliehen, wenn er nicht ins Gefängnis wandern wollte. Trotz aller Nachforschungen entkam er glücklich nach Philadelphia, wo er aus allen Kräften für die Unabhängigkeit und Befreiung des Vaterlandes mitwirkte. Obgleich er 71 Jahr alt war, ging er im Jahre 1776 nach Frankreich, wo er anfangs im geheimen für die Sache seines Vaterlandes wirkte und dann nach der Schlacht bei Saratoga 1778, als die Vereinigten Staaten von Frankreich anerkannt waren, als Gesandter dieser Staaten am französischen Königshof öffentlich auftrat. Der schlichte Handwerker verdunkelte bald durch Verstand und Würde die goldgestickten Höflinge, die Boten der glänzendsten Fürstenhöfe; er war Gegenstand der Verehrung von ganz Frankreich, ja von ganz Europa. Im Jahre 1783 unterzeichnete er in Paris mit den englischen Geschäftsträgern die Friedensentwürfe und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo alle wetteiferten, ihm Beweise der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit zu geben. Franklin wendete sich hier wieder zu seinem Geschäfte; nachdem die Freiheit des Vaterlandes errungen war, ward er wieder ein einfacher Buchdrucker. In seinem 78. Jahre ward er aber noch einmal in das öffentliche Leben gezogen und zwar dadurch, dafs ihn die Volksversammlung von Pennsylvanien zum Vorsitzenden wählte. — Der Greis verschied am 17. April 1790, bis an den letzten Tag mit Gedanken und Thaten für das Wohl seiner Mitbürger, für das Heil der Menschheit beschäftigt. Ganz Amerika stand in Thränen am Grabe des Volksmannes,

und die französische Nationalversammlung legte, als sie seinen Hintritt erfuhr, eine dreitägige Trauer an.

Das Vaterland setzte ihm den Spruch, mit welchem ihn einst ein französischer Gelehrter begrüſst hatte, auf den Grabstein: „Dir, o Himmel, entriſs er den Blitz, dem Tyrannen das Scepter!“

Der bescheidene Bürger hatte sich selber eine Grabschrift verfaſst, die viel besser seine Sinnesart ausdrückt: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich den Deckeln eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgerissen, deren Vergoldung abgenutzt ist, nun eine Speise der Würmer; dennoch wird das Werk nicht verloren sein, sondern einst in einer schöneren, durch den Verfasser vermehrten und verbesserten Auflage, wie er fest glaubt, erscheinen.“

Als herrliche Denkmale sind ihm in aller Welt einesteils Blitzableiter errichtet, dann auch seine zerstreuten Schriften gesammelt und übersetzt worden, welche alle die reinste Lebensweisheit, den edelsten Bürgersinn atmen und den Beweis liefern, daſs er in jeder Richtung nachgedacht und allem Menschlichen seine Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Nach W. von Waldbrühl.

56. Joseph von Fraunhofer.

„Das Glaserhaus im Thiereckgäßchen ist eingestürzt; mehrere Menschen liegen unter den Trümmern!“ erscholl am 21. Juni 1801 der Jammerruf durch Münchens Gassen. Schnell war der menschenfreundliche Kurfürst Maximilian Joseph an der Unglücksstätte, und wo er war, da waltete helfende Liebe. Er munterte zur Rettung auf, ja er half selber mit. Durch solches Bemühen entstieg aus dem Schutte der Glaserlehrling Joseph Fraunhofer, gerade noch zur rechten Zeit aus der Einklemmung zwischen zwei Thürpfosten befreit. „Daß Gott erbarm! er ist noch dazu ein armer Waisenknabe!“ ertönte eine mitleidsvolle Stimme. Da sprach der gute Max: „Er ist keine Waise mehr; ich werde ihm Vater sein.“ Und aus dem geretteten Knaben ist jener große Mann geworden, der uns durch seine Erfindung der Riesenfernrohre die Gestirne des Himmels näher gebracht hat.

Unter dem Dache der Armut wurde am 6. Mai 1787 Joseph Fraunhofer als der Sohn eines Glasermeisters in Straubing geboren. Not und Entbehrungen waren die Begleiter seiner Jugend. Schon in seinem elften Jahre verlor er seinen Vater durch den Tod. Bald darauf kam er zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberger in München in die Lehre. Da

er kein Lehrgeld zahlen konnte, sollte er sechs Jahre lernen. Vielleicht würde sein Dasein spurlos verschwunden sein, hätte nicht der Einsturz des Hauses die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Kurfürst Max beschenkte den geretteten Knaben mit 18 Dukaten und versprach, wie schon erwähnt, ihm ein Vater zu sein.

Auf seine Anregung hin nahm sich namentlich Utzschneider, der Mitteilhaber eines Instituts für feine mechanische Arbeiten, des Glaserlehrlings an. Er besuchte ihn öfter und überzeugte sich bald, daß der Knabe, der bis dahin fast ganz ohne Unterricht geblieben war, sehr gute geistige Fähigkeiten besitze und von großer Lernbegierde beseelt sei. Er nahm sich desselben mit liebender Fürsorge an und brachte ihm wiederholt lehrreiche Bücher. Mit allem Eifer gab sich Fraunhofer nun dem Studium besonders der Mathematik und Optik (der Lehre vom Sehen) hin trotz des Verbotes seines Lehrmeisters, bei dem er nach wie vor in der Lehre verblieb. Nur die wenigen Stunden des Abends nach der Arbeitszeit und die freie Zeit an Feiertagen konnte er seinen Studien widmen. Damit dieser Einschränkung ein Ende werde, verwendete er einen Teil des vom Kurfürsten Max erhaltenen Geschenkes, um sich von seinem Lehrmeister für das letzte halbe Jahr der Lehrzeit loszukaufen. Mit dem Reste erwarb er sich eine Schleifmaschine und beschäftigte sich nun mit dem Schleifen optischer Gläser und mit Metall-Gravierarbeiten.

Um sich Verdienst zu erwerben, stellte er ohne alle Anleitung Visitenkarten her; allein die Wirren des Krieges hinderten den Absatz derselben, und so sah sich Fraunhofer gezwungen, wieder zu seinem Handwerk zurückzukehren.

1806 trat er als Optiker in das Institut, das Utzschneider, Reichenbach und Liebherr zu München gegründet hatten. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit und eisernem Fleiße arbeitete er hier und vermehrte durch Studien seine Kenntnisse. 1809 errichtete er mit Reichenbach und Utzschneider das berühmte optische Institut zu Benediktbeuern und übernahm dessen Leitung. Fraunhofer entwickelte nun eine staunenswerte Thätigkeit. Zunächst erfand er eine Maschine zum Polieren großer Kugelflächen; dann bereitete er Flintglas, welches das englische an Güte und Brauchbarkeit weit übertraf. Sein schöpferischer Geist förderte eine Reihe von Erfindungen und Entdeckungen zu Tage, die für die Wissenschaft von größtem Werte sind. Dabei fertigte er selbst seine Schleif- und Poliermaschinen und die sämtlichen Instrumente, die er zu seinen Versuchen brauchte. Das Institut errang sich bald einen Weltruhm, und die aus demselben hervorgegangenen Instrumente, besonders das große Riesenfernrohr für die Sternwarte zu Dorpat, erregten die allgemeine Bewunderung der Zeitgenossen.

1819 wurde das Institut von Benediktbeuern nach München verlegt und bald darauf der ehemalige Glaserlehrling zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und in den Adelstand erhoben.

Allein nicht lange sollte er sich der Ehren und Würden erfreuen. Schon am 7. Juni 1826 erlag er einer langwierigen Krankheit, erst 39 Jahre alt. Mit tiefem Leide begleitete Münchens Bevölkerung den hochverdienten Mann, der auch wegen seines edlen Charakters, seines sanften, milden Wesens und seines reinen sittlichen Betragens hochgeachtet wurde, zur letzten Ruhestätte.

Nach Lößl, Moller und Dr. Zwerger.

57. Sigmund Schuckert.

An dem mächt'gen Baum des Lebens,
dran sich Blüt' an Blüte drängt,
reift als Frucht des höchsten Strebens,
reich an Saft, doch hoch gehängt:
anerkannt zu sein als Meister
in dem Wettbewerb der Geister,
anerkannt von aller Welt
als ein Sieger und ein Held.
Jener nur wird sie erlangen,
der nicht rastet, bis die Hand,
was vom Geiste sie empfangen,
in die beste Form gebannt,
der nicht schwach und unentschieden
schließet mit der Halbheit Frieden,
der an alles, was er schafft,
setzet seine ganze Kraft!

Ferdinand Jäger.

Einst zogen kühne Eroberer auf gebrechlichen Schiffen aus, um eine neue Welt jenseit des Ozeans zu entdecken. Unser Jahrhundert erblickt abermals solche Helden; aber es sind Helden des Friedens, deren Erfindungen uns neue Welten schaffen, indem sie Naturkräfte und Gewalten in den Dienst des Menschen in einer Weise zwingen, wie es früher der sinnvollste Märchenerzähler nicht zu träumen gewagt hätte. Wie einst das alte erfindungsreiche Nürnberg durch seinen Martin Behaim in der Reihe jener wagenden Seefahrer vertreten war, so brachte es in neuerer Zeit einen Mann hervor, der in der Reihe der genialen Erfinder eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Sigmund Schuckert war einer der besten Söhne der alten Noris, einer der großen Bahnbrecher auf dem Gebiete der Elektricität.

Johann Sigmund Schuckert wurde am 18. Oktober 1846 in Nürnberg geboren. Er entstammte einer einfachen Bürgersfamilie, besuchte die Volksschule und trat als Lehrling in die mechanische Werkstätte von Friedr. Heller ein. Schon während dieser Lehrzeit zeigte sich seine große Begabung: in seiner freien Zeit fertigte Schuckert das Modell einer elektrischen Eisenbahn. Mit 17 Jahren ging er auf die Wanderschaft und arbeitete in verschiedenen Werkstätten zu Stuttgart, Hannover, Berlin und Hamburg. Bei Ausbruch des Krieges 1866 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde nach Befreiung vom Militärdienst Werkführer in einer Telegraphenbau-Anstalt. Während dieser Zeit erlernte er für sich die englische Sprache und ging so vorbereitet nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach vierjähriger Arbeit in Baltimore, Philadelphia und Newark kehrte Schuckert 1873 nach Deutschland zurück, besuchte die Weltausstellung in Wien und gründete darauf eine eigene Werkstätte in Nürnberg. Anfangs beschäftigte er sich, unterstützt von einem einzigen Gehilfen, mit der Herstellung von Vermessungs-Instrumenten, wobei ihm, als dem geschicktesten Meister Nürnbergs, die schwierigsten Aufträge anvertraut wurden. Er erfand einen Schrittzähler und ein Dynamometer, das später als der beste und einfachste Apparat dieser Art größere Verbreitung fand.

In dem Bestreben, ein neues, zukunftsreiches Arbeitsfeld ausfindig zu machen, richtete Schuckert sein Augenmerk auf die dynamo-elektrische Maschine. Die erste Dynamo, die aus seiner Werkstätte hervorging, stammt aus dem Jahre 1873 und diente zur Vergoldung, Versilberung, Vernickelung u. s. w. Der unermüdliche junge Fabrikant benützte fleißig die Bibliothek des Bayerischen Gewerbe-Museums und machte die eingehendsten Studien über die bisher verwendeten elektrischen Lampen. 1875 stellte er die erste Maschine für Beleuchtung her, die am Sedanstage bei der Enthüllung des Kriegerdenkmals auf dem Köpfleinsberg probiert wurde. Dieser erste Versuch für elektrische Beleuchtung in der Vaterstadt glückte und erregte allgemeines Aufsehen.

Von nun an bildete die elektrische Beleuchtung das eigentliche Schaffensgebiet Schuckerts, und es gelang ihm bald, in die erste Reihe der Bahnbrecher dieses beispiellos rasch sich entwickelnden Industriezweiges zu treten. Er erhielt so viele Aufträge auf Maschinen, daß die bisherige Werkstatt in der Schwabenmühle nicht mehr ausreichte. Deshalb wurde 1878 ein Neubau in der Schloßäckerstraße bezogen.

Auf den Ausstellungen, die Schuckert fleißig beschickte, erhielten seine Maschinen die höchsten Auszeichnungen, so 1877, 1879, 1882 und 1892 in Nürnberg, 1881 in Paris, 1885 in Antwerpen,

1888 in Barcelona, München, Breslau und Kopenhagen, 1889 in Birmingham und Berlin, 1890 in Edinburg, 1892 in Moskau, 1893 in Batavia, Chicago u. s. w.

Schuckert war bestrebt, für die wichtigsten Apparate der elektrischen Beleuchtung leistungsfähige Modelle zu gewinnen, und es gelang ihm auch, durch Umarbeitung und Neukonstruktion des Krizik-Modells eine noch heute vorzügliche Lampe herzustellen.

Die Besucher der beiden Ausstellungen des Jahres 1882, nämlich der Bayerischen Landesausstellung in Nürnberg und der Elektricitäts-Ausstellung in München, trugen den Namen Schuckert in alle Lande. In Nürnberg war der Ausstellungspark durch ihn mit 24 Bogenlampen beleuchtet, und mehrere Zimmer waren durch Glühlichter erhellt; eine Dynamo trieb die Rotations-Maschine zum Druck der Ausstellungs-Zeitung. Für die Ausstellung in München lieferte Schuckert nicht weniger als 12 Flachring-Maschinen zu Beleuchtungszwecken und Kraftübertragungen; ein Scheinwerfer wurde auf dem 700 m entfernten Turm der Frauenkirche aufgestellt.

Rastlos erweiterte sich der Kreis der Thätigkeit des jungen Fabrikanten. Er gründete ein eigenes Laboratorium, um brauchbare Meßinstrumente für seine elektrischen Anlagen herzustellen. Die aus demselben hervorgegangenen Strom- und Spannungsmesser, sowie Schuckerts Elektricitätszähler erhielten bald eine so große Vollendung, daß sie bei der Konkurrenz die beliebtesten wurden.

1883 errichtete Schuckert eine elektrische Industriebahn zu Brannenburg im Innthal und einige Jahre später eine elektrische Straßenbahn zu Schwabing bei München.

Größere Wichtigkeit erlangte die Herstellung von Scheinwerfern. Nach einer Idee von Professor Munker stellte Schuckert 1885 eine Schleifmaschine her, mit welcher Glasspiegel von so hoher Genauigkeit gewonnen wurden, daß alle übrigen Systeme durch dieselben überflügelt waren. Schon bei der ersten Probe vor den deutschen Militärbehörden wurde die Trefflichkeit dieser parabolischen Spiegel anerkannt, und es erfüllte Schuckert mit hoher Freude, als Werner von Siemens, nach der Probe auf ihn zutretend, ihm die Hand reichte und sagte: „Siemens beugt sich vor Schuckert.“ Bei der deutschen Armee und Marine werden die Schuckertschen Scheinwerfer ausschließlich und von den meisten ausländischen Regierungen vorzugsweise verwendet. Das mächtigste und am meisten bewunderte Licht auf der Weltausstellung in Chicago (1893) war ein Scheinwerfer von Schuckert mit 150 cm Durchmesser; er wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten für den Leuchtturm auf Sandy Hook*) angekauft und legt seitdem

* Sprich: Sandi Huk.

ein dauerndes Zeugnis deutschen Könnens und Gewerbefleißes in der neuen Welt ab.

In noch höherem Maße mußte natürlich die Errichtung größerer Elektricitätswerke die Thätigkeit der Schuckertschen Fabrik steigern. 1887 erhielt Schuckert von der alten Hansastadt Lübeck den Auftrag, ein Werk für elektrische Beleuchtung der Stadt einzurichten. Seitdem ist der Bau von solchen Werken eine der hervorragendsten Aufgaben seiner Fabrik geworden. Bis jetzt wurden über 50 derartiger Werke dem Betrieb übergeben. Von den größeren seien hier nur genannt die Elektricitätswerke in Aachen, Altona, Barmen, Budapest, Czernowitz, Christiania, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, München, Nürnberg, Pforzheim und Stuttgart.

Beispiellos rasch war das Schuckertsche Geschäft angewachsen. Schon 1884 konnte Schuckert die Gesamtleitung nicht mehr allein bewältigen und zog deshalb seinen bisherigen Generalvertreter in Leipzig, Herrn Alexander Wacker, als Teilhaber nach Nürnberg, indem gleichzeitig die Firma in eine offene Handelsgesellschaft umgewandelt wurde. Diese ging 1888 in eine Kommanditgesellschaft*) über mit Schuckert und Wacker als persönlich haftenden Gesellschaftern. Die Zahl der Arbeiter war auf 200 gestiegen. In Deutschland wurde eine Reihe von Zweigniederlassungen errichtet, und in den meisten Ländern der Erde wurden Vertretungen aufgestellt.

In Anerkennung seiner Verdienste ward Schuckert 1885 zum Kommerzienrat ernannt.

Weil die Gebäude in der Schloßäckerstraße nicht mehr ausreichten, bezog man 1889 die neu erbaute Fabrik an der Landgrabenstraße. Diese Baulichkeiten nahmen anfangs eine Fläche von 15000 qm ein; 1892 waren schon 23000 qm überbaut. 1890 beschäftigte die Fabrik 1000 Arbeiter; jetzt, 1896, sind es schon weit über 2000.

An der weitern Entwicklung des Geschäftes teilzunehmen, sollte seinem Begründer leider nicht vergönnt sein. Infolge einer Thätigkeit, die über eines Menschen Kräfte ging, stellte sich 1891 bei Schuckert eine Überreizung der Nerven ein. Gleichwohl war er zu einer Einschränkung der Arbeit und zu einer gründlichen Kur nicht zu bewegen, bis 1892 die fortschreitende Krankheit Einhalt gebot. Die Fabrik wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; Schuckert trat von der Geschäftsführung zurück und blieb als Mit-

---

*) Handelsgesellschaft, bei der nur einer mit seinem ganzen Vermögen haftet oder mehrere mit ihrem ganzen Vermögen, die übrigen nur mit einer bestimmten Einlage haften.

glied des Aufsichtsrates in Verbindung mit seiner Firma. 1893 zog er nach Wiesbaden, um dort Heilung zu suchen, starb aber daselbst am 17. September 1895, betrauert von allen, die ihn kannten.

Was Schuckert so groß gemacht, war sein eiserner Fleiß, sein unerschütterlicher Mut und seine echt deutsche Gründlichkeit. Mit seltener Klarheit erfaßte er neue Gedanken, führte zweckmäßige Konstruktionen aus und verstand es immer, sein Arbeitsgebiet in der weisen Voraussicht zu beschränken, daß nicht vielseitige Leistungen, sondern die Meisterschaft in der erwählten Spezialität den höchsten Nutzen bringe.

Vom kleinen Handwerker durch eigene Kraft zum Großindustriellen und zu einer anerkannten Kapazität in seinem Fach emporgewachsen, hat Schuckert nichts von seinem bescheidenen Wesen, seinem heitern Gemüt und seinem warmen Herzen voll Teilnahme für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen, insbesondere aber seiner Untergebenen, eingebüßt. Er wurde daher in der Fabrik nur als der „Vater" bezeichnet. Eine seiner letzten Thätigkeiten in Nürnberg war die Schöpfung von Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter und Angestellten.

Schuckert ist und bleibt ein leuchtendes Vorbild für jeden jungen, strebsamen Menschen. Seine Vaterstadt Nürnberg, sein Vaterland Bayern, sie danken es ihm, daß wir in dem neu eröffneten Reiche der elektrischen Industrie durch seine Schöpfungen an erster Stelle auf dem Weltmarkte der Arbeit erscheinen.

E. Meyer.

Die Gemeinde.

58. Die Gemeinde.

Die Gemeinde ist eine Vereinigung von Staatsangehörigen, welche auf einem abgegrenzten Raum beisammen wohnen. Der zur Gemeinde gehörige Grund und Boden bildet die Gemeindemarkung oder Gemeindeflur. Die Personen, aus welchen die Gemeinde besteht, heißen die Gemeindeglieder. In der Gemeinde gibt es viele gemeinsame Angelegenheiten zu besorgen, z. B. die Anlage und Unterhaltung von Straßen und öffentlichen Bauten (wie Rathaus, Kirche, Schule, Spitäler, Waisenhäuser), Wasserleitungen, Beleuchtungseinrichtungen u. s. w., ferner die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens. In der Regel besitzt eine Gemeinde Äcker, Wiesen, Wälder und andere Liegenschaften,

Gebäude und Kapitalien; sie hat das Recht, ihr Vermögen zu verwalten, und bestreitet aus dessen Erträgnissen die nötigen Gemeindeausgaben. Für die Benützung ihres Eigentums und ihrer Anstalten kann die Gemeinde Abgaben, z. B. Straßen- und Brückenzölle, erheben. Reichen die Einnahmen zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse nicht aus, so verlangt die Gemeinde je nach dem Vermögen der einzelnen Gemeindeglieder Beiträge (Umlagen) teils regelmäßig für jedes Jahr, teils für bestimmte Zwecke, z. B. zu einem Krankenhausbau. Die Besorgung dieser Einnahmen erfordert natürlich Arbeit und Beamte, welche für ihre Leistungen bezahlt werden müssen. Und wenn die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben schon für einen reichen Privatmann oder für den Besitzer eines größeren Geschäftes nicht einfach und leicht ist, so ist sie vollends in einer Gemeinde eine ausgedehnte und umständliche.

Eine weitere und sehr wichtige Aufgabe in der Gemeinde bildet die Ortspolizei, deren Handhabung dem Bürgermeister übertragen ist. Dabei darf man durchaus nicht bloß an die Diebe und Vagabunden denken, wie sie ausfindig gemacht und eingesperrt werden; es ist darunter noch vieles andere zu verstehen, was die Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinde betrifft; so die Sorge für Reinlichkeit auf den Straßen und Plätzen und die Verhütung alles dessen, was der Gesundheit der Bewohner des Ortes nachteilig sein könnte, die Unterstützung der Armen aus Gemeindemitteln, die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Markte, die Feuerlöschanstalten, das Gesindewesen u. s. f. — kurz alles das, was man Hausordnung einer Stadt oder eines Dorfes nennen könnte.

Von größter Wichtigkeit sind die Wahlen für die Gemeindeämter; denn wie es auf der einen Seite notwendig ist, daß einer regiere und die anderen sich unterordnen, so ist es auf der andern billig, daß die einzelnen Bürger selbst dabei mitzusprechen haben, wen sie für den Tüchtigsten halten, um ihre Angelegenheiten zu verwalten. Alle diese Geschäfte werden natürlich nach der Gemeindeordnung und unter Aufsicht des Staates besorgt, der keines seiner Glieder außer acht lassen darf und darüber wachen muß, daß alles mit rechten Dingen zugehe.

An der Spitze der Gemeinde steht der Bürgermeister. Er vertritt die Gemeinde und besorgt die Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Natürlich hat er, zumal in umfangreichen Gemeinden, wieder eine gewisse Anzahl von Unterbeamten nötig zum Vollzuge der einzelnen Geschäfte. Zur Mitwirkung bei der Verwaltung des Gemeindewesens und zur Beschlußfassung in gemeindlichen Angelegenheiten bestehen in Gemeinden mit städtischer Verfassung der Magistrat und das Gemeindekollegium, in Landgemeinden der Gemeindeausschuß und die Gemeindeversammlung.

Da jede Gemarkung an eine andere grenzt, die Wege aus der einen Gemeinde notwendig durch das Gebiet der Nachbargemeinden führen, ebenso Brücken und Kanäle häufig mehreren Gemeinden gemeinschaftlich sind, da auch nicht jede Gemeinde ihr eigenes Kranken-, Rettungs- und Waisenhaus haben kann, — kurz, da eine Menge von Angelegenheiten mehrere Gemeinden zugleich berühren, so bilden die Gemeinden eines Amtsgerichtssprengels oder auch mehrerer Amtsgerichtssprengel eine Distriktsgemeinde (einen Distrikt), verwaltet durch das Bezirksamt und den Distriktsrat, und sämtliche Distrikte eines Regierungsbezirkes eine Kreisgemeinde unter der Verwaltung der Kreisregierung und des Landrats.

Nach Deimling.

59. Aus „Hermann und Dorothea“.

Was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen
und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurteilt;
denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat sich häufet und Unrat auf allen Gassen herumliegt,
wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
bald begeben und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
und den geweißten Turm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rat und habe mir Beifall,
habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,

was ich angab, emsig betrieben und so auch die Anstalt
redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rates.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Straßenbau
fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
andere hocken zu Hauf' und brüten hinter dem Ofen.

Goethe.

60. Aus dem Gesetz vom 16. April 1868, 21. April 1884 und 17. Juni 1896, die Heimat betreffend.

Jeder Eingeborne des bayerischen Staates hat seine ursprüngliche Heimat in jener politischen Gemeinde, in welcher seine Eltern heimatberechtigt sind oder zuletzt heimatberechtigt waren. Definitiv angestellte Beamte und Diener des Staates, der Kirche, der Gemeinde, einer öffentlichen Korporation oder Stiftung erwerben die Heimat in der Gemeinde ihrer Anstellung, Schullehrer in der Gemeinde des Schulsitzes, Offiziere und im Offiziersrange stehende Militärbeamte in der Gemeinde ihrer Garnison oder ihres Amtssitzes.

Mit dem Bürgerrecht wird das Heimatsrecht in der Gemeinde erworben.

Anspruch auf Verleihung des Heimatsrechtes in der Aufenthaltsgemeinde haben jene Angehörigen des bayerischen Staates, welche im Alter der Volljährigkeit ununterbrochen während der vier ihrer Bewerbung unmittelbar vorausgehenden Jahre freiwillig und selbständig in der Gemeinde sich aufhalten, während dieser Zeit direkte Steuern an den Staat bezahlt, ihre Verpflichtungen gegen die Gemeindekasse und Armenkasse erfüllt, Armenunterstützung aber weder beansprucht noch erhalten haben.

Als selbständig sind nicht zu erachten: entmündigte Personen, Dienstboten, Gewerbsgehilfen und Kinder, welche im Brote des Dienstherrn oder Familienhauptes stehen und keine eigene Wohnung haben.

Anspruch auf Verleihung des Heimatsrechtes in der Aufenthaltsgemeinde haben auch jene Angehörigen des bayerischen Staates, welche im Alter der Volljährigkeit ununterbrochen während der sieben ihrer Bewerbung unmittelbar vorhergehenden Jahre freiwillig in der Gemeinde sich aufgehalten und während dieser Zeit Armenunterstützung weder beansprucht noch erhalten haben.

Die Gemeindeverwaltung kann übrigens jedem Angehörigen des bayerischen Staates das Heimatsrecht auch dann, wenn ein

gesetzlicher Anspruch nicht besteht, auf Ansuchen verleihen und hiebei mit dem Bewerber die Bedingungen vereinbaren, von deren Erfüllung die Verleihung des Heimatsrechtes abhängig gemacht wird.

61. Eine Hand wäscht die andere.

„Eine Hand wäscht die andere,“ sagt man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen gethan hat. — Pfui, so meint's das Sprichwort nicht. Denkt einmal nach! Wenn ihr euch die Hände wascht, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Ecken im Wasser herumschlenkert, sie dennoch nicht rein; die andere mufs wischen und waschen helfen, dann geht's. Was lehrt euch das? — Nun: einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Wart, Nachbar, ich komme und helfe!“ dann wäscht eine Hand die andere. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann mufs wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden?

Der liebe Gott will, dafs wir einander unterstützen und einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andere waschen.

W. Örtel.

62. Der Klügste gibt nach.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß derjenige wohl der Allerklügste sei, der immer nachgibt. Alles zur rechten Zeit und am rechten Orte. Hast du dich aber in einen Streit eingelassen, und du merkst, es führe dich am Ende zu nichts, der andere aber merkt das nicht, sondern will eben durchaus recht behalten um jeden Preis, o so laß es ihm; gib nach, und hör auf zu streiten!

Mag der andere auch noch so klug sein, du handelst doch am klügsten. Und wenn du einem Grobian begegnest in enger Straße, wo schwer auszuweichen ist, laß ihm den Vorrang, weiche du aus, und gib nach! Wo sich's aber um wirkliches Recht, um Ehre und Tugend handelt, da gibt der Klügste erst dann nach, wenn er der Gewalt weichen muß. Wer aber solch ein Klügster sein will, muß allemal wissen, wann und wo.

Enslin.

63. Von der Gemeinheit und Roheit.

Es gibt Handlungen, die kein Staatsgesetz verbietet oder verbieten **kann**, die also auch nicht vom Gesetze gestraft werden können, die aber ein gesitteter Mensch um keinen Preis sich zu schulden kommen läßt, weil sie **gemein** sind. Wer sagt aber, welche Handlungen gemein sind? Das **sittliche Gefühl für Recht und Unrecht.**

Ein Landmann erzählte mir folgendes:

„Ich hatte einmal den thörichten Einfall, mein väterliches Erbgut verkaufen und ein etwas größeres, welches im nächsten Dorfe feil stand, erwerben zu wollen. Meinem Nachbar, den ich für einen erprobten Freund hielt, und von dem ich sicher wußte, daß er nicht im Sinn hätte, selbst Käufer für das Gut werden zu wollen, teilte ich meine Absicht mit und beriet mich mit ihm. Wir begingen mit einander den Wald, taxierten dessen ungefähren Wert so gut, als wir es verstanden, ebenso die Felder, Wiesen, Hutungen, Teiche ꝛc. und wurden dann schlüssig: 50000 Mark ist das Gut wert; wenn man es dafür erhält, ist es ein guter Kauf. Tagsdarauf mache ich mich auf den Weg zu dem Verkäufer. Wie erstaunte ich aber, als ich von diesem erfuhr, daß tagsvorher mein Nachbar den Kauf um die genannte Summe abgeschlossen habe, um einen Profit zu machen. Mein Nachbar hatte klug und pfiffig gehandelt, war aber leider ein gemeiner Mensch.“

Einst war ich in einer kleinen Stadt unter ehrbaren Bürgern. In dieser Stadt war Mangel an guten Wohnungen; die Mietpreise standen hoch, und jungen Leuten, die sich verheiraten wollten, fiel es schwer, einen passenden Herd zu finden. Da hatte es nun vor einem halben Jahre einem jungen Paare geglückt, — der Mann war ein mäßig besoldeter Beamter, — für einen leidlichen Preis eine passende Wohnung zu finden, welche sich die Leutlein in ihrer Weise gut einrichteten, und worin sie sich wohl befanden. Was war geschehen? Ein reicher Fabrikant brauchte eine hübsch eingerichtete Wohnung, wollte nicht lange suchen und bot dem Hausbesitzer ohne weiteres 60 Mark mehr. Dieser, gelockt durch den höheren Preis, stellte nun dem Beamten die Wahl, entweder dasselbe zu zahlen oder auszuziehen. Das Gehalt des Beamten erlaubte das erstere nicht, und darum mußte er nach halbjähriger Kündigung seine liebe Wohnung räumen. Die ehrbaren Bürger nannten die Handlungsweise des Fabrikanten und des Hausbesitzers gemein; ich ebenfalls.

Und siehe, wenn du einmal ähnlich handelst, wenn du dich in gemeinen Redensarten ergehst, über das Heilige spottest, schmutzige, schamlose Gedanken hegest und pflegest, am Schimpfen und Fluchen

Gefallen hast, unter Zotenreißern nicht errötest u. s. w., so bist auch du — ein gemeiner Mensch. —

Mit der Gemeinheit nahe verwandt ist die Roheit. Mit rohen Menschen will kein Gebildeter zu thun haben. Der Anständige weist sie von sich, und der Edle verabscheut sie und geht ihnen aus dem Wege. Die Rohen haben ihre Freude an unanständigen Reden, an schamlosen Gebärden, an grobem Tone, am Schreien und Toben, am Quälen, Ärgern, Zerstören und Freveln. Ihr Lebensweg führt ins Zuchthaus oder doch ganz nahe vorbei.

Es ist ein sehr natürliches Bestreben, daß wir das Andenken an große Begebenheiten und große Männer auf die Nachwelt zu bringen und durch Denkmäler gleichsam lebendig zu erhalten suchen: thun wir doch dasselbe für unsere Toten, auch wenn sie nichts gethan haben, was ihren Namen berühmt machen könnte. Auf jedem Kirchhofe findet man Denksteine, und wären es nur einfache Kreuze; und das eben ist das Schöne, daß das einfachste Denkmal, ebensogut wie das kostbarste, die Erinnerung an die Verstorbenen weckt und von der Liebe der Hinterbliebenen Zeugnis gibt.

Nun gilt es schon bei allen gebildeten Leuten für einen ruchlosen Frevel, wenn ein roher Mensch an dem Denkmale eines Verstorbenen rührt. Sollten da nicht erst recht die Denkmäler, die ein ganzes Volk seinen großen Toten gesetzt hat, heilig sein? Ist es nicht eine Schande für ein Volk, wenn es die Kunstwerke mancherlei Art, die der Staat, die Gemeinden oder Privatleute auf Straßen und öffentlichen Plätzen, in Gärten und Promenaden aufgestellt haben, durch besondere Wächter oder Einfriedigungen gegen den Frevel roher Menschen schützen muß? Viele jedoch sind dem Mutwillen des Frevlers leicht erreichbar. Nichts kann sie besser schützen als die Pietät, d. i. ehrfurchtsvolle Gesinnung. Es ist darum ein abscheuliches Bubenstück, wenn jemand zerstört oder beschädigt, was der Fleiß des Künstlers in langer Zeit geschaffen, was wohldenkende Menschen hingestellt haben, damit jeder Vorübergehende es mit Lust beschaue.

Und doch gibt es noch einen ärgeren Frevel als den genannten: das ist der Baumfrevel oder die mutwillige Beschädigung der Bäume an den Landstraßen und des jungen Anwuchses in den Gärten, öffentlichen Anlagen und Wäldern. Wer ein Kunstwerk oder ein Denkmal beschädigt, der versündigt sich an seinem Nächsten, dessen Arbeit und Freude er mutwillig zerstört; der Baumfrevler versündigt sich zugleich an einem Geschöpfe Gottes, das keine menschliche Kunst wiederherstellen kann.

Und was soll ich von denen sagen, die ein lebendes Geschöpf Gottes mißhandeln, quälen und martern, die ihm eine Last auf-

laden, welche es nicht tragen oder ziehen kann, die ihm die Nahrung verkümmern, deren es zu seinem Bestehen bedarf? Nichts will ich von ihnen sagen; denn die heilige Schrift hat ihnen längst das Urteil gesprochen: „Der Gerechte," heißt es in den Sprüchen Salomonis, „erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig."

Nach Weber.

64. Die Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
und scheint es noch so ehrlich: glaub ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
mifstrau der Welt, und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
ist wert, dafs ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
ein Kleinod ist's, voll heil'ger Wunderkraft,
das nur bei festem Glauben Wunder schafft; --
doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.
Drum, wird ein solches Kleinod dir beschert,
o, trübe seinen Glanz nicht, halt es wert!
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht;
denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich,
und wer den höchsten Königsthron gewann
und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Fr. von Bodenstedt.

65. Liebet eure Feinde!

In einem Walde des westlichen Rußlands lebte ein wackerer Förster mit seinem jungen Weibe, zwei holden Kindern und einigen Jägerburschen in glücklicher Abgeschiedenheit. Auch zu ihnen war indessen schon die Kunde von den traurigen Verheerungen gekommen, welche die Cholera in den östlichen Teilen des Landes anrichtete, und wie sie immer nach Westen vordränge. Schon hatte deshalb der Förster in der nächsten Stadt sich Verhaltungsmaßregeln geben lassen, auch einige Arzneien eingekauft, als eines Nachmittags ein Jägerbursche die Botschaft bringt, daß in dem nächsten 7 km entfernten Dorfe die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit ausgebrochen

und bereits eine Menge Bewohner der Krankheit erlegen sei. Schnell beschließt nun der kleine Familienrat, jede Verbindung mit dem angesteckten Dorfe aufs strengste zu vermeiden und auf die Annäherung jedes Fremden ein wachsames Auge zu haben. So kommt der Abend.

Die Mutter bettet ihre Kleinen zur nächtlichen Ruhe und rückt sich einen Sessel an die Seite des Gatten, um am knisternden Kaminfeuer mit ihm noch manche häusliche Sorge zu besprechen. Da schlagen die Hunde an, und der eintretende Jäger meldet: „Draußen ist der Müller aus dem benachbarten Dorfe; er fliehe, so spricht er, vor der gräßlichen Seuche und bittet um ein schützendes Obdach. Bleich und verstört sieht er aus; ganz unheimlich wird mir in seiner Nähe. Wenn Ihr erlaubt, so hetze ich die Hunde auf ihn; denn wer kann dem Menschen trauen?" Wohl wußte es der Förster besser noch als sein Jäger, daß jenem Manne nicht zu trauen sei; denn seit er Marie als Gattin heimgeführt, hatte dieser Müller, der sich auch um ihre Hand beworben, unermüdliche Ränke geschmiedet, das Glück des jungen Paares zu zerstören. — „Den Besuch," erwiderte er, „hätt' ich wohl nicht erwartet; denn seit vier Jahren zeigte der Mann sich als mein Todfeind und mied meine Schwelle. Doch die Not versöhnt; schon jetzt hat er Vertrauen zu uns gefaßt; vielleicht wird er bald uns herzlich lieben, wenn wir ihm freundlich begegnen."

Kopfschüttelnd geht der Jäger, und alsbald tritt in das nur spärlich erhellte Zimmer eine lange Gestalt ein, vor der du wohl mit Grauen und Entsetzen zurückbeben würdest, begegnetest du ihr im einsamen Walde und hättest nicht in deiner Brust ein Herz voll echten Christenmutes und wahrer Jesusliebe. Lange, schwarze Haare verbergen in wilder Verwirrung fast gänzlich des Mannes tief gerunzelte Stirn; die Wangen sind bleich und abgezehrt; das Rot der Lippen ist erstorben, und der Blick aus schwarzen, hohlen Augen schweift bald unstet und mißtrauisch im Zimmer umher, bald gleitet er funkelnd an den Wirten vorüber, bald heftet er sich starr und matt an den Boden. Die Kniee wanken; die Brust keucht vom angestrengten Laufe. Entschuldigungen unverständlich murmelnd, streckt der Müller seine dürren Hände den Wirten dar, und diese — obgleich aufs höchste betroffen, — weichen doch nicht zurück; getrost schlagen sie ein und erwidern den krampfhaften Druck des Gastes mit Milde und Freundlichkeit. Kein Wort von vergangenen Zeiten. Mit liebreicher Teilnahme und frommem Sinne spricht der Förster über die gegenwärtige Bedrängnis; düster und abgebrochen nur antwortet der Müller. Unterdessen hat die emsige Hausfrau in Eile ein erquickendes Nachtessen aufgetragen, ein Bett herbei-

geschafft und mit sauberer Wäsche bekleidet; und als nun alles zur Labung des neuen Hausgenossen bereit ist, wünscht sie ihm eine sanfte Ruhe und geht mit ihrem Gatten in die anstoßende Kammer zu den schlafenden Kleinen. Hier, in andachtsvollem Gebete vereinigt, danken sie Gott für den Segen des Tages, befehlen seiner gnädigen Obhut sich und die Ihrigen und erflehen Labung und himmlischen Frieden für des Müllers zerrüttetes Gemüt. Alsbald umfängt sie ein sanfter Schlaf.

Nur wenige Stunden erst hatten sie geschlummert, da weckte sie ein heftiges Pochen an der Kammerthür. „Der Müller ist“ — so ruft ein Jägerbursche herein, — „von der gräßlichen Cholera befallen. Erlaubt, Herr, daß wir ihn eiligst hinausschaffen, damit nicht auch Ihr mit Weib und Kindern verderbt!“

„Mit nichten! da sei Gott vor!“ erwiderte schnell entschlossen der Förster. „Wartet des Kranken, wie ich euch gelehrt; gleich bin ich selbst da!“

Und so nimmt er die Kinder vom Lager, trägt sie hinauf in die Bodenkammer und eilt hinab zu dem Kranken. Bald folgt ihm die Gattin. Aber welch entsetzlicher, herzzerreißender Anblick bietet sich hier dar! Von den heftigsten Krämpfen gefoltert, windet und wälzt sich der Müller auf seinem Lager; schon verrät sein ganzer Leib alle gräßlichen Zeichen der furchtbar zerstörenden Krankheit. Indessen noch ein anderer Schmerz, noch ein gewaltsamerer Kampf scheint in der Brust des Mannes zu sein. Denn je mehr der Förster und seine Gattin in emsiger Liebe um ihn bemüht sind, desto heftiger bebt er vor ihrem Anblick zurück. Bald birgt er sein Gesicht in die Kissen, bald schlägt er mit geballten Fäusten die Stirn, während ein gräßliches Lachen um die blauen Lippen zuckt. Jetzt fährt er auf vom Lager und zwingt die heisere Stimme zu lautem Rufe: „Rührt mich nicht an, werft mich hinaus, den Krähen und Wölfen zum Fraße! — Halt ein, du schrecklicher Würgengel, reiß mich nicht hinab in die ewigen Martern der Hölle; erst muß ich noch reden! Ein Ungeheuer, wie in der Wüste nicht seinesgleichen, beherbergt und pflegt ihr. Wisset, die verpestende Krankheit im Leibe, rannte ich her, rachedürstend — durch meinen Tod euch alle zu verderben! Doch jetzt, — o martervolle Pein! o du furchtbarer Richter! ist denn kein Erbarmen vor dir?“

Und ganz erschöpft, — betäubt sinkt der Müller auf sein Lager. Mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zum Himmel gerichtet, steht der Förster da und sein Weib. Aber der ewige Richter, der Herr des Lebens und der Verdammnis, — er winkt dem Todesengel, daß er vorübergehe an dem Hause des Gerechten. In tiefen Schlaf sinkt der Kranke, und heftiger Schweiß dringt aus allen seinen Poren. Als er erwacht, sieht er seine

wackeren Wirte in liebevoller Thätigkeit um sich. In seinem Leben zum erstenmale betet jetzt sein Herz. Dann drückt er die Hände der Edlen an seine Brust, an seine Lippen, und die Thränen der Versöhnung, des Dankes und der Liebe fließen reichlich. Nach wenigen Tagen verläßt der Müller sein Krankenlager, genesen, gerettet für das Himmelreich. J. F. Sluymer.

66. Gemeindliche Abgaben.

Jede Stadt hat grofse Ausgaben zu bestreiten, z. B. für das Pflastern und Beleuchten der Strafsen und Plätze, für Brückenbauten, für die Herbeileitung guten Trinkwassers, für die Ausbesserung oder den Neubau städtischer Gebäude, für das Krankenhaus, für die Armenpflege, für Feuerlöschanstalten, für den Schlachthof, für gärtnerische Anlagen u. s. w. Wenn sie nicht über Zinsen aus reichen Stiftungen oder über Renten aus Gebäuden und Grundbesitzungen verfügen kann, so müssen ihr die Bürger und Bewohner der Stadt und auch diejenigen, die nicht in der Stadt wohnen, aber mit einer Staatssteuer in derselben angelegt sind, mit Geldbeiträgen beistehen. Man nennt diese Beiträge U m l a g e n. Sie werden in Prozenten nach der Staatssteuer berechnet. Beträgt z. B. die Steuer einer Person 18 ℳ, und es werden 80 % Umlagen erhoben, so hat der Steuerpflichtige 14 ℳ 40 ₰ zu zahlen. Die Umlagen sind d i r e k t e Gemeindeabgaben.

Es gibt aber auch i n d i r e k t e gemeindliche Abgaben; zu diesen rechnet man den Aufschlag und den Pflaster-, sowie den Brückenzoll. In vielen Städten mufs von manchen Lebensmitteln und Getränken, die man in dieselben bringt oder in denselben herstellt, z. B. von Bier, Fleisch, Mehl, Brot u. s. w. an die Einnehmerei Geld abgegeben werden. Diese Abgabe heifst A u f s c h l a g, und man spricht deshalb vom Bier-, Fleisch-, Mehl- und Brotaufschlag. Der Verkäufer schlägt zum Preis seiner Ware noch einen kleinen Betrag, z. B. bei einem Liter Bier einen Pfennig, bei einem Pfund Fleisch zwei Pfennig. Die Einkäufer merken gar nicht, dafs sie beim Einkauf der Lebensmittel und Getränke einen Aufschlag, den die Stadt erhält, mitzahlen.

Zu den städtischen Einnahmen tragen auch diejenigen bei, welche von auswärts kommen und in der Stadt die erwähnten Lebensmittel oder Getränke einkaufen oder verzehren.

Der P f l a s t e r z o l l ist eine Vergütung für die Benützung des Strafsenpflasters; in manchen Orten fordert man einen B r ü c k e n z o l l. Diese Abgaben müssen Nichtbürger oder Nicht-

bewohner der Stadt leisten, welche mit einem Fuhrwerke oder einem andern Fahrzeuge auf dem Stadtpflaster oder über die Brücken fahren. *Zum Teil nach dem bayer. Jahrbuch.*

67. Die Armenpolizei.

Die Armenpflege ist eine polizeiliche Angelegenheit, die aber nur zum kleinsten Teil von Staatsbehörden ausgeübt wird; zum größten Teil geschieht dies von Gemeinden und von freiwillig sich damit beschäftigenden Personen. Die Mittel dazu fließen aus Stiftungen, auch aus besondern Armenkassen, aus Hilfskassen und aus den allgemeinen Einnahmen der Gemeinden und Kreise. Bei der Ausübung der öffentlichen Armenpflege ist zu unterscheiden zwischen arbeitsfähigen und arbeitsunfähigen Armen. Diejenigen arbeitsfähigen Armen, welche nicht arbeiten wollen, haben keinerlei Berechtigung, als Arme unterstützt zu werden, vielmehr ist die Anwendung polizeilicher Zwangsmittel gegen sie gerechtfertigt. Bettler, Landstreicher und arbeitsscheue, liederliche Strolche können nach den strafgesetzlichen Bestimmungen der Landespolizeibehörde überwiesen werden, welche sie zur Zwangsarbeit nötigen kann. Für arbeitsfähige Arme, welche wohl arbeiten möchten, aber keine Arbeit finden, ist passende Arbeitsgelegenheit zu schaffen. In regelmäßigen Zeitläufen wird die Arbeitslosigkeit nur etwas Vorübergehendes sein und nur einzelne Leute treffen. Für diese Fälle hat sich die Verbindung wohlthätiger Vereine mit der öffentlichen Armenpflege als passend erwiesen. Solchen Armen sind zunächst die notwendigsten Lebensmittel zu gewähren, damit sie wenigstens existieren können, bis sie wieder Arbeit gefunden haben.

Schwieriger wird die Aufgabe der Armenpolizei, wenn wegen außerordentlicher Ereignisse ganze Volksklassen oder ganze Ortschaften und Gegenden arbeitslos werden und in Armut versinken. Schlechte Ernten, Kriege, Überschwemmungen und dergleichen Ereignisse können solche Zustände schaffen. Dann muß der Regierungsbezirk, ja der ganze Staat mit öffentlichen Mitteln helfen, und es müssen größere Arbeiten begonnen werden, um den Arbeitslosen Verdienst zu schaffen.

Die arbeitsunfähigen Armen sind entweder Kinder, Kranke oder altersschwache Personen.

Arme Kinder, zu deren Versorgung sich keine Angehörigen finden, werden in Waisenhäusern untergebracht, welche den Vorteil bieten, daß eine größere Zahl von Kindern zugleich erzogen und versorgt werden. Unterbringung in Kost und Pflege bei einzelnen

Familien ist nicht so ratsam, weil die Privatpflege unzuverlässig ist und einer unablässigen Überwachung bedarf.

Kranke und altersschwache Personen, welche keine Angehörigen besitzen, die für sie sorgen, werden nach Möglichkeit in Krankenhäusern oder Armenanstalten oder gegen Vergütung bei Familien untergebracht. Alle arbeitsunfähigen Armen, denen sich weder in eigener Familie eine Zuflucht bietet, noch in fremder eine solche schaffen läßt, in passenden öffentlichen Anstalten zu versorgen, ist leider deshalb sehr schwierig, weil fast nirgends hierzu ausreichende Geldmittel vorhanden sind.

Die Geschäfte der Armenpflege besorgt in der Gemeinde der Armenpflegschaftsrat. In der Stadt ist der Bürgermeister, in der Landgemeinde der Pfarrer Vorstand desselben; die Mitglieder sind gewählte Armenpflegschaftsräte, sowie Abgeordnete der Gemeindeverwaltung. Die Armenpflege ist berechtigt, für gewährte Unterstützung Ersatz zu fordern, 1. wenn sich herausstellt, daß der Unterstützte selbst im Besitze der erforderlichen Mittel ist, 2. wenn ihm binnen zehn Jahren nach Empfang der Unterstützung ein Vermögen zufällt, 3. wenn alimentationspflichtige Personen vorhanden sind, und 4. wenn der Unterstützte dem Gemeindeverband nicht angehört.

Die Folgen der Armenunterstützung von seiten der Gemeinde, also der gesetzlichen Armenpflege, sind: Verlust des Wahlrechts zum Reichstag und Landtag; Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes als Schöffe oder Geschworner; Einspruchsrecht der Gemeinde im Falle der Verehelichung und beim Heimats- und Bürgerrechtserwerb; Ausweisung für Auswärtige und für in der Gemeinde nicht heimatsberechtigte Bayern; zwangsweise Verwendung zu entsprechender Beschäftigung.

Nach Reidelbach und dem bayer. Jahrbuch.

68. Pestalozzi, ein Waisenvater.

Am Morgen des 9. September 1798 ging die Sonne wie sonst über den Bergen der Schweiz auf. Die Eiskappen der Bergriesen glänzten wie Silber. Freundlicher Sonnenglanz lag auf den grünen Matten, den friedlichen Herden und den schlichten Sennhütten. An diesem Morgen saß der biedere Schweizer Jochen Wyß, dessen einfache Bauernhütte seitab von Stanz lag, mit seinem Weibe und seinen 4 Kindern im Alter von 3 bis 10 Jahren am Tische bei einer Schüssel Morgenbrei. Plötzlich tönte ein Horn durch die Morgenstille. Der Mann sprang auf und griff zum Stutzen. „Behüt dich Gott, lieb Weib! Und euch, ihr Kinder! Anni und Rudi, treibt die Ziegen auf die obere Halde! Lebt

wohl! Und nun zum Kampf gegen die Franzosen! Es wird eine heiße Mittagsuppe geben." Weinend sagte das Weib: „Behüt dich Gott! Komm gesund wieder! Ich will für dich beten. Kinder, betet auch!" Dem Manne schoß es naß in die Augen. Er drückte die kleinen Kinder an sich, gab den großen die Hand, riß sich dann los und eilte zum Sammelplatz.

Bald standen die Schweizer den Franzosen gegenüber; ein fürchterlicher Kampf begann. Mit einem wahren Heldenmute stritten sie wider den überlegenen Feind. Doch dieser drang immer weiter vor. Kleiner wurde die Zahl der braven Schweizer. Da schlich unvermerkt ein Franzose an Vater Jochen heran und schmetterte ihn mit einem Gewehrkolben nieder. In diesem Augenblicke erscholl ein entsetzlicher Schrei. Er kam von Jochens Weibe. Die Angst hatte sie aus der Hütte getrieben; aber sie kam zu spät. Erschlagen lag der Vater ihrer Kinder vor ihren Füßen. In vollem Zorn schleuderte sie einen Feldstein gegen den Mörder. Dieser aber durchbohrte sie mit dem Bajonette, und sie sank auf die Leiche ihres Mannes nieder.

Anni und Rudi hatten in Angst und Bangen auf einer Alpenmatte ihre Ziegen gehütet. Mit Entsetzen sahen sie die Schweizer weichen und Stanz in Flammen aufgehen, mit Entsetzen, daß sich Feinde bis zu ihrer Alpenmatte verstiegen hatten. Einige derselben trieben die kleine Ziegenherde thalab zur Schlachtbank, und einige andere Unmenschen stießen die Kinder mit Fußtritten nieder. Jammernd rannten die Armen zu Thal. In der Hütte fanden sie nun die kleine Marei und den kleinen Sepp im Bette schlafend. „Mutter, Mutter! Wo bist du denn?" jammerten die unglücklichen Kinder. Davon erwachten die Kleinen und schrieen weinend: „Die Mutter ist fort und sucht den Vater! Sie kommt gar nicht wieder, und es wird Nacht!" Und die schreckliche Nacht kam; aber Vater und Mutter kamen nicht.

Endlich graute der Morgen, und alle vier machten sich auf und irrten suchend auf dem Schlachtfelde umher. Plötzlich rief Rudi: „O Anni, hier, hier, Vater und Mutter!" Da lagen sie beide, kalt und tot. Die Kinder warfen sich weinend auf sie nieder und riefen: „Vater, Mutter! Steht doch auf! Ach, steht doch auf!" Aber sie blieben tot. Endlich sagte Rudi schluchzend: „Anni, wir wollen für sie beten!" Alle zusammen knieten dann nieder und beteten zu Gott: „O Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!"

Ein mittelgroßer, magerer, fremder Mann, der sich ihnen leise genähert hatte, war Augen- und Ohrenzeuge dieser erschütternden Scene gewesen. Mit gerührter, liebevoller Stimme fragte er sie nach der Ursache ihres Hierseins. Weinend, bitter weinend, er-

zählten sie ihm alles, und daß sie nun keinen Vater und keine Mutter mehr hätten. Da sagte er zu ihnen: „O, ihr Ärmsten! Kommt zu mir; ich will euer Vater sein! Ich will euch pflegen und lieben!“ Damit hob er die kleine Marei auf seinen Arm, nahm Sepp an die Hand, Rudi und Anni faßten seinen Rock und folgten ihm.

Und dieser brave, edle Mann hielt Wort; er blieb ihnen ein Vater. Ja, seine Liebe ging noch weiter; er gründete, da die Zahl der im Lande Unterwalden vater- und mutterlos umherirrenden Kinder sehr groß war, in Stanz ein Waisenhaus. Bald stieg die Zahl der zusammengesuchten Waisen auf 80 und später auf über 100. Viele von ihnen waren verwildert, voll Ungeziefer, die Haut von Krätze zerfressen, die Köpfe grindig und aufgebrochen; viele waren so siech, daß sie kaum gehen konnten; alle waren geistig und körperlich herabgekommen, ja meist auch unwissend, mißtrauisch, furchtsam und träge. So sah seine Hausgemeinde aus; unter solchen Umständen begann er das Werk der Menschenveredlung. Nur eine alte Magd leistete ihm bei Besorgung des Hauswesens Hilfe. Er war den Kindern alles: ihr Herr und Bedienter, ihr Vater und ihre Mutter, ihr Aufseher und ihr Krankenwärter, ihr Lehrer und ihr Erzieher. Durch Gewöhnung an alles Gute und Schöne, an eine vernünftige Verwertung ihrer Anlagen und Kräfte, an eine nützliche Beschäftigung suchte er seine Pfleglinge zu guten und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Die Früchte seiner vielen Bemühungen blieben aber auch nicht aus; bald bot seine Anstalt ein erfreuliches Bild. Aber leider — neue kriegerische Unruhen führten schon nach kurzer Zeit die Auflösung derselben herbei.

Nun möchte aber auch der liebe Leser gar zu gerne den Namen dieses edlen, selbstlosen Mannes kennen. Sein Name ist: Heinrich Pestalozzi.

Noch heute steht „Vater Pestalozzi“ bei allen Menschenfreunden wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Sache der Volkserziehung und Volksbildung in bestem Andenken.

Nach Polack u. Starck.

69. Das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 mit dem bayerischen Ausführungsgesetz vom 20. Februar 1884.

Vor der Wirksamkeit dieses Gesetzes konnten Arbeiter in Zeiten der Krankheit für sich und ihre Familie Unterstützung — und zwar aus der Armenkasse — erst dann beanspruchen, wenn alles, was sie besaßen, für Krankenpflege und den Unterhalt der

Familie aufgezehrt war. Und dann, wenn die öffentliche Armenpflege mit ihrer Hilfe eintrat oder der Erkrankte einer Krankenkasse angehörte, war die Unterstützung so ungenügend, daß sie eine ausreichende Pflege des Kranken nicht ermöglichte und den Ruin seiner Familie nicht zu hindern vermochte. Bei vielen Arbeitern war daher eine ernstliche Krankheit die Quelle einer Minderung der Erwerbsfähigkeit, wenn nicht völliger Erwerbsunfähigkeit für die ganze Lebenszeit, und selbst diejenigen, welche ihre volle Erwerbsfähigkeit wieder erlangten, konnten meist nur durch jahrelange Anstrengung und Entbehrung das während der Krankheit Verlorene so weit ersetzen, daß sie wieder zu einem geordneten Hausstand gelangten. Dazu fehlte aber vielen Arbeitern die erforderliche Umsicht und Ausdauer, und deshalb war die Folge längerer, namentlich wiederholter Krankheit eines Arbeiters in den meisten Fällen gänzliche Verarmung der Familie.

Solchen Notständen vorzubeugen, ist der Zweck des Krankenversicherungsgesetzes und seines Versicherungszwanges. Nach diesem Gesetze sind nämlich nahezu alle in dauerndem Arbeitsverhältnis stehenden Arbeiter und die nicht über 2000 Mark Jahresgehalt beziehenden Beamten in der Industrie, im Handelsgewerbe und im Handwerke, sowie ferner die in den Geschäftsbetrieben der Anwälte, Notare, Gerichtsvollzieher, Genossenschaften und Versicherungsanstalten beschäftigten Personen versicherungspflichtig. Dieser Versicherungszwang kann durch statutarische Bestimmungen einer Gemeinde auch auf die nicht ständigen Arbeiter, auf Familienangehörige, Hausgewerbetreibende, auf die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Personen, auf Dienstboten und sonstige ständige Lohnarbeiter ausgedehnt werden.

Unter den verschiedenen Arten von Krankenversicherungskassen, die nach dem Gesetze errichtet werden können (Ortskrankenkasse, Betriebs- (Fabrik-) Krankenkasse, Baukrankenkasse, Innungskrankenkasse, Knappschaftskasse), ist die Gemeindekrankenversicherung die allgemeinste, weil sie für alle versicherungspflichtigen Personen einzutreten hat, die nicht einer andern Kasse angehören.

Sie gewährt als Krankenunterstützung:

1. vom Beginne der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, Arznei und sonstige Heilmittel,
2. im Falle der Erwerbsunfähigkeit vom dritten Tage nach dem Tage der Erkrankung ab für jeden Arbeitstag ein Krankengeld in der Höhe der Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Tagarbeiter. Statt dessen kann unverheirateten Personen und Erkrankten, die in ihrer Familie

nicht die erforderliche Wart und Pflege finden, freie Kur und Pflege in einem Krankenhause gewährt werden.

Diese Unterstützung dauert nötigenfalls 13 Wochen. Die Gemeinden können beschließen, daß Versicherten, welche die Gemeindekrankenversicherung durch eine strafbare Handlung geschädigt haben, für die Dauer von 12 Monaten, sowie daß Versicherten, welche sich eine Krankheit vorsätzlich oder durch schuldhafte Beteiligung bei Schlägereien oder Raufhändeln, durch Trunkfälligkeit oder Ausschweifungen zugezogen haben, für diese Krankheit das Krankengeld gar nicht oder nur teilweise zu gewähren ist.

Die Kosten der Krankenversicherung werden gedeckt aus den Versicherungsbeiträgen, die von den Arbeitgebern für ihre Arbeiter mit 1 ½ Prozent des ortsüblichen Tagelohnes zu der von der Gemeinde unentgeltlich zu verwaltenden Kasse eingezahlt werden. Diese Beiträge entfallen zu zwei Dritteln auf die versicherungspflichtigen Personen, zu einem Drittel auf ihre Arbeitgeber. Reichen die Bestände der Krankenversicherungskasse nicht aus, um die fällig werdenden Ausgaben derselben zu decken, so hat die Gemeindekasse das Fehlende zuzuschießen.

Arbeitgeber, die versäumen, Arbeiter bei der Krankenversicherungskasse anzumelden, haben der Kasse alle Aufwendungen für solche nicht angemeldeten Personen zurückzuerstatten.

Der ortsübliche Taglohn beträgt in Nürnberg bei männlichen Arbeitern über 16 Jahren 2,20 ℳ und unter 16 Jahren 1,30 ℳ; das Krankengeld beträgt daselbst bei Arbeitern über 16 Jahren 1,10 ℳ und unter 16 Jahren 0,65 ℳ.

In Nürnberg zahlen die männlichen Arbeiter über 16 Jahren einen Wochenbeitrag von 18 ₰ und die unter 16 Jahren einen solchen von 10 ₰; für die ersteren zahlt der Arbeitgeber noch einen Beitrag von 9 ₰ und für die letzteren einen solchen von 5 ₰.

Einen Anspruch auf Selbstverpflegung haben in Nürnberg alle verheirateten Personen oder solche, welche einen eigenen Haushalt führen oder als Glieder der Familie in derselben leben.

70. Feuerwehr.

Für das Eigentum einer Gemeinde, sowie für das Leben der Personen in derselben ist kaum eine andere öffentliche Einrichtung so wichtig, wie das Feuerlöschwesen, und doch ist dasselbe an vielen Orten noch schlecht bestellt. Vielfach fehlt es an den allernotwendigsten Feuerlöschgerätschaften, oder man hat zwar eine Löschmaschine und andere Geräte angeschafft, versäumt aber, beizeiten für eine geschulte Bedienungsmannschaft zu sorgen. Bricht ein Brand aus, so herrscht auf dem Brandplatze die größte Unordnung.

Jeder will da am besten alles verstehen, jeder befehlen, keiner gehorchen. Bei solchem Wirrwarr gerät ein First nach dem andern in Brand, wogegen bei rechtzeitigem und richtigem Eingreifen das Feuer auf seinen Herd beschränkt werden könnte.

Darum sollte keine Gemeinde mit Verbesserung ihrer Löscheinrichtungen und mit Errichtung einer geschulten Feuerwehr so lange zuwarten, bis es zu spät ist, und wo eine Feuerwehr besteht, sollten alle gesunden Männer eine Ehre darin erblicken, derselben als Mitglieder angehören zu dürfen; denn die Feuerwehr hat wichtige und segensreiche Aufgaben zu lösen. Wo früher auf dem Brandplatze Unordnung und Durcheinander herrschte, wird nun Ruhe und Ordnung hergestellt; wo früher viele kommandierten, befiehlt nun ein einziger; alle andern aber gehorchen und reichen sich brüderlich die Hand zur Abwehr von Gefahren; wo man sonst nicht schnell und sicher genug dem feindlichen Elemente entgegentrat, greift nun eine geübte Schar rasch und zielbewußt ein; wo sonst bei ungestümer Rettungsarbeit durch Menschenhand oft mehr Schaden angerichtet wurde als durch das Feuer, wird nun durch wohlberechnetes Abwägen zwischen Mittel und Zweck jede unnötige Gefährdung und Schädigung von Personen und Eigentum thunlichst vermieden.

Die Feuerwehr ist entweder eine pflichtmäßige oder eine freiwillige. Durch distriktspolizeiliche Vorschrift kann angeordnet werden, daß in jeder Gemeinde des Bezirks alle gesunden Männer zwischen 18 und 40 Jahren zum Feuerlöschdienste bereit stehen und zu diesem Zwecke alljährlich einer entsprechenden Anzahl von Übungen beiwohnen müssen. Aber solch eine Pflichtfeuerwehr ist immer nur ein dürftiger Notbehelf. Weit wirksamer erweisen sich die freiwilligen Feuerwehren.

Eine freiwillige Feuerwehr ist ein Verein gleichstrebender, hilfsbereiter Männer unter einem von ihnen gewählten Verwaltungsrate. Die Mannschaft, mittels Handschlag auf Eifer und Opferwilligkeit verpflichtet, ist in der Regel in drei Züge (I. Steiger, II. Spritzenmänner, III. Ordnungsmänner) eingeteilt und sucht sich durch häufige, schulmäßige Übungen zur Erfüllung ihrer Aufgabe auszubilden und immer leistungsfähiger zu machen.

Die Feuerwehrmänner sind meistens mit Helmen oder wenigstens mit Dienstmützen versehen; gut, aber nicht notwendig ist es, wenn sich dieselben auch gleichartige Joppen oder Blusen anschaffen. Überhaupt kommt es bei der Feuerwehr erst in zweiter Linie darauf an, daß sie proper auftrete; ihr Hauptschmuck besteht vielmehr in Ordnung, Disziplin (Folgsamkeit), Selbstvertrauen, Ruhe und Sicherheit beim Handeln. Mit diesen Tugenden ausgestattet, bildet die Feuerwehr ein hochbedeutsames, von der Staats-

regierung, den Behörden und einsichtsvollen Bürgern geachtetes und auf alle Weise gefördertes Glied in der Reihe der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen,

„Gott zur Ehr,
dem Nächsten zur Wehr."

Nach L. Jung.

Der Staat.

71. Liebe zum Vaterlande.

1. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

2. An unsrer Väter Thaten
mit Liebe sich erbau'n,
fortpflanzen ihre Saaten,
dem alten Grund vertrau'n;
in solchem Angedenken
des Landes Heil erneu'n;
um unsre Schmach sich kränken,
sich unsrer Ehre freu'n;
sein eignes Ich vergessen
in aller Lust und Schmerz:
das nennt man wohlermessen,
für unser Volk ein Herz.

Uhland.

72. Das deutsche Herz.

1. Ich kenn' ein'n hellen Edelstein
von trefflich hoher Art;
in einem stillen Kämmerlein,
da liegt er gut verwahrt.
Kein Demant ist, der diesem gleicht,
so weit der liebe Himmel reicht.
Die Menschenbrust ist's Kämmerlein;
da legte Gott so tief hinein
den schönen hellen Edelstein,
das treue deutsche Herz.

2. Für Pflicht und Recht, für Wahrheit, Ehr'
flammt heiß es alle Zeit,
voll Kraft und Mut schlägt's hoch und hehr
für Tugend, Frömmigkeit.
Nicht schrecket es der Menschen Spott,
es traut allein dem lieben Gott.
Der ganze Himmel klar und rein,
er spiegelt sich im lichten Schein
im schönen hellen Edelstein,
im treuen deutschen Herz.

3. Wohl weiß ich noch ein gutes Wort,
für das es heiß entbrannt;
das ist sein höchster, heil'ger Hort,
das teure Vaterland.
Treu hängt's an ihm, verrät es nicht,
selbst wenn's in Todesschmerzen bricht;
kein schönrer Tod auch kann es sein,
als froh dem Vaterland zu weih'n
den schönen hellen Edelstein,
das treue deutsche Herz.

4. Nimm, Gott, mir alles, was ich hab',
ich geb' es freudig hin;
nur laß mir deine schöne Gab',
den treuen deutschen Sinn.
Dann bin ich hochbeglückt und reich,
kein Fürst auf Erden kommt mir gleich.
Und soll mein Leib begraben sein,
dann setz' in deinen Himmel ein
den schönen hellen Edelstein:
mein treues deutsches Herz.

J. Otto.

73. Die Reichsverfassung.

Das deutsche Reich, ein Bundesstaat, ist am 18. Januar 1871 in Versailles zum Schutz des Bundesgebietes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes gegründet worden, und die für dasselbe am 16. April 1871 vereinbarte Reichsverfassung trat am 4. Mai 1871 in Kraft.

Jedem der 26 Einzelstaaten ist die Souveränität (Landeshoheit) geblieben; nur auf einen Teil ihrer Hoheitsrechte haben sie zu Gunsten des Reiches verzichtet. Alle jene Angelegenheiten, welche

durch diese Verzichtleistung auf die Gesamtheit übergegangen sind, bilden nun Reichsangelegenheiten und werden vom deutschen Reiche verwaltet. Oberherr des Deutschen Reiches ist die Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte; sie bringen ihren Willen zum Ausdruck durch den Bundesrat, d. i. durch die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten. Oberhaupt des Reichs ist der jeweilige König von Preußen mit dem Titel „Deutscher Kaiser". Er vertritt das Reich dem Ausland gegenüber, verwaltet die Reichsangelegenheiten im Innern und führt den Oberbefehl über das Heer und die Marine.

Zur Ausübung dieser Pflichten ist dem Kaiser der Reichskanzler beigegeben, dem die sämtlichen übrigen Reichsbehörden unterstellt sind.

Die Reichsgesetzgebung und die Festsetzung des Reichshaushaltes geschieht durch die verbündeten Regierungen, vertreten im Bundesrate, und durch den Reichstag. Nur durch übereinstimmenden Beschluß des Bundesrates und des Reichstags kann ein Gesetz entstehen. Dem Kaiser liegt sodann die Ausfertigung und Verkündigung der Gesetze und die Überwachung des Vollzugs derselben ob.

Der Reichstag ist die Vertretung des gesamten deutschen Volkes und geht aus direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. Wahlberechtigt ist jeder Deutsche, welcher das 25. Jahr zurückgelegt hat, wählbar jeder Wahlberechtigte, der einem deutschen Staate seit mindestens einem Jahr angehört. Auf je 100 000 Seelen kommt ein Abgeordneter; für jeden Wahlkreis ist nur ein Abgeordneter zu wählen. Dem Kaiser steht zu, den Reichstag einzuberufen, zu eröffnen, zu vertagen, zu schließen und aufzulösen.

Die Gesetzgebung des Reiches erstreckt sich auf alle Reichsangelegenheiten, auf die Reichsverfassung, die Einrichtung der Reichsbehörden, die Festsetzung des Etats über die Reichs-Einnahmen und -Ausgaben, das Kriegs- und Marinewesen, das Zollwesen, die Reichssteuern, das Gewerbe- und Versicherungswesen, die Münz-, Maß- und Gewichtsangelegenheiten und vieles andere.

Einzelnen größeren Staaten des deutschen Reiches wurden bei Gründung desselben gewisse Vorrechte (Reservatrechte) gesichert. So hat sich Bayern seine eigene Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverwaltung, sein Heimats- und Armengesetz, seinen Bieraufschlag, sein Feuerversicherungswesen und anderes vorbehalten. Die bayerischen Truppen stehen im Frieden unter dem Oberbefehl ihres Königs, und erst im Kriegsfall tritt für sie der Oberbefehl des Kaisers ein. Alle deutschen Staaten haben ihre eigene Zuständigkeit behalten hinsichtlich des Schul- und Unterrichts-, Kirchen- und Stiftungswesens.

Soweit Reichsgesetze nicht erlassen sind, ist die Gesetzgebungsbefugnis der einzelnen Staaten nicht beschränkt.

Nach dem bayer. Jahrbuch.

74. Die bayerische Staatsverfassung.

Bayern ist ein monarchisch-konstitutioneller Staat; monarchisch, weil es von einem Monarchen regiert wird, konstitutionell, weil die Gewalt des Monarchen durch eine Konstitution (Verfassung) beschränkt ist. Die bayerische Verfassung wurde vom König Maximilian I. am 26. Mai 1818 gegeben, der dadurch einen Teil seiner Königsgewalt an sein Volk abtrat.

Nach der Verfassung ist die Person des Königs heilig und unverletzlich. Der König ist aber bei Ausübung seiner Königsgewalt zur Beobachtung der Verfassung verpflichtet, die er beim Regierungsantritte beschwört. Die Krone ist erblich im Mannesstamme des Königshauses nach dem Rechte der Erstgeburt.

Der König kann sich in der Ausübung der Staatsgewalt vertreten lassen. Kraft des Gesetzes tritt als Vertretung des Königs eine Regentschaft oder Reichsverwesung ein, wenn der König minderjährig oder geistig oder körperlich unfähig ist, selber die Regierung zu führen. In diesen Fällen gebührt die Reichsverwesung demjenigen Mitgliede des Königshauses, das nach der gesetzlichen Erbfolgeordnung das nächste ist.

Ein Teil der königlichen Staatsgewalt ist durch die Verfassung auf den Landtag übergegangen, der bei der Gesetzgebung und bei der Feststellung des Staatshaushaltes mitwirkt. Der Landtag besteht aus zwei Abteilungen (Kammern): aus der Kammer der Reichsräte und der Kammer der Abgeordneten. Der Kammer der Reichsräte gehören an: alle volljährigen königlichen Prinzen, die Kronbeamten, die Häupter der standesherrlichen Familien, die zwei bayerischen Erzbischöfe, zwei Bischöfe, der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums und endlich diejenigen Personen, denen der König die erbliche oder die persönliche Reichsratswürde erteilt. — Die Mitglieder der Abgeordnetenkammer werden vom Volk auf 6 Jahre gewählt und zwar durch indirekte, geheime Wahl. Wahlberechtigt sind alle männlichen volljährigen bayerischen Staatsangehörigen, welche seit mindestens 6 Monaten dem Staate eine direkte Steuer entrichtet, den Verfassungseid geleistet und in Bayern ihren Wohnsitz haben und in die Wählerliste eingetragen sind. Sie heißen Urwähler und wählen in dem Urwahlbezirk, dem sie angehören, die vom Gesetz bestimmte Anzahl von Wahlmännern, welche dieselben Eigenschaften wie die Urwähler haben, aber mindestens 25 Jahre

alt sein müssen. Die Wahlmänner erst wählen soviel Abgeordnete, als für den Wahlkreis festgesetzt sind. Auf 31500 Einwohner trifft ein Abgeordneter. Wählbar zum Abgeordneten ist derjenige Bayer, der eine direkte Steuer entrichtet und 30 Jahre oder darüber alt ist.

Von den beiden Kammern des Landtags berät und beschließt jede für sich; aber nur durch übereinstimmende Beschlüsse ist der Wille des Landtags ausgesprochen. Wo daher die bayerische Verfassung Zustimmung des Landtags vorschreibt, ist überall die Zustimmung beider Kammern erforderlich. — Der Landtag wird vom König einberufen, eröffnet und geschlossen oder aufgelöst.

Zur Beratung des Königs und zum Vollzuge der Gesetze bei der Regierung des Staates bestehen die Staatsministerien: 1. des königlichen Hauses und des Äußern, 2. der Finanzen, 3. des Innern, 4. der Justiz, 5. des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, und 6. das Kriegsministerium. Sämtliche Staatsminister zusammen bilden den Ministerrat.

Die bayerische Verfassung gewährleistet allen Staatsangehörigen freie Religionsübung und freies Vereins- und Versammlungsrecht unter Beobachtung der bestehenden Gesetze, Sicherheit der Person und des Eigentums und Gleichheit aller vor dem Gesetze. — Eine Verfassungsbestimmung kann nur unter Zustimmung der beiden Kammern (mit Zweidrittel-Mehrheit) und der Krone geändert werden.

Nach dem bayer. Jahrbuch.

75. Der Staat als Förderer der Wohlfahrt.

Eltern, Meister und Lehrlinge arbeiten jeden Tag tüchtig, die Mittel zu verdienen, welche zur Erhaltung des Lebens nötig sind. Es liegt auf der Hand, dafs der gebildete Mensch mehr verdienen wird als der unwissende, und es ist bekannt, dafs heutigen Tages fast zu jeder Arbeit eine gröfsere oder geringere Kenntnis gehört. Wenn ein Volk durch eine vermehrte Bildung seiner Glieder bei seiner Arbeit mehr und Besseres zu leisten vermag, so befindet es sich wohler als ein minder gebildetes Volk, und das wird auch dem Staate zum Vorteile gereichen; denn dessen Reichtum und Kraft wachsen mit dem Vermögen und der Stärke seiner Bewohner. Darum ist auch der Staat bemüht, die Ausbildung des Volkes in allen Kenntnissen und Fertigkeiten, die für das Leben notwendig sind, sicher zu stellen, und er ordnet deshalb an, dafs alle Kinder mindestens sieben Jahre hindurch die Volksschule

besuchen müssen; in Fortbildungsschulen wird die Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts fortgesetzt, und zwar geschieht dies in diesen Anstalten mit ganz besonderer Rücksicht auf den Beruf, den die jungen Leute erlernen. Die Kenntnisse, welche die Volksschule dem Menschen gibt, reichen aber für viele verantwortungsvolle Berufsarten nicht aus; deshalb hat der Staat auch verschiedene andere Schulen in das Leben gerufen. Wer sich der Menschheit einst als Geistlicher oder Arzt, Richter oder Rechtsgelehrter, Sprach- oder Naturforscher nützlich machen will, hat auch noch einige Jahre die Hochschule oder Universität zu besuchen; andere Hochschulen sorgen für die gründliche wissenschaftliche Ausbildung der höheren Forst- und Bergbeamten, Tierärzte, Landwirte, Ingenieure u. s. w., und so wird in jeder Beziehung vom Staate dafür Sorge getragen, dafs das heranwachsende Geschlecht einst im stande ist, seine Aufgaben in der besten Weise zu lösen.

Freilich ist es auch bekannt, dafs alle Weisheit und die gröfste Kunstfertigkeit nicht ausreicht, den Menschen zu einem sittlich reinen Lebenswandel zu bestimmen und ihn mit der Seelenruhe zu erfüllen, die ihm die Kraft gibt, in guten Tagen nicht übermütig zu werden und in unglücklichen Zeiten nicht zu verzagen; wohl aber findet der Mensch im Glauben an Gott den wahren Frieden, und sein Herz wird durch den beständigen Umgang mit dem Herren aller Herren begeistert für alles Gute, Wahre und Schöne.

Um die Segnungen der Religion allen Menschen zuzuführen, haben sich die Bekenner eines Glaubens zu Gemeinden verbunden, an deren Spitze der Geistliche steht, und sämtliche Gemeinden zusammengenommen bilden die Kirche. Alle Angelegenheiten die sich auf Kirche und Schule beziehen, werden von einem Minister geleitet, den man gewöhnlich kurz den Kultusminister nennt. Der Finanzminister beaufsichtigt unter anderem die Bergwerke, so dafs wir in ausreichender Menge mit den Schätzen der Erde versehen werden; ebenso hegt und pflegt er den Wald und die Jagd. Der Minister des Innern bemüht sich, die Bestrebungen für die Verbesserung der verschiedenartigen Bebauung des Bodens und der Viehzucht zu fördern; auch sind Gewerbe und Handel, Bauwesen und Gesundheitspflege seiner Fürsorge anvertraut. Der Minister des Äufsern hat das wichtigste Verkehrsmittel unserer Zeit, die Eisenbahnen, zu beaufsichtigen und zu leiten und die Beziehungen zu den andern Ländern zu pflegen.

So sehen wir, wie alle Zweige der menschlichen Arbeit durch den Staat eine wohlwollende Unterstützung finden. Wir können wohl behaupten, daſs es kein Gebiet menschlicher Thätigkeit gibt, für dessen Gedeihen die Regierung nicht durch zeitgemäſse Einrichtungen in musterhafter Weise Sorge trüge. Wir haben alle bei unserm Ringen um das tägliche Brot in der Regierung eine kräftige Stütze, und deshalb sind wir dem Staate ob seiner Fürsorge zu groſsem Danke verpflichtet.

Nach O. Pache.

76. Von der Rechtspflege.

Es wäre eine schöne Sache, wenn es unter den Menschen keine Streitigkeiten gäbe, wenn jeder freiwillig dem Gesetze gehorchte, den andern ihre Rechte unverkümmert zugestände, und wenn keiner, weder aus Gewinnsucht, noch aus Zorn und Leidenschaft, sich hinreißen ließe, Handlungen zu begehen, welche mit einem geordneten Gemeinwesen unverträglich sind. Das ist nun aber, wie die Menschen einmal sind, nicht möglich, und es genügt deshalb nicht, daß der Staat festsetzt, was als Recht gelten soll, sondern er muß auch dafür sorgen, daß dieses Recht von allen anerkannt und an den Übertretern gerächt werde. Man muß indessen nicht glauben, daß von zwei Streitenden immer einer ein Bösewicht sein müsse. Meist sind beide von ihrem Rechte überzeugt, und es ist zuweilen auch für einen Gelehrten schwer, zu erkennen, wer eigentlich recht hat. Außerdem gibt es freilich Vergehungen, bei denen es höchstens zweifelhaft sein kann, ob einer sie begangen hat, nicht aber, ob er damit im Recht war oder nicht.

Jene Fälle, wo es sich um streitige Rechtsansprüche, namentlich um Eigentum handelt, nennt man das bürgerliche Recht. Dahin gehören z. B. alle Erbschaftsangelegenheiten, alles, was sich auf Kauf und Verkauf, auf Pacht- und Mietverhältnisse, Darlehen rc. bezieht. Wenn zwei Personen sich darüber nicht einigen können, tritt der Staat mit seiner Hilfe ein, d. h. die angerufenen Gerichte entscheiden, und die Staatsgewalt zwingt jeden, dem richterlichen Spruche sich zu fügen.

Anders ist es, wenn ein Verbrechen begangen worden ist. Hier tritt der Staat selbst durch die Gerichte als Ankläger und Richter auf, d. h. derjenige, welcher sich an den Gesetzen des Staates durch Diebstahl, Mord, Aufruhr rc. vergangen hat, wird, sobald seine That bekannt geworden ist, auch wenn kein anderer Bürger für sich wegen Beschädigung Klage führt, zur Rechenschaft gezogen und nach den Bestimmungen des Straf- oder Kriminal-

rechts behandelt. Denn es kommt hier nicht bloß das Recht eines Einzelnen in Frage, sondern die Sicherheit und das Ansehen des Staates selbst würde Not leiden, wenn solche Vergehungen ungeahndet und solche Mitglieder des Gemeinwesens unbestraft blieben.

In allen diesen Fällen, wo es sich um die Bestrafung eines Bürgers handelt, werden in vielen Staaten bei der Entscheidung außer den Rechtsgelehrten Männer aus dem Volke als Schöffen oder als Geschworne hinzugezogen. Diese haben nur auszusprechen, ob ihnen ein Angeklagter des Verbrechens, dessen er bezichtigt ist, schuldig erscheint oder nicht. Die gelehrten Richter haben hierbei das Amt, durch Voruntersuchung und durch die Leitung der Gerichtsverhandlung die thatsächlichen Umstände des Vergehens bis ins kleinste klarzulegen und für den Fall der Schuld die Strafe nach dem Gesetzbuche zu bestimmen. Da die Schöffen und Geschwornen auf Grund der angehörten Verhandlung, wobei die Untersuchungsakten verlesen und die Zeugen vernommen werden und der Angeklagte sich selbst verteidigen oder durch einen Rechtsanwalt verteidigen lassen kann, nur ihre Überzeugung auszusprechen haben über die Schuld oder Nichtschuld, so bedürfen sie keiner eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit; es genügt ein klarer Verstand und ein redliches Gewissen. Wie es bei Gerichtsverhandlungen zugeht, davon kann sich jeder leicht eine Vorstellung verschaffen, da dieselben, soweit nicht besondere Gründe dagegen sprechen, öffentlich sind.

Bei bürgerlichen Streitigkeiten aber, wo alles lediglich auf die Auslegung des Rechts ankommt, entscheidet allein der fachmännisch gebildete und vom Staate angestellte Richter. Die Rechtsverhältnisse sind jedoch oft so verwickelt, daß die Richter selbst in Verlegenheit kommen; es kann vorkommen, daß zwei Richter über die gleiche Sache eine verschiedene Meinung haben. Deshalb begnügt sich eine gute Rechtsverfassung nicht damit, für alle Fälle nur eine einmalige Aburteilung zuzulassen; es kann der Verurteilte, namentlich in wichtigen Dingen, ein höheres Gericht (eine obere Instanz) anrufen und z. B. vom Einzelrichter (Amtsrichter) an ein Kollegialgericht (Landesgericht 2c.) appellieren, damit seine Sache nochmals geprüft und ein neuer Spruch gefällt werde. Das höchste Gericht ist das Reichsgericht in Leipzig, bei welchem gegen 100 berühmte Rechtsgelehrte die allerschwierigsten Rechtsfälle endgültig entscheiden.

Die Rechtsanwälte sind die Fürsprecher für die streitenden Parteien und notwendig, weil die rechtlichen Formen so verwickelt sind, daß ein Rechtsunkundiger nicht damit umgehen kann.

Nach Deimling.

77. Einige Gesetze aus dem „Bürgerlichen Gesetzbuch“, das am 1. Januar 1900 in Kraft tritt.

§ 2. Die Volljährigkeit tritt mit der Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahrs ein.

§ 196. In zwei Jahren verjähren die Ansprüche:

1. der Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker und derjenigen, welche ein Kunstgewerbe betreiben, für Lieferung von Waren, Ausführung von Arbeiten und Besorgung fremder Geschäfte, mit Einschlufs der Auslagen, es sei denn, dafs die Leistung für den Gewerbebetrieb des Schuldners erfolgt;
2. derjenigen, welche Land- oder Forstwirtschaft betreiben, für Lieferung von land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen, sofern die Lieferung zur Verwendung im Haushalte des Schuldners erfolgt;
3. der Gastwirte und derjenigen, welche Speisen oder Getränke gewerbsmäfsig verabreichen, für Gewährung von Wohnung und Beköstigung, sowie für andere den Gästen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährte Leistungen, mit Einschlufs der Auslagen;
4. derjenigen, welche bewegliche Sachen gewerbsmäfsig vermieten, wegen des Mietzinses;
5. derjenigen, welche, ohne zu den in Nr. 1 bezeichneten Personen zu gehören, die Besorgung fremder Geschäfte oder die Leistung von Diensten gewerbsmäfsig betreiben, wegen der ihnen aus dem Gewerbebetriebe gebührenden Vergütungen, mit Einschlufs der Auslagen;
6. derjenigen, welche im Privatdienste stehen, wegen des Gehalts, Lohnes oder anderer Dienstbezüge, mit Einschlufs der Auslagen, sowie der Dienstberechtigten wegen der auf solche Ansprüche gewährten Vorschüsse;
7. der gewerblichen Arbeiter — Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter —, der Taglöhner und Handarbeiter wegen des Lohnes und anderer an Stelle oder als Teil des Lohnes vereinbarten Leistungen, mit Einschlufs der Auslagen, sowie der Arbeitgeber wegen der auf solche Ansprüche gewährten Vorschüsse;
8. der Lehrherrn und Lehrmeister wegen des Lehrgeldes und anderer im Lehrvertrage vereinbarter Leistungen, sowie wegen der für die Lehrlinge bestrittenen Auslagen.

§ 197. In vier Jahren verjähren die Ansprüche auf Rückstände von Zinsen mit Einschlufs der als Zuschlag zu

den Zinsen zum Zwecke allmählicher Tilgung des Kapitals zu entrichtenden Beträge, die Ansprüche auf Rückstände von Miet- und Pachtzinsen und die Ansprüche auf Rückstände von Renten, Auszugsleistungen, Besoldungen, Wartegeldern, Ruhegehalten, Unterhaltsbeiträgen und allen anderen regelmäſsig wiederkehrenden Leistungen.

§ 608. Sind für ein Darlehen Zinsen bedungen, so sind sie, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, nach dem Ablaufe je eines Jahres und, wenn das Darlehen vor dem Ablauf eines Jahres zurückzuerstatten ist, bei der Rückerstattung zu entrichten.

§ 611. Durch den Dienstvertrag wird derjenige, welcher Dienste zugesagt hat, zur Leistung der versprochenen Dienste, der andere Teil zur Gewährung der vereinbarten Vergütung verpflichtet. — Gegenstand des Dienstvertrags können Dienste jeder Art sein.

§ 614. Die Vergütung ist nach der Leistung der Dienste zu entrichten. Ist die Vergütung nach Zeitabschnitten bemessen, so ist sie nach dem Ablaufe der einzelnen Zeitabschnitte zu entrichten.

§ 618. Der Dienstberechtigte hat Räume, Vorrichtungen oder Gerätschaften, die er zur Verrichtung der Dienste zu beschaffen hat, so einzurichten und zu unterhalten und Dienstleistungen, die unter seiner Anordnung oder seiner Leitung vorzunehmen sind, so zu regeln, daſs der Verpflichtete gegen Gefahr für Leben und Gesundheit so weit geschützt ist, als die Natur der Dienstleistung es gestattet.

Ist der Verpflichtete in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen, so hat der Dienstberechtigte in Ansehung des Wohn- und Schlafraumes, der Verpflegung sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, welche mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion des Verpflichteten erforderlich sind.

§ 823. Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, ist dem anderen zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet.

§ 824. Wer der Wahrheit zuwider eine Thatsache behauptet oder verbreitet, die geeignet ist, den Kredit eines anderen zu gefährden oder sonstige Nachteile für dessen Erwerb oder Fortkommen herbeizuführen, hat dem anderen den daraus entstehenden Schaden auch dann zu ersetzen, wenn er die Unwahrheit zwar nicht kennt, aber kennen muſs.

§ 965. Wer eine verlorene Sache findet und an sich nimmt, hat dem Verlierer oder dem Eigentümer oder einem sonstigen Empfangsberechtigten unverzüglich Anzeige zu machen.

Kennt der Finder die Empfangsberechtigten nicht oder ist ihm ihr Aufenthalt unbekannt, so hat er den Fund und die Umstände, welche für die Ermittlung der Empfangsberechtigten erheblich sein können, der Polizeibehörde anzuzeigen. Ist die Sache nicht mehr als drei Mark wert, so bedarf es der Anzeige nicht.

§ 971. Der Finder kann von dem Empfangsberechtigten einen Finderlohn verlangen. Der Finderlohn beträgt von dem Werte der Sache bis zu 300 ℳ fünf vom Hundert, von dem Mehrwert eins vom Hundert, bei Tieren eins vom Hundert. Hat die Sache nur für den Empfangsberechtigten einen Wert, so ist der Finderlohn nach billigem Ermessen zu bestimmen. — Der Anspruch ist ausgeschlossen, wenn der Finder die Anzeigepflicht verletzt oder den Fund auf Nachfrage verheimlicht.

§ 973. Mit dem Ablauf eines Jahres nach der Anzeige des Fundes bei der Polizeibehörde erwirbt der Finder das Eigentum an der Sache, es sei denn, dafs vorher ein Empfangsberechtigter dem Finder bekannt geworden ist oder sein Recht bei der Polizeibehörde angemeldet hat. Mit dem Erwerbe des Eigentums erlöschen die sonstigen Rechte an der Sache. — Ist die Sache nicht mehr als drei Mark wert, so beginnt die einjährige Frist mit dem Funde. Der Finder erwirbt das Eigentum nicht, wenn er den Fund auf Nachfrage verheimlicht.

§ 984. Wird eine Sache, die so lange verborgen gelegen hat, dafs der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist (Schatz), entdeckt und infolge der Entdeckung in Besitz genommen, so wird das Eigentum zur Hälfte von dem Entdecker, zur Hälfte von dem Eigentümer der Sache erworben, in welcher der Schatz verborgen war.

78. Die Gesundheitspolizei.

Gesundheits- oder Sanitätspolizei nennt man jenen Teil der Polizei, der für die Volksgesundheit sorgt. Freilich muß zunächst jeder einzelne selbst auf seine Gesundheit bedacht sein; aber es gibt doch auch Fälle, wo der Staat hilfreich, gebietend oder verbietend einschreiten muß. Die wichtigsten Gebiete und Aufgaben der Gesundheitspolizei sind folgende:

Die Lebensmittelpolizei sorgt dafür, daß verdorbene oder verfälschte Lebensmittel, welche gesundheitsschädlich wirken

könnten, nicht verkauft werden dürfen. Eine hieher gehörige wichtige Maßregel ist die Fleischbeschau. Die Baupolizei verbietet die Herstellung gefährlicher und gesundheitsschädlicher Wohnungen und regelt die Abfuhr des Unrats. Vernünftigerweise muß sie dabei einen Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Wohnungen machen. Die Leichenbestattung und im Zusammenhange mit ihr die Begräbnisplätze unterliegen aus gesundheitlichen Rücksichten ebenfalls der polizeilichen Aufsicht. Eine wichtige sanitätspolizeiliche Maßregel ist auch die Leichenschau; sie soll die Beerdigung Scheintoter verhüten und Gelegenheit bieten, daß ansteckende Krankheiten und gewaltsame Todesfälle zur Kenntnis der Behörden kommen. Auch die Fürsorge für diejenigen armen Kinder, welche von ihren Eltern fremden Leuten in Pflege gegeben werden, ist eine Sache der Sanitätspolizei.

Von sehr hoher Bedeutung sind ferner die Maßregeln gegen ansteckende Krankheiten. Die Verbreitung solcher Krankheiten sucht man zuweilen durch eine Beschränkung des Verkehrs zu hindern. Diese Beschränkung kann nur durch die Macht der Obrigkeit stattfinden. Deshalb ist es nötig, daß alle Fälle von ansteckenden Krankheiten angezeigt und daß die von einer solchen Krankheit betroffenen Personen entweder in Spitäler gebracht oder wenigstens für die Dauer ihrer Krankheit vom Verkehr abgeschlossen werden, sowie daß man Gegenstände, welche Krankheiten verbreiten, unschädlich macht.

Alle Sanitätsmaßregeln dienen dazu, um Krankheitsfällen vorzubeugen. Eine allgemein bekannte Maßregel zur Verhütung der Ansteckung durch die Blattern ist der Impfzwang.

Die Staatsgewalt muß aber auch Einfluß auf das Heilwesen haben. Dieser Einfluß ist ihr in Deutschland durch die Reichsgewerbeordnung gesichert, nach welcher nur obrigkeitlich geprüfte Personen sich als Ärzte bezeichnen können. Leiter von Privatheilanstalten bedürfen zur Ausübung ihres Berufs einer obrigkeitlichen Erlaubnis.

Auch das Apothekerwesen unterliegt gewissen obrigkeitlichen Bestimmungen, welche auf die Gesundheit des Publikums bedacht sind. Selbst um Geisteskranke nimmt sich die Obrigkeit an, indem überall, teils vom Staat, teils von Kreisen und Bezirken Irrenanstalten unterhalten werden.

Gegen schädliche Wirkungen von Tierkrankheiten dient die Veterinärpolizei. Die Ausübung der Tierheilkunde ist zwar freigegeben; doch unterstehen auch die Tierärzte den Bestimmungen der Gewerbeordnung. Die amtlichen Tierärzte haben hauptsächlich die Aufgabe, der Verbreitung gefährlicher Tierkrankheiten entgegenzuarbeiten. Nach Reidelbach.

79. Bestimmungen des Strafgesetzbuches.*)

Eine mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedrohte Handlung ist ein Verbrechen. Eine mit Festungshaft bis zu fünf Jahren, mit Gefängnis oder mit Geldstrafe von mehr als 150 Mark bedrohte Handlung ist ein Vergehen. Eine mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 150 Mark bedrohte Handlung ist eine Übertretung.

1. Familienleben und Beruf betreffend.

Bestraft wird:

a) wer beleidigt, oder wer in Beziehung auf einen andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist (Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder Gefängnis bis zu 2 Jahren, § 185, 186 und 187);

b) wer bei einer Behörde eine Anzeige macht, durch welche er jemand wider besseres Wissen der Begehung einer strafbaren Handlung beschuldigt (Gefängnis über 1 Monat, § 164);

c) wer Pässe, Militärabschiede, Wanderbücher oder andere Legitimationspapiere, Dienst- und Arbeitsbücher oder sonstige auf Grund bestehender Vorschriften auszustellende Zeugnisse falsch anfertigt oder verfälscht, oder wissentlich von einer solchen falschen oder verfälschten Urkunde Gebrauch macht (Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft, § 363);

d) wer vorsätzlich ein auf seinen Namen ausgestelltes Arbeitsbuch unbrauchbar macht oder vernichtet (Geldstrafe bis zu 20 Mark oder Haft, § 150 der Reichsgewerbeordnung);

e) wer einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnisnahme bestimmt ist, vorsätzlich oder unbefugterweise eröffnet (Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnis bis zu 3 Monaten, § 299);

f) wer als Landstreicher umherzieht (Haft, § 361);

g) wer ein Verbrechen wider die Sittlichkeit begeht (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, § 172, 176 und 183).

2. Wohnung und Eigentum betreffend.

Bestraft wird:

a) wer in die Wohnung, in die Geschäftsräume oder in das befriedete Besitztum eines andern oder in abgeschlossene Räume, welche zum öffentlichen Dienst bestimmt sind, widerrechtlich eindringt, oder wer, wenn er ohne Befugnis darin verweilt, auf die Aufforderung des Berechtigten sich nicht entfernt (wegen Haus-

*) Beim Lesen können die in Klammern stehenden Bemerkungen weggelassen werden.

friedensbruches Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnis bis zu 3 Monaten, § 123);

b) wer eine fremde bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen, oder wer nur den Versuch dazu macht (wegen Diebstahls Gefängnis, § 242), wer dies noch dazu mit Gewalt gegen eine Person oder unter Anwendung von Drohungen mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben thut, oder wer Gewalt verübt (wegen Raubes Zuchthaus bis über 10 Jahre, § 249, 250 und 251);

c) wer aus einem Gebäude oder umschlossenen Raume mittelst Einbruchs, Einsteigens, Einschleichens oder Erbrechens von Behältnissen stiehlt (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, § 243);

d) wer eine fremde bewegliche Sache, die er in Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet (wegen Unterschlagung Gefängnis bis zu 3 Jahren), und wenn die Sache ihm anvertraut ist (Gefängnis bis zu 5 Jahren, § 246);

e) wer, um sich oder einem dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, einen andern durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, (wegen Erpressung Gefängnis oder Zuchthaus bis zu 5 Jahren, § 253);

f) wer Kinder oder andere unter seiner Gewalt stehende Personen, welche seiner Aufsicht untergeben sind, von der Begehung von Diebstählen abzuhalten unterläßt (Haft oder Geldstrafe bis zu 150 Mark, § 361);

g) wer nach Begehung eines Verbrechens oder Vergehens dem Thäter oder Teilnehmer wissentlich Beistand leistet, um denselben der Bestrafung zu entziehen oder um ihm die Vorteile des Verbrechens oder Vergehens zu sichern (wegen Begünstigung Gefängnis oder Zuchthaus bis zu 5 Jahren, § 257 und 258);

h) wer seines Vorteils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt sind, verheimlicht, ankauft, zum Pfand nimmt oder sonst an sich bringt oder zu deren Absatze bei anderen mitwirkt (wegen Hehlerei Gefängnis, § 259);

i) wer in der Absicht, sich oder einem dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch schädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält (wegen Betrugs Gefängnis und Geldstrafe bis zu 3000 Mark, § 263);

k) wer den Wucher gewerbs- oder gewohnheitsmäßig betreibt (Gefängnis bis zu 3 Monaten oder Geldstrafe bis zu 15000 Mark);

l) wer eine Urkunde, welche ihm entweder überhaupt nicht oder nicht ausschließlich angehört, in der Absicht, einem andern Nachteil zuzufügen, vernichtet, beschädigt oder unterdrückt (Gefängnis und Geldstrafe bis zu 3000 Mark, § 274);

m) wer eine Urkunde fälscht in der Absicht, sich oder einem andern einen Vermögensvorteil zu verschaffen oder einem andern Schaden zuzufügen (Zuchthaus bis zu 10 Jahren und Geldstrafe bis zu 6000 Mark, § 268);

n) wer, um seine Gläubiger zu benachteiligen, betrügerischerweise Bankrott macht (Zuchthaus, § 209 der Konkursordnung);

o) wer einen Grenzstein oder ein anderes zur Bezeichnung einer Grenze oder eines Wasserstandes bestimmtes Merkmal in der Absicht, einem andern Nachteil zuzufügen, wegnimmt, vernichtet, unkenntlich macht, verrückt oder fälschlich setzt (Gefängnis und Geldstrafe bis zu 3000 Mark, § 274);

p) wer unberechtigt die Jagd ausübt oder fischt oder krebst (Gefängnis bis zu 6 Monaten oder Geldstrafe bis zu 150 Mark, § 292 und 296);

q) wer vorsätzlich und rechtswidrig eine fremde Sache, ferner Sachen, die dem Gottesdienste gewidmet sind, oder Grabmäler oder öffentliche Denkmäler oder Gegenstände, welche zum öffentlichen Nutzen oder zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen, oder ein Gebäude, ein Schiff, eine Brücke, einen Damm, eine Eisenbahn oder ein anderes Bauwerk, welche fremdes Eigentum sind, beschädigt oder zerstört, oder den Versuch dazu macht (Gefängnis bis zu 3 Jahren oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark, § 303, 304 und 305);

r) wer vorsätzlich ein Gebäude, ein Schiff, eine Hütte oder eine andere Räumlichkeit, die zur Wohnung von Menschen dient, ferner Magazine, Warenvorräte, welche auf dazu bestimmten Plätzen lagern, Vorräte von landwirtschaftlichen Erzeugnissen oder von Bau- oder Brennmaterialien, Früchte auf dem Felde, Waldungen oder Torfmoore in Brand setzt (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, § 306 und 308);

s) wer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand setzt, oder ein in seiner Ladung oder seinem Frachtlohn versichertes Schiff sinken oder stranden macht (Zuchthaus bis zu 10 Jahren und Geldstrafe bis zu 6000 ℳ, § 265);

t) wer durch Fahrlässigkeit einen Brand herbeiführt (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 309);

u) wer Waren, Materialien oder andere Vorräte, welche sich leicht von selbst entzünden oder leicht Feuer fangen, an Orten

in Behältnissen aufbewahrt, wo ihre Entzündung gefährlich werden kann (Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft, § 367);

v) wer Scheunen, Ställe, Böden oder andere Räume, welche zur Aufbewahrung feuerfangender Sachen dienen, mit unverwahrtem Feuer oder Licht betritt oder sich denselben mit unverwahrtem Feuer oder Licht nähert (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 368);

w) wer an gefährlichen Stellen in Wäldern oder Heiden oder in gefährlicher Nähe von Gebäuden oder feuerfangenden Sachen Feuer anzündet oder in der Nähe von Gebäuden oder feuerfangenden Sachen mit einem Feuergewehr schießt oder Feuerwerke abbrennt (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 368);

x) wer nach einer öffentlichen Straße oder Wasserstraße oder nach Orten hinaus, wo Menschen zu verkehren pflegen, Sachen, durch deren Umstürzen oder Herabfallen jemand beschädigt werden kann, ohne gehörige Befestigung aufstellt oder aufhängt, oder Sachen auf eine Weise ausgießt oder auswirft, daß dadurch jemand beschädigt oder verunreinigt werden kann (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 366);

y) wer Brunnen, Keller, Gruben, Öffnungen oder Abhänge dergestalt unverdeckt oder unverwahrt läßt, daß daraus Gefahr für andere entstehen kann (Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft, § 367);

z) wer ohne obrigkeitliche Anweisung oder ohne Genehmigung des Inhabers einer Wohnung Schlüssel zu Zimmern oder Behältnissen anfertigt oder Schlösser öffnet, oder ohne Genehmigung des Hausbesitzers oder seines Stellvertreters einen Hausschlüssel anfertigt oder ohne Erlaubnis der Polizeibehörde Nachschlüssel oder Dietriche verabfolgt (Haft bis zu 4 Wochen oder Geldstrafe bis zu 100 Mark).

3. Leben und Gesundheit betreffend.

Bestraft wird:

a) wer vorsätzlich oder mit Überlegung einen Menschen tötet (wegen Mordes Todesstrafe, § 211);

b) wer vorsätzlich, aber nicht mit Überlegung einen Menschen tötet (wegen Totschlags Zuchthaus über 5 Jahre, § 212);

c) wer durch Fahrlässigkeit den Tod eines Menschen verursacht (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 222);

d) wer vorsätzlich einen andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt (wegen Körperverletzung Gefängnis bis zu 3 Jahren oder Geldstrafe bis zu 1000 ℳ, § 223);

e) wer Hunde auf Menschen hetzt (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 366);

f) wer verfälschte oder verdorbene Getränke oder Eßwaren, insbesondere trichinenhaltiges Fleisch, feilhält oder verkauft (Geldstrafe bis zu 250 Mark oder Haft, § 366);

g) wer zum Zwecke der Täuschung im Handel und Verkehr Nahrungs- und Genußmittel nachmacht oder verfälscht und unter Verschweigung dieses Umstandes verkauft oder unter einer zur Täuschung geeigneten Bezeichnung feilhält (Gefängnis bis zu 6 Monaten und Geldstrafe bis zu 1500 ℳ, § 11 des Nahrungsmittelgesetzes);

h) wer vorsätzlich Nahrungs- und Genußmittel derart herstellt, daß der Genuß derselben die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, ingleichen wer wissentlich Gegenstände, deren Genuß die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, als Nahrungs- oder Genußmittel verkauft, feilhält oder sonst in Verkehr bringt (Gefängnis, sogar Zuchthaus bis zu 5 Jahren, § 12 des Nahrungsmittelgesetzes);

i) wer vorsätzlich Bekleidungsgegenstände, Spielwaren, Tapeten, Eß-, Trink- oder Kochgeschirr oder Petroleum derart herstellt, daß der bestimmungsgemäße oder vorauszusehende Gebrauch dieser Gegenstände die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, ingleichen wer wissentlich solche Gegenstände verkauft, feilhält oder sonst in Verkehr bringt (Gefängnis, sogar Zuchthaus bis zu 5 Jahren, § 12 des Nahrungsmittelgesetzes);

k) wer Eß-, Trink- und Kochgeschirr, sowie Flüssigkeitsmaße aus einer mehr als 10 % an Blei enthaltenden Metall-Legierung herstellt, oder sie mit einer mehr als 1 % Blei enthaltenden Legierung verzinnt, wer zur Herstellung von Mundstücken für Saugflaschen ꝛc. blei- oder zinkhaltigen Kautschuk, zu Spielwaren bleihaltigen Kautschuk, zu Leitungen von Bier, Wein oder Essig bleihaltige Kautschukschläuche verwendet (Haft oder Geldstrafe);

l) wer vorsätzlich Brunnen oder Wasserbehälter, welche zum Gebrauche anderer dienen, oder Gegenstände, welche zum öffentlichen Verkaufe oder Verbrauche bestimmt sind, vergiftet, oder wer solche vergiftete Sachen mit Verschweigung der giftigen Eigenschaft feilhält oder in Verkehr bringt (Zuchthaus bis zu 10 Jahren oder lebenslängliches Zuchthaus, § 324).

4. Das Leben in der Gemeinde betreffend.

Bestraft wird:

a) wer einen ihm zugeschobenen, zurückgeschobenen oder auferlegten Eid wissentlich falsch schwört (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, § 153);

b) wer vor einer zur Abnahme einer Versicherung an Eidesstatt zuständigen Behörde eine solche Versicherung wissentlich falsch abgibt oder unter Berufung auf eine solche Versicherung wissentlich falsch aussagt (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 156);

c) wer es unternimmt, einen andern zur Begehung eines Meineides zu verleiten (Zuchthaus bis zu 5 Jahren), und wer es unternimmt, einen andern zur öffentlichen Abgabe einer falschen Versicherung an Eidesstatt zu verleiten (Gefängnis bis zu 1 Jahr, § 159);

d) wer unbefugt über Gärten und Weinberge oder vor beendeter Ernte über Wiesen oder bestellte Äcker oder über solche Äcker, Wiesen, Weiden oder Schonungen, welche mit einer Einfriedigung versehen sind, oder deren Betreten durch Warnungszeichen untersagt ist, oder auf einem durch Warnungszeichen geschlossenen Privatwege geht, fährt, reitet oder Vieh treibt (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 361);

e) wer vorsätzlich Wasserleitungen, Schleusen, Wehre, Dämme oder andere Wasserbauten oder Brücken, Fähren, Wege oder Schutzwehre zerstört oder beschädigt (Gefängnis über 3 Monate, § 321);

f) wer ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm erregt, oder wer groben Unfug verübt (Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft, § 360);

g) wer Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt (Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft, § 360);

h) wer Sprengstoffe herstellt, anschafft, bestellt oder in seinem Besitze hat, in der Absicht, durch Anwendung derselben Gefahr für das Eigentum, die Gesundheit oder das Leben eines anderen entweder selbst herbeizuführen oder andere Personen zur Begehung dieses Verbrechens in den Stand zu setzen (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, § 7 des Sprengstoffgesetzes);

i) wer den gegen die Störung der Feier der Sonn- und Festtage erlassenen Anordnungen zuwiderhandelt (Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 14 Tagen, § 366).

5. Das Leben im Staate betreffend.

Bestraft wird:

a) wer einer Thätlichkeit gegen den Kaiser, gegen seinen Landesherrn oder gegen den Landesherrn eines Bundesstaates sich schuldig macht, oder wer den Kaiser, seinen Landesherrn oder den Landesherrn eines Bundesstaates beleidigt (nach Umständen lebenslängliches Zuchthaus oder lange Festungshaft, § 94 bis 97);

b) ein Wehrpflichtiger, welcher in der Absicht, sich dem Eintritte in den Dienst des stehenden Heeres oder der Flotte zu ent-

ziehen, ohne Erlaubnis das Land verläßt (Geldstrafe bis zu 3000 Mark oder Gefängnis bis zu 1 Jahr, § 140);

c) wer Metall- oder Papiergeld nachmacht, um das nachgemachte Geld als echtes zu gebrauchen oder sonst in Verkehr zu bringen (Zuchthaus über 2 Jahre, § 146);

d) wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 166);

e) wer vorsätzlich Eisenbahnanlagen, Beförderungsmittel oder sonstiges Zubehör derselben dergestalt beschädigt oder auf der Fahrbahn durch falsche Zeichen oder Signale oder auf andere Weise solche Hindernisse bereitet, daß dadurch der Transport in Gefahr gesetzt wird (Zuchthaus bis zu 10 Jahren, unter Umständen lebenslängliche Zuchthausstrafe, § 315);

f) wer vorsätzlich eine Telegraphen- oder Fernsprechanlage dadurch verhindert oder gefährdet, daß er Teile oder Zubehörungen derselben beschädigt oder Veränderungen daran vornimmt (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 317);

g) wer die Absperrungs- oder Aufsichts-Maßregeln oder Einfuhrverbote nicht beachtet, welche von der zuständigen Behörde zur Verhütung des Einführens oder Verbreitens einer ansteckenden Krankheit oder von Viehseuchen angeordnet worden sind (Gefängnis bis zu 3 Jahren, § 327 und 328).

80. Von den Steuern.

Eine politische Gemeinschaft kann ohne Steuerbeiträge von seiten ihrer Mitglieder nicht bestehen. Wenn die Obrigkeit nicht für die Sicherheit des Eigentums und der Person sorgen würde, so wäre jeder Bürger auf die Selbsthilfe angewiesen; er müfste sich Waffen kaufen, seine Fenster mit Eisenstäben vergittern und seine Thüren mit doppelten Schlössern und Riegeln verwahren. Und doch würden diese Mafsregeln verbrecherische Menschen nicht hindern, Feuer an seine Gebäude zu legen, seine Felder zu berauben und sein Vieh von der Weide zu stehlen. Er würde zahlreiche Hofhunde halten und Wächter aufstellen müssen, um sein Leben und sein Eigentum zu schützen, und die Unkosten, welche ihm die allgemeine Unsicherheit auferlegte, würden in Bälde den Betrag seiner Steuern bedeutend übersteigen. Und ebenso stellt sich die

Rechnung, wenn man die übrigen Vorteile ins Auge faſst, welche das Leben im Staat und in der Gemeinde dem einzelnen gewährt. Man denke an die Straſsen, an die Verkehrsanstalten (Post, Telegraph, Telephon und Eisenbahn), an die höheren Schulen u. s. w. Die Steuern sind eben im groſsen und ganzen nichts anderes als das Entgelt, welches der einzelne an den Staat oder den Kreis entrichtet für die vielen und groſsen Vorteile, die ihm geboten werden. Sieht man also die Steuern von dieser Seite an, so erscheinen sie in einem weit günstigeren Lichte. und zwar um so mehr, wenn man noch bedenkt, daſs es die Bürger selbst sind, welche sich diese Opfer für das allgemeine Beste auferlegen. Sind es ja doch die Vertreter des Landes (Reichstags- und Landtagsabgeordnete) oder des Kreises (Landräte) u. s. w., welche die Art und die Höhe der Steuern festsetzen. Diese Vertreter sind durch Stimmenmehrheit der wahlberechtigten Bürger zu ihrem Amte berufen worden und erwägen sicherlich mit der gröſsten Gewissenhaftigkeit, ob eine Umlage unabweisbar sei oder nicht.

Steuern und Umlagen sind heutzutage bei den zahlreichen und gesteigerten Anforderungen des öffentlichen Lebens so zahlreich und mannigfaltig als die Vermögens- und Erwerbsarten. Da ist die Grund- und Haussteuer, die Kapitalrenten- und Einkommensteuer, die Gewerbsteuer, ja sogar, wie z. B. in Frankreich, die Thür- und Fenstersteuer. Dies sind die d i r e k t e n S t e u e r n. Der Landwirt bezahlt sie nach der Gröſse und Güte seines Grundbesitzes, der Hauseigentümer in der Stadt nach dem Mietertrag seines Hauses, der Müller oder Bäcker nach dem Umfang seines Gewerbes, der Kapitalist nach der Gröſse seiner Kapitalrenten, der Taglöhner und der Angestellte nach der Gröſse seines Jahreseinkommens.

R e i c h s - S t e u e r n sind die Tabak-, Branntwein-, Zucker-, Salz-, Wechselstempel-, Spielkarten- und Börsensteuer.

Auſserdem gibt es i n d i r e k t e S t e u e r n, wie z. B. Malzaufschlag, Zölle u. s. w.

Sodann erhebt der Staat noch T a x e n und S t e m p e l g e b ü h r e n bei Gerichts- und Notariatsverhandlungen u. s. w. Sie werden nur von dem bezahlt, der gerichtliche Hilfe oder den Dienst eines Notars in Anspruch nimmt, und sind gleichsam eine Entlohnung der geleisteten Dienste oder eine Entschädigung an die Staatskasse, welche den Gehalt des Richters u. s. w. ausbezahlt.

Nach Autenheimer.

81. Von den Zöllen.

Der Zoll oder die Maut ist eine Abgabe, welche man von Waren zu entrichten hat, die eine Landesgrenze passieren. Man unterscheidet Ausfuhr-, Einfuhr- und Durchfuhrzölle. Wird eine Ware aus einem Lande ausgeführt, und ist von dieser Ware an der Grenze des eigenen Landes ein Zoll zu zahlen, so heißt derselbe Ausfuhr- oder auch Ausgangszoll. Diese Zölle werden von den Behörden erhoben, um die Ausfuhr eines Rohstoffes oder einer Ware zu erschweren. Ein Land habe z. B. viele Tierhäute; wird auf die Ausfuhr der Häute ein Zoll gesetzt, so geschieht dies in der Absicht, die heimische Gerberei zu heben, d. h. ihr einen billigen Rohstoff zu verschaffen. Ob die Absicht erreicht wird, hängt davon ab, wie die Gerber diesen Vorteil benützen. Die Verkäufer der Häute sind jedenfalls geschädigt, weil die fremden Käufer zum Teil ausbleiben, also die Nachfrage nach der Ware beschränkt ist. Hat sich das Gewerbe der Gerberei infolge dieses Ausfuhrzolles gehoben, so erhält nun dieses Land viel selbstfabriziertes Leder. Wird auch noch die Ausfuhr des Leders durch Zölle erschwert, so liegt wieder die Absicht vor, all diejenigen Handwerker, welche Leder verarbeiten, wie Schuster, Sattler zc. zu fördern.

Die Durchgangszölle werden von fremden Waren erhoben, welche ein Land passieren, also nur durch dasselbe gehen. Diese Zölle kommen mehr und mehr ab, weil die Handelsleute das Land möglichst umgehen, das ihnen die Durchfuhr ihrer Waren durch Zölle belastet. Verliert aber ein Land den Transit (den Durchgang der Waren), so verliert es auch all diejenigen Einnahmen, welche sich daran für Eisenbahnen, Fuhrwerke und Personen knüpfen. Es liegt daher im wohlverstandenen Interesse eines Staates, den Durchgang fremder Waren zu begünstigen.

Die Einfuhrzölle werden von fremden Waren bei Eintritt in ein Land erhoben. Bei ihnen tritt der Zweck der Zölle am deutlichsten hervor. Die Zölle sollen entweder Finanzzölle sein, d. h. der Staatskasse Geld liefern, oder Schutzzölle, d. h. gewisse einheimische Erwerbszweige gegen fremde Konkurrenz schützen.

Damit die Finanzzölle ihren Zweck erfüllen, müssen hauptsächlich die Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs besteuert werden, wie Getreide, Öl, Petroleum, Kaffee, Eisen u. s. w. Der Eingangszoll ist eine Last, welche entweder vom fremden Lieferanten oder vom heimischen Käufer oder von beiden getragen wird.

Ist eine Industrie in einem Lande im Entstehen begriffen, so wird es als zweckmäßig erachtet, den betreffenden Fabrikanten den heimischen Markt offen zu halten und den Zutritt fremder

Waren dieser Art zu erschweren. Das soll durch Schutzzölle erreicht werden.

In einem Lande z. B. sind gewisse Industriezweige noch nicht auf jener hohen Stufe der Entwicklung, wie in den Nachbarländern; allein das Land will die betreffenden Waren nicht für immer vom Auslande beziehen. Heimische Unternehmer werden daher ermutigt, gewisse Erwerbszweige zu betreiben. Diese Unternehmer haben aber mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlen ihnen die rechten Arbeiter, die rechten Werkzeuge, die Kenntnis der Herstellungsweise und vor allem die Erfahrung. Daher kommt das Fabrikat teuer zu stehen. Der neue Unternehmer soll aber nicht nur seine Unkosten decken, sondern auch noch etwas verdienen können. Damit dies möglich werde, muß die betreffende fremde Ware mit einem hohen Eingangszoll belegt werden. Dieser Zoll ist so hoch zu halten, daß die fremde Ware so teuer kommt, wie die heimische.

Die Zölle werden teils vom Stück, teils vom Wert, teils vom Gewicht der Ware erhoben. Die Erhebung nach dem Werte ist die unsicherste, weil der Wert einer Ware veränderlich ist und die Angaben darüber oft unzuverlässig sind.

Nach Autenheimer.

82. Das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884

(bezüglich der land- u. forstwirtschaftlichen Arbeiter vom 5. Mai 1886).

Alle in Fabriken und größeren (mit mindestens 10 Personen arbeitenden) gewerblichen Betrieben, namentlich auch die in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Personen sind dadurch gegen Unfall zu versichern, daß diese Gewerbe von den Betriebsinhabern zur Unfallversicherung angemeldet werden. Sämtliche versicherungspflichtigen Betriebe haben sich je nach ihrer Verwandtschaft zu Berufsgenossenschaften zusammengeschlossen, welche die Versicherung ihrer Arbeiter nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit und der Selbstverwaltung vollziehen. So gibt es Baugewerbe-, Edel- und Unedelmetall-, Tiefbau-, Fuhrwerks-, land- und forstwirtschaftliche 2c. Berufsgenossenschaften.

Jeder von einem Betriebsunfall betroffene Arbeiter erhält bis zum Ablauf der 13. Woche nach Eintritt des Unfalls die normale Krankenunterstützung seiner Krankenversicherungskasse, die sich von der 5. Woche an um ein Drittel des Krankengeldes erhöht. Vom Anfang der 14. Woche nach Eintritt des Unfalls an beginnt der Schadenersatz seitens der Berufsgenossenschaft. Dieselbe besteht A. im Falle einer Verletzung: 1. in Bezahlung der Kosten des Heilverfahrens von der

14. Woche ab, 2. in einer für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit zu gewährenden Rente, die bei gewerblichen Arbeitern nach Maßgabe des durchschnittlichen persönlichen Arbeitsverdienstes, bei land- und forstwirtschaftlichen Arbeitern nach Maßgabe des behördlich festgesetzten durchschnittlichen Jahresverdienstes des Verletzten berechnet und nach dem Grade seiner Erwerbsunfähigkeit abgestuft wird; bei völliger Erwerbsunfähigkeit werden 66⅔ % des Jahresverdienstes gewährt; B. im Falle der Tötung: 1. im Ersatz der Beerdigungskosten, und zwar in der Höhe vom zwanzigfachen Betrag des Tagesverdienstes bei gewerblichen, vom 15. Teil des Jahresverdienstes bei land- und forstwirtschaftlichen Arbeitern, jedoch mindestens von 30 Mark; 2. in einer Rente von 20 % des Jahresverdienstes für die hinterbliebene Witwe, für jede hinterbliebene Doppelwaise bis zum zurückgelegten 15. Lebensjahre, und für Eltern und Großeltern des Verstorbenen, wenn dieser ihr einziger Ernährer war; 3. in einer Rente von 15 % des Arbeitsverdienstes für hinterbliebene einfache Waisen bis zum zurückgelegten 15. Lebensjahre.

Jeder Anspruch auf Schadenersatz ist ausgeschlossen, wenn der Verletzte den Unfall vorsätzlich herbeigeführt hat. Die Mittel zur Deckung der zu leistenden Entschädigungsbeträge und der Verwaltungskosten werden von den Mitgliedern der Berufsgenossenschaften, also von den Arbeitgebern allein aufgebracht, ohne daß die Arbeiter dazu etwas beizutragen hätten.

S. Düll.

83. Das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889.

Nach diesem Gesetz müssen versichert werden: alle über 16 Jahre alten, gegen Lohn beschäftigten Arbeiter auf dem Gebiete des gesamten Erwerbslebens, der Industrie, des Handwerks, des Handels, der Land- und Forstwirtschaft, des häuslichen Dienstes, im Reichs-, Staats- und Gemeindedienst und für kirchliche und Schulzwecke. Ausgenommen sind Personen, die keinen Barlohn, sondern nur freien Unterhalt beziehen, sowie die Beamten mit Pensionsberechtigung, Betriebsbeamte und Handlungsgehilfen mit mehr als 2000 Mark Jahreseinkommen, die Apothekergehilfen und alle im öffentlichen Dienste stehenden Personen mit höherer geistiger Bildung.

Die Versicherten haben nach 5 Beitragsjahren bei eintretender Erwerbsunfähigkeit eine Invalidenrente und nach 30 Beitragsjahren und vollendetem 70. Lebensjahre eine Altersrente

zu beanspruchen. Als erwerbsunfähig ist derjenige zu betrachten, der infolge seines körperlichen oder geistigen Zustandes nicht mehr 1/3 des durchschnittlichen Tageslohnes verdienen kann.

Die Invalidenrente einer Person besteht aus einem Zuschusse des Reiches zu 50 Mark, einem festen Beitrag der Versicherungsanstalt von 60 Mark und einer weiteren, nach der Zahl und Höhe der Wochenbeiträge berechneten Zulage, so daß die Jahresrente beträgt:

in den Lohnklassen	I	II	III	IV
nach 5 Jahren	114,70 ℳ	124,10 ℳ	131,15 ℳ	140,25 ℳ
nach 10 Jahren	119,40 „	138,20 „	152,30 „	171,10 „
nach 20 Jahren	128,80 „	166,40 „	194,60 „	232,10 „
nach 30 Jahren	138,20 „	194,60 „	236,90 „	293,30 „
nach 40 Jahren	147,60 „	222,80 „	279,20 „	354,40 „

Die Altersrente besteht aus einem Zuschusse des Reiches zu 50 ℳ und einem aus den eingezahlten Wochenbeiträgen berechneten Beitrag der Kasse, so daß nach einer Wartezeit von 30 Jahren eine Rente beträgt:

1. 106,40 ℳ, 2. 134,60 ℳ; 3. 162,80 ℳ,
4. 191,00 ℳ.

Die Beiträge werden nach der Höhe des Jahresverdienstes der Versicherten nach 4 Klassen berechnet und betragen wöchentlich in der

I. Lohnklasse	bis zu 350 ℳ	Jahresverdienst	14 ₰,
II. „	„ „ 550 „	„	20 „,
III. „	„ „ 850 „	„	24 „,
IV. „	von über 850 „	„	30 „.

Während einer Krankheit und während der Ableistung von Militärdiensten ruht die Beitragspflicht; jedoch wird die Militärdienstzeit und die nachgewiesene Krankheitszeit bei Berechnung der Wartezeit und der Rente als Beitragszeit angerechnet.

Die Wochenbeiträge sind nicht bar einzuzahlen, sondern in der Weise zu leisten, daß die bei der Post käuflichen Beitragsmarken in Quittungskarten eingeklebt werden. Jeder Versicherungspflichtige muß mit einer solchen auf seinen Namen lautenden Karte versehen sein. Vollgeklebte Karten werden bei der Gemeindebehörde gegen neue umgetauscht und an die Versicherungsanstalt eingesendet. Über die Einlieferung solcher Karten und über die darin enthaltenen Marken werden Bescheinigungen erteilt, die vom Arbeiter sorgfältig aufzubewahren sind, weil sie dereinst den Rentenanspruch begründen. Es empfiehlt sich darum, ein Bescheinigungsbuch zu kaufen, in welches diese Bescheinigungen alljährlich eingeschrieben werden. Auch sollte kein Ar-

beiter versäumen, alle Krankheiten, während deren er keine Beiträge entrichtete, sofort bescheinigen zu lassen und auch diese Krankheitsbescheinigungen aufzubewahren bis zum dereinstigen Rentenanspruch. Quittungskarten, die nicht innerhalb dreier Kalenderjahre vollgeklebt und umgetauscht werden, verlieren ihre Gültigkeit.

Die Beitragsmarken sind vom Arbeitgeber regelmäßig einzukleben; derselbe ist berechtigt, die Hälfte des Ankaufspreises seinen Arbeitern am Lohne abzuziehen. Arbeitgeber, die es unterlassen, für die von ihnen beschäftigten Personen die entsprechenden Marken rechtzeitig einzukleben, können mit Ordnungsstrafe bis zu 300 Mark belegt werden. Wer in Quittungskarten unzulässige Eintragungen oder Vermerke macht, unterliegt einer Geldstrafe bis zu 2000 Mark oder Gefängnisstrafe bis zu 6 Monaten. Mit Gefängnis nicht unter 3 Monaten wird bestraft, wer unechte Marken anfertigt, um sie als echte zu verwenden, wer echte in der Absicht verfälscht, um sie zu einem höheren Betrage zu verwenden, oder wissentlich von falschen oder verfälschten Marken Gebrauch macht, endlich wer wissentlich schon einmal verwendete Marken in Quittungskarten abermals verwendet, veräußert oder feilhält.

Nach S. Düll.

84. Die Wehrordnung.

Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. Die Wehrpflicht zerfällt in die Dienstpflicht und die Landsturmpflicht.

Die Dienstpflicht ist die Pflicht zum Dienste im Heere oder in der Marine und dauert in der Regel vom vollendeten 20. Lebensjahre bis zum 31. März desjenigen Kalenderjahres, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird. Die Dienstpflicht wird 1. in die aktive Dienstpflicht (drei Jahre), 2. in die Reservepflicht (vier Jahre), 3. in die Landwehrpflicht und 4. in die Ersatzreservepflicht eingeteilt. Bei der Landwehr unterscheidet man zwei Aufgebote. Die Verpflichtung zum Dienst in der Landwehr des ersten Aufgebotes dauert in der Regel fünf Jahre und in der Landwehr des zweiten Aufgebotes bis zum 31. März desjenigen Kalenderjahres, in welchem das 39. Lebensjahr vollendet wird. Die Ersatzreserve dient zur Ergänzung des Heeres bei Mobilmachungen und zur Bildung von Ersatztruppenteilen. Die Ersatzreservepflicht dauert 12 Jahre und zwar vom 1. Oktober desjenigen Kalenderjahres ab gerechnet, in welchem das 20. Lebensjahr vollendet wird.

Der Landsturm hat die Pflicht, im Kriegsfalle an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen; er kann in Fällen

außerordentlichen Bedarfes zur Ergänzung des Heeres und der Marine herangezogen werden. Derselbe besteht aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 45. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Marine angehören, und wird in zwei Aufgebote geteilt. Der Aufruf des Landsturmes erfolgt durch königliche Verordnung. So lange der Aufruf nicht erfolgt ist, unterliegen die Landsturmpflichtigen keiner Kontrolle und keiner Übung.

Die Militärpflicht, d. h. die Pflicht, sich der Aushebung für das Heer oder die Marine zu unterwerfen, beginnt mit dem 1. Januar des Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das zwanzigste Lebensjahr vollendet. Der Militärpflichtige ist nach Beginn dieser Zeit und zwar vom 15. Januar bis 1. Februar verpflichtet, sich bei der Oberbehörde des dauernden Aufenthaltes oder in Ermangelung eines solchen bei der Ortsbehörde seines Wohnsitzes zur Aufnahme in die Rekrutierungsstammrolle anzumelden. Bei seiner Abwesenheit geht die Meldepflicht auf die Eltern oder den Vormund über. Er ist in dem Aushebungsbezirk gestellungspflichtig, in welchem er sich zur Stammrolle gemeldet hat. Die Gestellung in einem andern Musterungsbezirk ist nur dann zulässig, wenn der Militärpflichtige ohne sein Verschulden an der Teilnahme des Musterungsgeschäftes in seinem Bezirke verhindert war.

Zurückstellungen können von der Ersatzkommission verfügt werden: 1. wegen zeitiger Ausschließungsgründe (z. B. bei Untersuchung wegen einer strafbaren Handlung), 2. wegen zeitiger Untauglichkeit, wenn der Pflichtige noch zu schwach oder zu klein (also kleiner als 1 m 54 cm) oder mit einer heilbaren Krankheit von längerer Dauer behaftet ist, 3. in Berücksichtigung bürgerlicher Verhältnisse, nämlich a) zufolge häuslicher Verhältnisse, wenn z. B. zwei Söhne erwerbsunfähiger Eltern nicht gleichzeitig (da ein anderer Sohn schon im Heere dient) entbehrt werden können, oder wenn der Sohn die einzige Stütze eines zur Arbeit und Aufsicht unfähigen Grundbesitzers, Pächters oder Gewerbtreibenden ist, b) zufolge Vorbereitung zu einem bestimmten Lebensberufe oder zur Erlernung einer Kunst oder eines Gewerbes und c) zufolge dauernden Aufenthalts im Auslande.

Ausgemustert werden diejenigen Militärpflichtigen, welche wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen sowohl zum Dienste mit der Waffe, als auch zu einem ihrem bürgerlichen Berufe entsprechenden Dienst ohne Waffe dauernd untauglich befunden wurden, und ausgeschlossen diejenigen, welche zur Zuchthausstrafe verurteilt worden sind.

Zum Teil nach von Pechmann.

85. Von Freiheit und Vaterland.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schofse trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mufst das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewifsheit, dafs du vom Himmel stammst.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschliefst, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

E. M. Arndt.

86. An Wolfgang im Felde.

1. Daß bald dies Blatt dich finde,
wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
die bringen es dir schon.
Die werden es zu dir tragen,
wo immer auch du weilst;
wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
du treu zur Walstatt eilst.

2. Du wollt'st im heil'gen Kampfe
mitkämpfen, Deutschlands wert;
nun stehst du im Pulverdampfe;
doch ziehst du nicht das Schwert.

Nun übst du im Gefilde,
statt mitzuhau'n im Streit,
ein Amt der Lieb und Milde,
ein Amt der Menschlichkeit.

3. Dich trieb dein Herz, das warme,
aus England trieb's dich her;
das rote Kreuz am Arme,
bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
am blut'gen Boden ruhn,
die Sterbenden, die Wunden
erquickst du freundlich nun.

4. Träufst Labung auf die Lippe,
die dürr und brennend lechzt;
legst weicher ins Gestrüppe
die Brust, die fliegend ächzt;
hörst manches letzte Flehen
im Nachtwind leis verwehn;
der Mond lugt über die Höhen,
und du wirst sterben sehn.

5. Sei stark, mein Wolf! Nicht beben!
Schwer, ernst ist deine Pflicht;
so grimm sahn Tod und Leben
dir nie noch ins Gesicht.
Im Frieden still befriedet,
blieb weich dein gutes Herz;
des Krieges Erzzeit schmiedet
und hämmert es zu Erz!

6. Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
verdien' dir deine Sporen
im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer:
lern du zu dieser Frist,
daß Wunden heilen besser,
als Wunden schlagen, ist!

7. Durch Sterbende und Tote
geh deines Weges treu!
Halt hoch das Kreuz, das rote,
ob Blut und Barbarei!

Laß Freund und Feind es scheinen
auf deinem ernsten Gang,
und fluche nur dem einen,
der uns zum Schlachten zwang!

8. Fahr wohl, fahr wohl, mein Knabe,
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe, —
mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
der Sieger — Knabe dann
fliegst du in unsre Arme,
kein Knabe mehr: ein Mann!

Ferd. Freiligrath.

87. Unter dem roten Kreuz.

Der 24. Juni 1859 war ein blutiger Tag. Bei Solferino in Oberitalien lieferte das sardinische Heer des Königs Viktor Emanuel, mit den Franzosen verbündet und unter Napoleons III. Führung, den Österreichern eine große Schlacht und schlug sie gänzlich. Die Nacht brach herein. Tausende und aber Tausende von Toten bedeckten das weite Schlachtfeld. Zehntausend und mehr Verwundete erfüllten mit ihrem Schmerzensgeschrei die Luft. Aber auch die Überlebenden waren in einer entsetzlichen Lage; ganze Bataillone waren ohne Lebensmittel, und an Wasser fehlte es überall.

Und grausiger noch ist der neue Tag mit seinem Sonnenbrande. Welche Qualen stehen die Verwundeten aus in dieser Hitze! Kein Wasser ist da, sie zu laben. Dazu der Modergeruch der Toten, die rasch verwesen; drei Tage und drei Nächte braucht man, sie alle zu begraben. Die Krankenwagen kommen nur langsam herbei, um die Verwundeten nach den nächsten Dörfern oder Städten abzuholen, wo sie verpflegt und geheilt, wo vielen von ihnen erst noch die zerschmetterten Arme und Beine abgenommen werden sollen. Ach, wie lange dauert es, bis sie alle an die Reihe kommen, wie lang und schmerzvoll ist die Fahrt auf dem Wagen für die Unglücklichen! Denn bei der Menge der Verwundeten fehlt es an Wagen, wie an Krankenwärtern. Und wenn dann auch die Unglücklichen im Lazaret anlangen, wo Lebensmittel, Wasser und Verbandzeug reichlich vorhanden sind, so müssen sie doch noch zum großen Teil verhungern, verdursten und verkommen; denn es sind nicht Hände genug da, sie zu tränken, zu speisen und zu verbinden.

Gräßlich waren diese drei Tage, die auf die Schlacht folgten. Hunderte von Menschen starben dahin unter schrecklichen Schmerzen,

nur weil ihre Wunden durch Mangel an Pflege verschlimmert, durch Hitze und Staub vergiftet wurden. Viele, in denen noch ein Fünklein des Lebens war, wurden in der Hast sogar mit den Toten verscharrt; sie wurden lebendig begraben.

Inmitten aller dieser Schrecken sah man einen jungen Mann, der umherging und die Dienste des barmherzigen Samariters übte. Es war ein Schweizer aus der Stadt Genf, und sein Name Henri Dunant*) ist jetzt überall bekannt. Die Soldaten nannten ihn den weißen Herrn, weil er wegen der Sonnenhitze ganz weiße Kleider trug. Er war auf einer Reise durch den Krieg aufgehalten worden und hatte so der Schlacht beigewohnt. Da er dieses Elend sah, ließ ihm sein Herz nicht zu, daß er weiterreiste. So ging er über das Schlachtfeld von einem Verwundeten zum andern mit einem Eimer Wasser und etwas Charpie (ausgezupfte Fäden von alter Leinwand). Er tränkte die Dürstenden und kühlte und wusch ihre Wunden. Bald fand er einige andere Reisende und nötigte sie fast, ihm zu helfen. Dann warb er Gehilfen und Wärterinnen und errichtete in einer Kirche ein Spital für 500 Mann; man wusch ihre Wunden, hüllte sie in Decken und labte sie mit Suppe. Die Frauen und Jungfrauen des Ortes fügten sich seinen Anordnungen, gingen ihm wacker zur Hand und scheuten weder Beschwerden, noch Ekel, noch Opfer.

Mehrere Wochen blieb Dunant bei dieser segensreichen Arbeit; dann kehrte er nach Genf zurück. Bescheiden und still wartete er mehrere Jahre. Dann erst schrieb er ein Büchlein, das er „ein Andenken an Solferino" nannte. Darin erzählte er, was er bei Solferino erlebt und gethan hatte; hauptsächlich aber wollte er dadurch andere anregen, dasselbe zu thun. „Wäre es nicht möglich," so fragte er, „schon in Friedenszeiten freiwillige Hilfsvereine zu gründen? Diese müßten die Verwundeten im Kriege pflegen oder pflegen lassen; sie müßten zunächst die Militärärzte auf dem Schlachtfelde unterstützen und dann die Verwundeten in den Spitälern pflegen, bis sie genesen."

Dieser Aufruf hatte großen Erfolg. Schon 1863 kamen in Genf Abgesandte aller großen Staaten von Europa zusammen und beschlossen, in jedem Staate solche Hilfsvereine zu errichten. Im deutsch-dänischen Kriege haben dieselben zuerst gewirkt, und über 150 freiwillige Krankenpfleger haben dort auf den Schlachtfeldern und in den Lazareten gearbeitet. Noch im Jahre 1864 lud die schweizerische Regierung abermals die Bevollmächtigten der anderen Staaten nach Genf ein. Zwölf Staaten schlossen dort zuerst die sogenannte Genfer Konvention (Übereinkunft), die nachmals von fast allen Staaten angenommen wurde.

---

*) Sprich: Dünang!

Diese Genfer Konvention bestimmt folgendes: Alle Feldlazarete und Militär-Spitäler, die Kranke und Verwundete enthalten, sind neutral, d. h. es darf von beiden kriegführenden Völkern auf sie nicht geschossen werden. Ebenso sind Ärzte und Wärter, die zu ihnen gehören, alle, die Verwundete transportieren, und alle Feldgeistlichen unantastbar und dürfen nicht gefangen genommen werden. Vorräte, Lebensmittel und Heilmittel, die für die Lazarete herbeigeführt werden, darf der Feind nicht wegnehmen, wie es sonst im Kriege geschieht. Auch alle Landesbewohner, die den Verwundeten zu Hilfe eilen, sollen geschont werden und frei bleiben. Jeder Verwundete, der in einem Hause aufgenommen und verpflegt wird, dient diesem Hause als Schutz, so daß dasselbe von Einquartierung und von einem Teile der Kriegssteuern frei bleibt. Verwundete oder kranke Krieger sollen aufgenommen und gepflegt werden ohne Unterschied, zu welchem Volke sie auch gehören mögen. Sind sie hergestellt, so werden sie in ihre Heimat entlassen, wenn sie nicht mehr zum Dienste tauglich sind. Wenn sie aber noch diensttauglich sind, so müssen sie bei der Entlassung versprechen, während dieses Krieges nicht mehr die Waffen zu führen. Alle Spitäler und Lazarete sollen eine deutlich erkennbare und gleichförmige Fahne haben, die ein rotes Kreuz im weißen Felde zeigt. Auch alle Ärzte, Feldgeistlichen, Wärter und Krankenträger tragen am linken Arm eine weiße Binde mit dem roten Kreuz.

Nach diesen Bestimmungen richten sich jetzt alle Völker von Europa in ihren Kriegen. Sie haben auch im französischen Kriege von 1870 und 1871 viel Segen gestiftet und viel Elend gemildert.

Allen voran rüstete sich der Johanniterorden; das ist eine Verbindung vornehmer Männer vom Adel, die Spitäler einrichten und unterhalten. Mehr als 500 solcher Herren zogen freiwillig zur Pflege der Verwundeten selbst mit aus, und 1100 Betten stellten sie in ihren Krankenhäusern für Verwundete bereit. Andere Vereine und Anstalten sandten Hunderte von Feld-Diakonen aus. Das sind teils ausgebildete Krankenpfleger, teils Studenten, junge Kaufleute, Lehrer, Handwerker u. s. w., die in Krankenhäusern rasch die Pflege von Kranken und das Verbinden von Verwundeten erlernen. Durch Pflege des Leibes, wie durch Trost der Seele erweisen sie dann den verwundeten und kranken Soldaten ohne jeden Lohn barmherzige Samariterliebe. Dazu kamen noch viele Hunderte von evangelischen Diakonissen und katholischen barmherzigen Schwestern, die vorzüglich in den Lazareten die Schwerverwundeten pflegen und bedienen sollten.

Hinter diesen Abgesandten allen aber arbeitete und sorgte für das Heer der Männer in Feindesland daheim die Schar der Frauen in Tausenden von Vereinen. Jede kleine Stadt, ja manches Dorf hatte einen Frauenverein, und die großen Städte hatten ihrer gar

viele. Da sitzen um den Tisch des Hauses neben der Mutter die Töchter vom kleinen Mädchen bis zur Jungfrau und zupfen alte Leinwand zu Charpie, die man auf die Wunden legt. Die Frauen schneiden Verbandtücher und Binden zurecht, oder sie stricken und nähen für die Soldaten. Große Vorratshäuser sind kaum imstande, die eingehenden Liebesgaben zu bergen. Vom Morgen bis zum Abend sind hier treue Frauenhände thätig, die geschenkten Wäschstücke zu zählen und zu ordnen. Andere arbeiten an Nähmaschinen, um Armbinden mit dem roten Kreuz, Hemden u. s. w. zu nähen. Noch andere nehmen die Postpakete an, die von auswärts eingehen, sortieren, ordnen, packen und liefern sie ab. Aber nicht allein Leinenzeug und Wollsachen auf den Leib, sondern auch was in den Leib gehört, Eßwaren aller Art und Erfrischungen, Getränke, Tabak und Zigarren, Kaffee und Wein werden geschenkt, gekauft und zusammengebracht. In zahllosen Wagenladungen führen sie die Eisenbahnen als Liebesgaben neben der ordentlichen Verpflegung dem Heere nach. Und während die Reichen ihre Börsen öffnen und die Müßigen ihre Zeit und ihr Vergnügen opfern, fehlt es auch nicht an Ärmsten und Armen, die oft in rührender Weise etwas beisteuern wollen. Ihre Namen nennt kein Verzeichnis der Wohlthäter in der Zeitung; aber vor dem Auge, das in das Verborgene siehet, werden alle diese Gaben offenbar, und vor ihm ist der Pfennig des Armen so viel wert, wie das Goldstück des Reichen. So ruft der schreckliche, blutige, mörderische Krieg, der soviel Unheil und Thränen ins Land bringt, doch daneben auch viel Liebe und Opfermut in den Menschenherzen wach. Denn hinter dem bewaffneten Heere der Männer wirkt und schafft das stille, verborgene Heer in der Heimat, um die Wunden zu heilen, die jenes schlagen muß.

Nach R. König.

Geographisches.

88. Bayerland, mein Heimatland.

1. O Bayerland, mein Heimatland,
ich grüße dich mit Mund und Hand!
Du Land mit deinen goldnen Auen,
an Früchten reich und reich an Wein,
wie bist du herrlich anzuschauen!
Vom Watzmann bis zur Pfalz am Rhein,
vom Säuling bis zum Saalestrand,
wie bist du schön, mein Vaterland!

2. Auch deine Farben, treu und wert,
sie sind im ganzen Reich geehrt:
dein Weiß so hell wie Schwanenflügel,
wie Alpenschnee im Sonnenschein,
dein Blau wie deiner Donau Spiegel
und wie die Ätherglocke rein;
so weht es hoch, so glänzt es klar,
dies ruhmgekrönte Farbenpaar.

3. Dem Fürsten Heil, mein Bayerland,
der als das schönste Herrscherpfand
den Weg zu jedem Herzen findet,
wie jedes ihm entgegenschlägt,
der Freiheit mit Gesetz verbindet
und hoch das Löwenbanner trägt,
wie es in kühnem Siegesflug
der erste Wittelsbacher trug.

4. Du bayrisch Volk mit Kraft und Mut,
bewahr die deutsche Sitte gut!
Aus Deutschland sprießt dein Völkersegen,
in Deutschland ruht dein Heil und Hort,
ihm schließ dich an auf allen Wegen!
Und so, mein Bayern, blühe fort
in stillem Glück und stiller Pracht,
du Deutschlands treue Alpenwacht!

Leonh. Wohlmuth.

89. Der Bergbau, die Kohlen-, Torf- und Salzgewinnung Deutschlands, insbesondere Bayerns.

Zu den wichtigsten Quellen des Nationalwohlstandes gehören die Produkte aus dem Mineralreiche, namentlich jene, welche wie die Metalle, die Kohlen und das Salz einen entschiedenen Einfluß auf die gewerbliche Industrie haben und unentbehrliche Bedürfnisse der Menschen ausmachen.

Unter den Großstaaten sind, was sorgfältige Benutzung der Lagerstätten und die Menge der gewonnenen Erzeugnisse anlangt, das britische und das deutsche Reich ausgezeichnet, ja Deutschland gilt noch bis auf den heutigen Tag als die Schule für den Bergbau, die ihre Zöglinge über die ganze Welt aussendet. Berg- und Hüttenbau blühen gegenwärtig noch vor allem im Harz, in Schlesien, Sachsen, Thüringen, Westfalen, der Rheinprovinz und in Elsaß-Lothringen. Die edlen Metalle, Gold und Silber, sowie

daneben Blei und Kupfer treten freilich weit gegen früher zurück; aber Steinkohlen, Eisen und Zink spielen dafür eine um so wichtigere Rolle. Die ganze jährliche Goldausbeute Deutschlands beträgt ungefähr 380 kg. Wichtiger ist die Silbergewinnung, in welcher Deutschland alle europäischen Staaten übertrifft. Hauptfundorte sind der Harz, das Erzgebirge und das mansfeldische Kupferschiefergebirge. Die Jahresausbeute dieses Metalls betrug im deutschen Reiche schon 187 000 kg. An Rohkupfer erzeugt gegenwärtig ebenfalls Deutschland unter allen europäischen Staaten die größte Menge. Die meisten Kupfererze werden im Mansfeldischen, im Bezirke Arnsberg und auf dem Harz zu Tage gefördert, in welchen Gebieten auch die bedeutendsten Kupferhütten bestehen. Die Jahresproduktion beträgt im deutschen Reich ungefähr 14 800 000 kg. In der Produktion von Bleierzen überragen Spanien und Deutschland bei weitem alle andern europäischen Staaten. Diese Erze findet man in großen Massen in der Rheinprovinz, in den Regierungsbezirken Oppeln, Wiesbaden, Hildesheim und Arnsberg, im Harz, in Sachsen, in geringerer Menge auch in der Oberpfalz, in Lothringen und in dem Regierungsbezirk Minden. Die jährliche Produktion beläuft sich im deutschen Reiche auf 91 000 000 kg. Besonders wichtig ist in Deutschland die Zinkgewinnung; hierin überragt es alle andern Staaten Europas. Zinkerze und Blockzink werden in den Regierungsbezirken Oppeln, Arnsberg, Aachen, Köln, Düsseldorf, Wiesbaden und Hildesheim gewonnen. Preußen liefert die Hälfte alles für die Messingbereitung nötigen Zinkes; daher bildet dieses einen wichtigen Exportartikel. In der Gewinnung des Zinns wird Deutschland nur von Großbritannien übertroffen; im sächsischen Erzgebirge werden allein gegen 1 060 000 kg. gewonnen. Der Eisenbergbau nebst dem Hüttenbetriebe hat in Deutschland in den letzten 30 Jahren sowohl hinsichtlich der Vermehrung der Produktionsmassen (jährlich 3 Millionen Tonnen), als auch in betreff der Qualität des Erzeugnisses ganz außerordentliche Fortschritte gemacht; es nimmt in der Gewinnung dieses so wichtigen Metalles unter allen Staaten des Festlandes die erste Stelle ein. Große Eisenlager befinden sich in der Rheinprovinz, in Westfalen, Schlesien, Hessen-Nassau, dann bei Hildesheim, Osnabrück, Erfurt und Magdeburg. Besonders merkenswert ist der westfälische Kreis Siegen, woselbst ein vorzügliches Rohstahleisen aus den dortigen Spateisensteinen hergestellt wird. Nächst den genannten Bezirken ist Lothringen das Hauptgebiet für die deutsche Eisengewinnung. Bayern hat in der Oberpfalz (Maximilianshütte, das größte Eisenwerk Süddeutschlands,) die meisten Minen und Hütten. Wismut, Kobalt und Nickel finden sich vorzugsweise in Sachsen; Antimon kommt aus Thüringen; Quecksilber wird nur in ge-

ringer Menge in Westfalen und bei Wolfstein in der Rheinpfalz gefunden. Mangan (Braunstein) kommt hauptsächlich bei Wiesbaden, Koblenz und in Sachsen-Koburg-Gotha vor; Vitriol und Alaunerz findet man bei Merseburg, im Elsaß und in Niederbayern, Arsenikerze in Sachsen und Preußen und Kalisalze bei Staßfurt und zu Leopoldshall in Anhalt. Graphit wird im deutschen Reiche einzig und allein in Niederbayern und zwar bei Passau in den Gemeinden Germersdorf und Oberötzdorf und bei Oberzell gegraben.

Von höchster Bedeutung für die gewerbliche Entwickelung in der Neuzeit sind aber die Steinkohlen geworden. Deutschland besitzt 7 große Ablagerungen von diesem brennbaren Mineral; hiervon treffen 5 auf Preußen und 2 auf Sachsen. Das größte aller Lager, nicht allein in Deutschland, sondern auf dem europäischen Festlande überhaupt, ist das in Oberschlesien, das zweite in Niederschlesien. Das drittgrößte Steinkohlenlager liegt an der Ruhr in Westfalen und der Rheinprovinz; innerhalb dieses Kohlenlagers haben sich die Orte Dortmund, Hörde, Bochum, Witten, Essen u. s. w. zu großartigen Fabrikplätzen herausgebildet, von denen einige einen Weltruf haben.

Die andern 2 preußischen Kohlenlager sind bei Aachen und an der Saar zwischen Neunkirchen und Saarbrücken; letzteres Lager, von welchem kleinere Teile nach Rheinbayern und Lothringen hinüberreichen, ist für das südwestliche Deutschland von größter Wichtigkeit. Von den beiden Kohlenbecken Sachsens liegt das eine unweit Dresden, das andere wichtigere bei Zwickau und Chemnitz. In Bayern finden sich Steinkohlen in Oberfranken bei Stockheim und in der Rheinpfalz bei St. Ingbert, Mittelbexbach und Wolfstein; Alpenpechkohlen gibt es bei Miesbach und Penzberg und am Peißenberg. Die Ablagerungsstätten der Braunkohle sind viel ausgedehnter als die der Steinkohle. Am meisten produzieren die Regierungsbezirke Merseburg, Magdeburg und Frankfurt a. d. O., ferner Anhalt, Sachsen-Altenburg, die sächsische Lausitz und Braunschweig. In Bayern werden Braunkohlen in der Oberpfalz bei Burglengenfeld und Amberg, in Niederbayern bei Abbach, in Unterfranken bei Bischofsheim und in der Rheinpfalz bei Dürkheim gewonnen.

Weite Strecken der norddeutschen Ebene und der süddeutschen Hochebene sind mit Torfablagerungen bedeckt. Besonders reich an Torf ist Oberbayern. An die Kohlen schließen sich das Erdöl und der Asphalt an. Die Erdölquellen im Elsaß liefern jährlich gegen 80000 Ztr. Öl. Asphalt kann man aus dem Elsaß, von Braunschweig, Hannover und Niederbayern beziehen. Nicht minder wichtig ist die erdige Braunkohle in der Provinz

Sachsen, welche zur Erzeugung trefflicher Beleuchtungsstoffe, nämlich des Paraffins, Solaröls und Photogens verwendet wird.

Auch in der Gewinnung von Salz nimmt das deutsche Reich eine hervorragende Stellung andern Ländern gegenüber ein. Die an Salz reichste Landschaft in Deutschland ist die Provinz Sachsen mit Anhalt; die großartigsten Steinsalzwerke sind zu Staßfurt und Leopoldshall; Schönebeck an der Elbe hat die größte Saline des Reiches; Salinen gibt es auch in der Provinz Hannover, in Thüringen, Württemberg und Elsaß-Lothringen. Die bayerischen Salzproduktionsorte sind Berchtesgaden, Reichenhall, Rosenheim, Traunstein und Kissingen. Nach Reidelbach.

90. Deutschlands wichtigste Industrien

mit besonderer Berücksichtigung Bayerns.

Das deutsche Gewerbe hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts zur Großindustrie entwickelt und nahm besonders im letzten Vierteljahrhundert einen großartigen Aufschwung. Das Deutsche Reich steht nun den großen Industriestaaten England, Frankreich und Nordamerika ebenbürtig zur Seite. Die einheimische Industrie versorgt nicht nur die deutschen Staaten mit ihren Erzeugnissen, sondern bringt auch bedeutende Massen von Waren zur Ausfuhr.

Am höchsten sind die Gewebe- (Textil-) und Metallindustrie in ihren Hunderten von Zweigen entwickelt. Durch das Kunstgewerbe ist dem wegen der Fabrikarbeit hart bedrängten Handwerk ein neues Gebiet erschlossen worden. Die Papierfabrikation, die Herstellung von Thonwaren, die Spielwarenindustrie, die Holzschnitzerei und Klavierfabrikation sind deutsche Spezialitäten von Weltruf.

Der wichtigste Träger der heutigen Großindustrie ist die Maschine, welche in allen Zweigen des Gewerbes den Handbetrieb verdrängt, die Arbeitsteilung und Massenherstellung herbeigeführt und die Güte der Arbeit gefördert hat.

Große Industriebezirke haben sich besonders da entwickelt, wo der Boden die zur Speisung der Maschinen notwendigen Kohlenschätze birgt und die nötigen Rohstoffe an Ort und Stelle gewonnen oder doch leicht beschafft werden können. Unter den Rohstoffen ist heutzutage das Eisen der wichtigste Hebel der Großindustrie.

Die größten Steinkohlenmulden in Deutschland sind das rheinisch-westfälische, das oberschlesische und niederschlesische, das Zwickauer und Plauensche, sowie das Saar-Becken. In diesen Gegenden ist daher auch die Großindustrie heimisch.

Zur Entwicklung der deutschen Großindustrie hat der Eisenbahnverkehr sehr erheblich beigetragen, indem dadurch schnell und verhältnismäßig billig die verschiedensten Rohprodukte in die großen Industrieorte geliefert werden konnten.

Sehr bedeutsam hat auch die nationale Einigung Deutschlands auf die günstige Entwicklung der deutschen Industrie gewirkt. Durch Handelsverträge, durch Erwerbung von Handelskolonien, durch Gründung von Ausfuhrvereinen und durch die vom Reiche unterstützten Dampferlinien nach Ostasien, Afrika und Australien will man der deutschen Industrie neue Absatzgebiete erschließen und sichern.

Von den einzelnen Zweigen der Gewerbeindustrie heben wir vor allem die Wollenindustrie hervor. Deutschland wird in dieser nur von Großbritannien und Frankreich übertroffen. Die größten Wollgarnspinnereien haben ihren Sitz in Kottbus, Luckenwalde, Mülhausen im Elsaß, Kaiserslautern in der Rheinpfalz und Deggendorf in Niederbayern. Lodenstoffe macht man in München, Memmingen und Regensburg, wollene Decken und Flanell in Memmingen, München und Neumarkt in der Oberpfalz. In der Tuchfabrikation ragen die Bezirke Aachen, Düsseldorf, Frankfurt a. O., Kottbus, Zwickau, dann die bayerischen Orte Lambrecht in der Rheinpfalz, Tirschenreuth in Oberfranken und Amorbach in Unterfranken hervor.

In der Leinenindustrie nimmt Deutschland die erste Stelle ein. Die Hauptsitze derselben sind die schlesische Gebirgsgegend (Hirschberg), die Gegend von Bielefeld, ferner Zittau und Hildesheim, dann Edenkoben in der Rheinpfalz und Raſtbühl bei Passau. Segeltuch fertigt man in Stettin und Danzig; Seilereiwaren liefern Danzig, Stettin, Hamburg, Immenstadt und Kempten.

Die Baumwollenindustrie wird nur von der Großbritanniens und Nordamerikas übertroffen. Der Wert der eingeführten Baumwolle betrug 1888 etwa 280 Millionen Mark. Die Hauptsitze der deutschen Baumwollenindustrie finden sich in Chemnitz, Annaberg, Zwickau, Mülhausen im Elsaß, Gladbach, Elberfeld, Barmen, Breslau, Hannover, im Donaukreis (Württemberg), ferner in den bayerischen Städten Augsburg, Speyer, Kaiserslautern, Oggersheim (Rheinpfalz), Fürth, Forchheim und Wunsiedel.

Die Seidenindustrie wird in Europa nur von derjenigen Frankreichs übertroffen; sie ist besonders im Rheinland und in Westfalen zu Hause. Die Juteweberei verbreitete sich von Indien nach Großbritannien und von hier nach Deutschland.

In der Metallindustrie steht die Eisenindustrie oben an. Durch verschiedene Erfindungen hat sich die Stahlfabri-

kation ganz besonders gehoben, und der Solinger Stahl weiß sich auf dem Weltmarkte bereits den Stahlwaren von Sheffield gegenüber mit Erfolg zu behaupten. Großartiges wird im rheinisch-westfälischen Fabrikbezirk geleistet. Die Städte Remscheid, Hagen, Iserlohn und Altona ragen besonders hervor. Geschützgießereien findet man in Essen, Gewehrfabrikation in Suhl, Erfurt, Spandau und Amberg, Nähnadelfabriken in Schwabach, im Aachener und Arnsberger Bezirk, Drahtfabriken in Nürnberg. Blechspielwaren fertigt man hauptsächlich in Nürnberg und Fürth, emaillierte Blechwaren in Amberg. Im Maschinenbau leisten Hervorragendes Berlin, Essen, Köln (Deutz), Chemnitz, München, Nürnberg, Augsburg, Fürth, Oberzell am Main, Zweibrücken, Frankenthal, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Landshut und Passau und im Schiffbau Stettin. In der Elektrotechnik haben sich Nürnberg und Berlin einen Weltruf erworben. Mit der Edelmetallindustrie befassen sich besonders Pforzheim, Berlin, Stuttgart, Hanau und München.

Die chemische Industrie, welche sich mit der Herstellung von Arznei-, Farb-, Zünd- und Düngstoffen, mit Öl-, Licht-, Seifen-, Soda- und Schwefelsäurefabrikation befaßt, hat sich derartig aufgeschwungen, daß sie mit derjenigen Englands, Frankreichs und Nordamerikas in der Welt obenan steht. Berühmt durch Herstellung von Teerstoffen, besonders von Anilin und Alizarin, auch von Soda ist Ludwigshafen am Rhein; Farbwaren liefern ferner Nürnberg, Schweinfurt und Ludwigshafen. Durch Herstellung von Arzneiwaren ist Höchst bei Frankfurt a. M. und durch Herstellung von Düngstoffen besonders Heufeld in Oberbayern berühmt. Durch Seifenfabrikation zeichnen sich aus Schwabach, Schweinfurt, Nürnberg, Karlsruhe und Frankfurt a. M. Wachswarenfabriken sind in München, Regensburg und Vilsbiburg in Niederbayern. Zu der chemischen Industrie rechnet man auch die Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln. In der Zuckerfabrikation nimmt Deutschland die erste Stelle ein; bedeutende Zuckerfabriken gibt es in Magdeburg, Erfurt, Halle an der Saale, Frankenthal, Ludwigshafen und Schweinfurt. Viel Bier braut man in München, Nürnberg, Fürth, Erlangen und Kulmbach.

In der Spiritusfabrikation wird Deutschland nur von Rußland übertroffen. — Lebkuchen liefert Nürnberg. Käse versendet Immenstadt und Kempten.

Eine hervorragende Stelle nimmt unser Vaterland in der Holzwarenindustrie ein; großartig ist dieselbe im bayerischen Wald, im Rhöngebirge und in den Alpen. In vielen Städten steht die Kunsttischlerei in großer Blüte. Berühmt durch

Holz- und Bildschnitzerei sind die Orte Oberammergau, Partenkirchen und Berchtesgaden und durch Herstellung von Holzspielwaren Nürnberg und Sonneberg. Vorzügliche Holzmusikinstrumente fertigt man in Mittenwald und in Markneukirchen im Königreich Sachsen. Durch Korbwarenfabrikation zeichnen sich die Orte Michelau und Lichtenfels in Oberfranken aus.

Viele Orgeln werden in Öttingen (in Schwaben) gebaut. Die deutsche Klavierfabrikation ist weltberühmt; sie blüht in Berlin, Leipzig, Stuttgart, Bayreuth, München und Würzburg.

Auch in der Lederindustrie hat Deutschland einen recht schwunghaften Betrieb, besonders in Danzig, Stettin, Schweinfurt, München, Nürnberg und im Regierungsbezirk Niederbayern. Durch Fabrikation von Schuhwaren zeichnen sich aus Pirmasens, München und Nürnberg; in Erlangen fabriziert man viele Handschuhe.

Nicht minder groß ist die Papierfabrikation und Papierindustrie; bayerische Papierfabriken gibt es in Augsburg, Neustadt a. d. H., Dachau bei München und Elsenthal in Niederbayern. Buntpapier wird in Aschaffenburg und Nürnberg hergestellt.

Von großer Bedeutung ist auch die Glasindustrie; herrliches Krystallglas stellt man im bayerischen Wald, Spiegel und optische Gläser in Fürth, Glasperlen in Bischofsgrün in Oberfranken her. In der Glasmalerei leisten Berlin, München, Regensburg, Speyer und Nürnberg Hervorragendes.

Die Bleistiftfabrikation steht in Nürnberg und Umgegend in hoher Blüte; ebenso die Reißzeugfabrikation.

L. Sch., zum Teil nach Tromnau.

91. Gewerbliches Leben im Rheinland und in Westfalen.

1. Nördlich und östlich von Düsseldorf kommt man in ein Gebiet, welches so recht eine Heimat industrieller Arbeit geworden ist. Tausende von rauchenden Schlöten starren hier zum Himmel empor; riesige Dampfhämmer fallen mit höllischem Getöse auf die zu schmiedenden Eisenmassen herab; überall schnauben in den Fabriken die Dampfmaschinen; überall trifft das surrende Geräusch der Webereien und Spinnereien das Ohr, und die Feuerflammen der Schmelzöfen leuchten in die Nacht hinaus. So herrscht in den Thälern der Lenne, Ruhr und Wupper das emsigste Leben. Alles dreht sich hier um die Arbeit, um die Herstellung von Industrieartikeln, die nach allen Gegenden der Erde versandt werden. Das Land liefert, besonders im Siegenschen Kreise, trefflichen Eisenstein, welcher der

Herstellung von Schuß- und Hiebwaffen, Eisenbahnschienen, Scheren, Messern, Sensen und Sicheln dient. Viel tausend fleißige Hände sind beschäftigt mit der Verarbeitung der Baumwolle und Seide und stellen daraus vielbegehrte Gewebe her. Und dabei fehlt es nicht an jenem wichtigen Brennmaterial, ohne welches an eine Errichtung von Fabriken nicht gedacht werden kann; denn der ganze Landstrich zwischen Ruhr und Lippe ist erfüllt von Kohlenlagern, wie sie ganz Deutschland nicht zum zweitenmale in solcher Größe aufzuweisen hat. Die bedeutenden Industrien haben einen lebhaften Verkehr hervorgerufen; darum durchziehen überall Eisenbahnen das Land, oft nebeneinander hinlaufend, noch öfter sich schneidend und wichtige Verkehrs-Knotenpunkte bildend. Links vom Rhein verdient Krefeld als wichtiges Industriegebiet unsere Aufmerksamkeit. Mit dem Besuche desselben beginnen wir unsere Wanderung, welche dann in die Nebenthäler der rechten Rheinseite führen soll.

2. Krefeld stellt mit seiner Umgegend einen großen Weberbezirk dar, in welchem sich alles mit der Herstellung von Seide, Sammt und Plüsch befaßt. Gegen 150 Fabrikanten widmen sich diesem Industriezweige und beschäftigen mehr als 30000 Stühle. Der Stadt selbst merkt man es kaum an, daß sie ein Mittelpunkt einer wichtigen Industrie ist. Da die Hausindustrie hier noch nicht durch Maschinenarbeit verdrängt ist, so gibt es in Krefeld keine eigentlichen Arbeiterviertel, und nur in einzelnen Straßen vernimmt man das Geklapper des Webstuhls und das Schnurren beim Aufwinden und Spulen. Die Begründung seiner Industrie verdankt Krefeld eingewanderten Mennoniten, die zuerst die Leinenfabrikation hier heimisch machten. Dieser letzteren folgte die Seiden- und Sammtindustrie, welche vor 200 Jahren durch die Familie von der Leyen eingeführt wurde. Weberei, Färberei und Appretur bilden die drei Hauptteile der Seidenfabrikation. Den Handel mit Rohseide vermitteln besondere Agenten, die ihr Material vorher auf seine Zusammensetzung und Haltbarkeit prüfen lassen. Mehrere hier bestehende chemische Fabriken stellen die nötigen Farben her, unter denen besonders Anilinfarben eine Rolle spielen. Vom Webstuhl weg werden die Fabrikate nicht verkauft, sondern sie müssen den Prozeß der Appretur durchmachen, wobei man denselben, indem man sie schert, dämpft, preßt und sonstwie veredelt, ein möglichst schönes Ansehen zu geben sucht. Für die Hebung dieser Industrie hat man nichts versäumt. Talentvolle junge Kaufleute und geschickte Färber wurden nach Lyon, Zürich und Basel geschickt, um sich in ihrem Fache weiter zu vervollkommnen. Die Errichtung einer höheren Webschule ließ nicht auf sich warten. So kam es, daß Krefeld bald mit Lyon und Zürich zu wetteifern

vermochte und sich besonders in Nordamerika und England einen bedeutenden Markt eroberte.

3. Im Thalkessel der Wupper dehnt sich, ein fast unübersehbares Häusermeer bildend, die Doppelstadt Elberfeld=Barmen aus. Volle zwei Stunden braucht ein rüstiger Fußgänger, um vom östlichen Ende Barmens bis zum westlichen Punkte Elberfelds zu gelangen. Überall vernimmt er das Klappern der Webstühle; fortwährend eilen die überfüllten Wagen der Pferdebahn, brausen Eisenbahnzüge an ihm vorüber. Zu Vergnügungen hat hier niemand Zeit; alles lebt dem Geschäft. Neben wollenen Stoffen aller Art werden hier vorzugsweise Gewebe aus Zanella verfertigt. Die Herstellung von Bändern, Litzen und Stoffknöpfen bildet den Hauptteil der Barmer Industrie. Die Färberei steht in hoher Blüte. Wenig aber färbt man jetzt noch mit Krapp, weil er durch Alizarin und Anilin verdrängt worden ist. Die Türkischrot=Färberei ist von hoher Bedeutung; sie benützt eine dunkelrote Farbe, die weder durch Waschen, noch durch Bleichen verschießt. Die größte der Fabriken befaßt sich mit dem Färben und Bedrucken von Kattunen und liefert ein Fabrikat, wie es schöner selbst in Mülhausen im Elsaß nicht hergestellt werden kann.

4. Herrscht in Elberfeld und Barmen die Baumwolle, so führt in Remscheid und Solingen das Eisen das Regiment. Solinger Schwerter waren schon vor 500 Jahren berühmt. Neben Schwertern fertigte man Messer, denen sich später Scheren und in neuerer Zeit Stiefeleisen, Stahlbügel für Geldtäschchen u. s. w. hinzugesellten. Remscheid ist der Mittelpunkt für die Fabrikation von allerlei Werkzeugen (Feilen, Sägen, Meißeln, Bohrern), von Schlittschuhen, Schlössern u. dgl. Die Gegend mit ihren Wiesengründen, ihrem Gehölz, ihren Höhen und Thälern mit rauschenden Bächen ist nicht ohne Anmut. Die zerstreut liegenden, mit blauem Schiefer bekleideten Häuser mit ihren grünen Fensterläden machen einen überaus freundlichen Eindruck, und die Sauberkeit in ihrem Innern gemahnt an holländisches Wesen.

Ein Solinger Schwert wandert durch viele Hände, ehe es in das Lager des Kaufmanns gelangt. Damit es seine Form, seine Elasticität und Härte, seine Schärfe, sein blankes Aussehen, sowie Griff und Gefäß bekommt, ist es der Bearbeitung durch den Schwertschmied, Härteschmied, Schleifer, Griff= und Gefäßmacher unterworfen, während der Schwertfeger zuletzt noch die Scheide herstellt. Prachtklingen sind seit Jahrhunderten hier gefertigt worden, und im Kaukasus soll es noch heute Solinger Klingen geben, die als Familienkleinode hochgeschätzt werden und sich von Geschlecht auf Geschlecht erben. Die schwierigste Arbeit haben ohne Zweifel die Schleifer. In ihren Schleifkotten (alten, halb=

verfallenen, in tiefer Schlucht gelegenen Hütten) bewirken sie das Schleifen auf nassem oder trockenem Steine, so daß sie entweder von der Nässe und Feuchtigkeit oder vom Schleifstaube entsetzlich zu leiden haben. Von großer Wichtigkeit ist die Fabrikation von Scheren, die in bedeutender Anzahl nach England gehen, wo sie als englisches Fabrikat verkauft werden. Wie bei Herstellung der Schwerter, so herrscht auch bei derjenigen der Messer Arbeitsteilung. Das ist jedoch in Remscheid nicht der Fall. Hier wird jedes Fabrikat in der Werkstatt eines Meisters vollendet, der, weil er nicht von den Arbeitern abhängt, sich ansiedelt, wo er will. So schlägt der Schmiedmeister am liebsten auf den Höhen seine Wohnung auf, in deren Erdgeschoß sich die Werkstatt befindet, während die Wohn- und Schlafräume im oberen Stock liegen.

5. Ein Hauptknotenpunkt der vielverschlungenen Bahnen Westfalens ist Hagen. Zahlreiche Fabrikanlagen sind hier mit der Gewinnung und weiteren Verarbeitung von Eisen beschäftigt. Überall stößt man auf Hütten- und Puddelwerke, welche Eisen, Blech und Stahl jeder Art anfertigen, auf Eisenwarenfabriken, welche Nadeln, Messer, Sensen, Hämmer, Ambosse herstellen und nach allen Teilen der Erde versenden. Kein Ort jener Industriegegend aber ist in der Welt so bekannt wie Essen, der Mittelpunkt der Fabriken des Ruhrthals. Hier qualmen zahllose Schornsteine, und die ganze Atmosphäre ist mit rußigem Dampf erfüllt, der in schwarzen Säulen zum Himmel emporsteigt. Sehen wir aber erst die Menge riesiger Gebäude der Kruppschen Gußstahlfabrik, die eine Maschinenstadt für sich bildet, dann wähnen wir uns nach einer der unterirdischen Werkstätten des Vulkan versetzt. Hier entstehen die mörderischen Geschosse, mit denen sich alle Staaten Europas, wie auch die anderer Erdteile auszurüsten pflegen. Unter ihnen erregte große Bewunderung jene Riesenkanone mit dem 10 Meter langen Laufe, die mit Geschossen von 800 kg Gewicht die Werke des Feindes sicher zerstört. Doch dient die Fabrik auch den Werken des Friedens und stellt außer Eisenbahnschienen auch Achsen, Radreifen, Kesselbleche und Walzen her. Die Kruppschen Werke nehmen einen Flächenraum von 400 ha ein und beschäftigen ein Arbeiterheer von mehr als 20000 Mann. In gewaltigen Öfen, die den verschiedensten Zwecken dienen, loht die Glut, und über 400 Dampfmaschinen sind im Dienste der Fabrik thätig. Riesige Dampfhämmer arbeiten mit solcher Kraft, daß jeder Schlag eine Erderschütterung bewirkt und ein Getöse verursacht, welches dem Schuß einer Kanone gleichkommt. Das Werk verbraucht für seine unersättlichen Feuerräume täglich fast 3 Millionen kg Steinkohlen und beleuchtet seine Arbeitsräume und Säle — die Straßenlaternen ungerechnet — durch mehr als 20000 Flammen. Nach

allen Richtungen laufende Schienengeleise vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Werkstätten, die außerdem durch Telegraphen- und Telephonleitungen miteinander verbunden sind. Eine Straße durchschneidet das Fabrikgebiet und teilt es in eine nördliche und südliche Hälfte. Für die Versuche mit den auf dem Werke hergestellten Kanonen besitzt Krupp zwei Schießplätze, von denen der größere 17 km lang ist. Nach Mover.

92. Das kunst- und gewerbereiche Nürnberg.

Es war ein köstlicher Juliabend, da stand ich hoch oben auf dem freien Platz der Nürnberger Burg, die „Freiung“ genannt. Über mir hing der Mond in lichtem Gewölk. Sein matter Schein beleuchtete geisterhaft den dunkeln Bau der alten Reichsfeste. Während zur Seite der Burgturm stolz in den Himmel ragte, streckte eine alte mächtige Linde ehrfurchtgebietend ihre grünbelaubten Arme weit über mich hin. Schon im dreißigjährigen Kriege war diese Linde ein uralter Baum, Gustav Adolf ruhte unter ihr; der Schatten ihrer Blätter spielte um das Haupt Karls IV. und einer Reihe von früheren Kaisern, wenn sie auf dieser Burg verweilten. Die Geschichte schweigt, die geschwätzigen alten Chroniken verstummen, wenn das heilige Laub dieser Linde zu säuseln beginnt. — Zwanzig Menschengeschlechter versanken um den Stamm dieser Linde, und da stand ich nun, aus weiter Ferne hergekommen, unter derselben Laubkrone und schaute stumm und tief bewegt hinab auf die alte, ehrwürdige Stadt, die unter mir im Glanz des stillen Sternenhimmels ausgebreitet lag. Es reihte sich Dach an Dach, Straße an Straße, und aus der umfangreichen Häusermasse stiegen die Türme von St. Sebaldus und St. Lorenz zu mir herauf, wie ernste Mahner an der Zeiten Wechsel. Jahrhunderte sind vergangen, tausend berühmte Geschlechter ausgestorben; aber dies biedere, ehrenwerte, reichsbürgerliche Nürnberg ist geblieben, wie es war zu Hans Sachsens und Rosenblüts Zeiten, das schönste Juwel des deutschen Mittelalters, die zweite Heimat deutscher Kunst, wo selber das Handwerk zur Kunst geworden war. Im Mittelpunkte des deutschen Landes gelegen, kann man es wohl vorzugsweise eine deutsche Stadt, das Musterbild einer deutschen Reichsstadt nennen. Die Lage von Nürnberg ist öde; es liegt in einer sandigen, doch wohlkultivierten Ebene, in der Ferne von Föhrenwaldungen umgeben, zu beiden Seiten der Pegnitz. Keine Gegend des südlichen Deutschlands erinnert so sehr an die norddeutschen Ebenen; aber um so imposanter macht sich die Stadt selbst mit den Umrissen ihrer Feste, mit ihren stattlichen Kirchenspitzen, Warttürmen, Thoren, Ringmauern und Bastionen und mit

ihren uralten Häusern. Wie ein zu Stein gewordenes Bild des Mittelalters selbst tritt sie uns entgegen, während das nahe Fürth mit seinen hohen Dampfschornsteinen und modernen Häusern den schneidendsten Gegensatz dazu liefert, als Repräsentant der Neuzeit. — Mit hunderttausend festen Quadern haben die alten Nürnberger ihre Schätze des Friedens vor den ewig unruhigen Markgrafen von Ansbach ummauert. Wallenstein wagte die Schweden hinter den Mauern und Schanzen dieser Stadt nicht anzugreifen. Aber durch die Wälle, welche einst in jenen heißen Tagen Nürnbergs Bürger unter Gustav Adolfs Leitung aufgeworfen, haben die unwiderstehlichen Kräfte der neuesten Zeit bereits die Bresche gebrochen: die alten Schwedenschanzen um die Stadt sind völlig verschwunden und haben sich aus sandigen Dünen in freundliche Anlagen verwandelt. Seine alten Mauern sahen zuerst den wunderbaren Wagen, der auf eisernen Linien rollt und von Dampf getrieben wird. Vor einer der Vorstädte zieht sich der Donau-Mainkanal dahin; die Landstraße führt dicht am Hafen vorüber. Rechts drüben erhebt sich ein waldiger Hügel mit einem neuen Turme, im altertümlichen Stile erbaut; es ist „die alte Feste“, wo sich einst Wallenstein im Angesichte Nürnbergs dem Schwedenkönig gegenüber lagerte. Vergebens war der Schweden Bemühen, ihn aus den Verschanzungen zu treiben. Jetzt ist der Platz dem Vergnügen gewidmet, da dort eine Restauration den Sammelplatz schönen Welt Fürths und Nürnbergs bildet.

Betritt man die Stadt und sieht die engen, oft krummen und kurzen, jedoch nie einförmigen Straßen, die hohen, vielstöckigen, mit gotischen Altanen verzierten Häuser, die gezackten Giebel und überhängenden Erker, — die steinernen Brücken, darunter eine aus einem Bogen gespannt, an Venedigs Ponte-Rialto erinnernd, — das altertümliche Rathaus mit seinen Galerien, Treppen und Prachtsälen, in denen die gestrengen Senatoren wandelten, um deren Freundschaft Könige buhlten, — die Sebalduskirche mit dem Grabmal des heil. Sebaldus von Peter Vischer und die St. Lorenzkirche mit den zwei schlanken, luftigen Türmen und dem berühmten Sakramenthäuschen von Adam Krafft, Kunstwerke, die sich mit nichts der Art vergleichen lassen, — endlich die majestätische Burg mit ihrem Luginsland, — man müßte kein fühlendes Herz im Busen tragen und blind sein für Baukunst, wenn man sich hier nicht dem Mittelpunkt architektonisch-malerischer Schönheit nahe fühlte und vor allen jüngeren Städten Deutschlands dieser ältesten und altertümlichsten den Preis gäbe. Und man kann in Nürnberg keinen Schritt thun, ohne daß der Geist der Vergangenheit einem ein lautes „Halt“ entgegenruft. Stößt man in dieser wunderbaren Stadt nicht überall auf Marksteine erhabener Erinnerungen? In

dieser engen Gasse, aus diesem unscheinbaren Hause tönte einst Hans Sachsens Lied; in jenem Giebelpalaste wohnte Pirkheimer, der unsterbliche Freund der Künste und Albrecht Dürers, dessen Wohnhaus jenes alte, übereinandergeschobene Eckhaus auf dem emporsteigenden Platze ist, der nach der Burg führt. Und auf dem Dürerplatz tritt uns der Meister selbst entgegen, aus Erz gegossen. Aus seinem Antlitz schaut ein ernster, freier Sinn; ein männlicher Bart umgibt das ovale Kinn; reiche Locken schmiegen sich in weichen Ringeln um das schöne Haupt; die linke Hand faßt das pelzverbrämte Festkleid unter der Brust zusammen, während in der gesenkten Hand des etwas vorgestreckten rechten Armes Pinsel und Lorbeerzweig ruhen. Die ganze Gestalt ist voll Leben und Geist. Möge sie stehen, ein Vorbild für unsere Künstler! — Dort auf dem Egidienplatz begegnen wir Melanchthons Gestalt. Seine Statue, von Burgschmiets Künstlerhand gemeißelt, steht vor dem Alten Gymnasium, bei dessen Gründung jener einst mitgewirkt hat. Unweit davon erblicken wir das Standbild des kühnen Seefahrers Martin Behaim. Auf einem freien Platz in der Nähe seines Hauses steht des ehrwürdigen Hans Sachs ehernes Denkmal. Von mäßig erhöhtem Sockel schaut uns in sitzender Stellung das kluge, freundliche Gesicht des Meistersängers an.

Nicht weit von Dürers Haus geht der sogenannte Himmelsweg mit den Krafftschen Stationen an dem Pilatushause vorbei, das an vielen Erkertürmchen erkennbar ist. In ihm wohnte der Ritter Martin Ketzel, der 1477 in das heilige Land zog, um all die Stellen, wo sich bei Christi Kreuztragung Merkwürdiges ereignet hatte, selbst abzumessen und dann in seiner Vaterstadt Erinnerungsbilder an jene Vorfälle in denselben errichten zu lassen. Doch muß der fromme Ritter sehr zerstreut gewesen sein; denn heimgekehrt, hatte er den Maßzettel von jenen heiligen Stätten verloren und trat, weder Kosten, noch Beschwerden scheuend, die Fahrt nach Jerusalem nochmals an. Nun bezeichnen sieben in Stein gehauene Wandsäulen mit Figuren und Inschriften von seinem Hause am Tiergärtnerthore auf dem Wege nach St. Johanniskirchhof die „sieben Fälle“ Christi. Die Hochbilder dieser Stationen sind herrlich gezeichnet und trefflich gemeißelt. Der Endpunkt dieser frommen Wegbezeichnung, der Kalvarienberg, trägt die Gestalt Christi am Kreuze. — Auf dem Johanniskirchhof schläft mancher berühmte Mann. Dort das steinerne Grab mit einem Lorbeerkranze ist Dürers Ruhestätte, und unter dem blühenden Rosenstrauch nahe am Thore ruht Pirkheimers Asche.

Zwischen Baumgruppen und Gemäuer führt der Weg vom Dürerplatze zur Burg hinauf und gewährt mit jedem Schritte eine weitere Fernsicht über die Stadt, die zu den Füßen des grauen

Berges im weiten Umkreis gelagert ist. Das Schloß oben, die ehemalige Reichsfeste oder Kaiserburg, besteht aus vielen, zu verschiedenen Zeiten errichteten Gebäuden, deren ältestes der sogenannte Heidenturm ist. Der Turm enthält zwei Kapellen, außer der Peterskapelle bei der Sebalduskirche die ältesten und merkwürdigsten der Stadt, von denen besonders die Ottmars- oder Kaiserkapelle von herrlicher Bauart ist. Ein Teil der Burg ist königliche Residenz; ein anderer Teil dient zur Gemäldesammlung. In dem Schloßhof steht die alte Linde, die von der Hand Kunigundens, der Gemahlin Heinrichs II., gepflanzt sein soll. Schön ist die Aussicht. Wir sehen in die blauen Berge hinein, woher die Pegnitz ihren munteren Lauf nimmt. Im Süden stellt sich der Lorenzer Wald in dunkelgrüner Färbung unserm Blick entgegen, im Westen die alte Feste, auf welcher Wallenstein lagerte und den Sturm der verzweifelt kämpfenden Schweden unter Gustav Adolf mit kaltblütiger Ausdauer abschlug, und weiterhin nach Norden rollt sich ein weites Gartenland vor unserm Auge in lieblichstem Farbenwechsel auf. Darin verstreut liegen kleine glückliche Dörfer. Fürth liegt ausgebreitet da, Erlangen und Altdorf kann man deutlich sehen; am Horizont schwebt die ehemalige Festung Rothenberg.

Nürnberg bietet der Sehenswürdigkeiten so viele in den Kirchen und Kapellen, auf den Märkten und Straßen, daß man tage- und wochenlang betrachten und bewundern könnte. Aber wo anfangen und aufhören? Wieder sind es die St. Sebald- und St. Lorenzkirche, welche durch ihre Schatz- und Bildwerke, Gemälde und Glasmalereien das Auge fesseln, das Rathaus, der Sebalder Pfarrhof, das Nassauer Haus, die durch ihren architektonischen Schmuck den Blick auf sich ziehen, und vor allen der „schöne Brunnen“ auf dem Hauptmarkt, ein 19 m hohes, in 4 Abteilungen sich aufrankendes Bauwerk gotischen Stiles, in den Nischen mit herrlichen Statuen. Dem schönen Brunnen schräg gegenüber ist die Frauenkirche mit schönen Gemälden und Statuen und hinter derselben ein allerliebstes Brunnenstandbild von Erz, das Gänsemännchen, ein Bauer, der unter jedem Arme eine wasserspeiende Gans trägt.

Überall an den Privathäusern erblickt man schön ausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, Basreliefs*) von Säulen und Figuren, alte Erker oder Chörlein mit schönen gotischen oder neueren Verzierungen von zum Teil kostbarer Arbeit, Wappen über den Thoren, in den Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten an den Ecken alte Heiligenbilder von ausgezeichneten

*) Das Basreli-ef = ein flach erhaben gearbeitetes Bildhauer- oder Skulpturwerk.

Meistern. Und das Auge, das nach oben sieht, ist von Erstaunen gefesselt beim Anblick dieser oft seltsamen Giebelbildung, dieser wunderlichen Türmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer phantastischer Gestalten, die oft hoch in die Lüfte steigen, oft weit in die Gassen hineinragen.

Wir rufen mit dem alten Volksspruche: „Es gibt nur ein Nürnberg!“ und stimmen Schenkendorf zu:

Wenn einer Deutschland kennen
und Deutschland lieben soll,
muß man ihm Nürnberg nennen,
der edlen Künste voll,
dich, nimmer noch veraltet,
du treue, fleiß'ge Stadt,
wo Dürers Kraft gewaltet
und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
das ist der deutsche Fleiß,
der sonder Wank und Reue
sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben:
Dem, der es redlich übt,
wird bald sein ganzes Leben
ein Kunstwerk, das er liebt.

An keinem besseren Ort konnte darum das „Germanische Museum“ errichtet werden, das sich die Aufgabe stellt, alle Denkmale der deutschen Vorzeit zu sammeln. Die alte Kartause, deren Räume man zu Sälen für die Sammlungen von Möbeln, Metallarbeiten, Gemälden, Kupferstichen u. s. w. eingerichtet, enthält daneben eine herrliche Kapelle und mehrere Kreuzgänge. Sie sind in ihrem alten Schmuck wieder hergestellt worden. Mit eigentümlichem Gefühle wandelt man in den Gängen hin und her, wenn durch die vergitterten Spitzbogenfenster der Schein der Morgensonne über die Wände und den Boden hingleitet. Die Kapelle schmückt Kaulbachs Freskobild: Kaiser Otto III. in der Gruft zu Aachen vor der Leiche Karls des Großen, eine der herrlichsten Schöpfungen des Meisters.

Nach Ahrens.

93. Würzburg.

Die bedeutendste Frankenstadt nächst Nürnberg ist Würzburg. Es liegt äufserst günstig in einem von schöngeformten Höhen eingeschlossenen Thalkessel des Mains.

Über die Umgebung der Stadt hat die gütige Natur das Füllhorn reichster Segnungen ausgegossen. Die Thalebene gleicht einem schönen Garten; die Höhen sind bis zum Scheitel mit der köstlichsten Weinrebe bepflanzt, und der „Stein“ und „Leisten“ gehören zu den edelsten deutschen Weinen. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nähern mag, immer winkt uns die altersgraue Bergfeste „Marienberg“ mit ihren Türmen und die freundlich ihr gegenüberliegende Kirche auf dem Nikolausberge den ersten Grufs zu. Dann

taucht eine Turmspitze nach der andern auf. Die Türme wachsen, je näher wir kommen, und die zahlreichen Kirchen, die Paläste und Häuser treten immer mehr hervor.

Ein grofsartiges Gebäude ist die Residenz, begonnen und vollendet von zwei Fürstbischöfen aus dem baulustigen Geschlechte der Grafen von Schönborn. Weltberühmt ist das Juliushospital; es wurde von dem edlen Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, dessen Name im ganzen Frankenlande mit Ehrfurcht und Dank genannt wird, für Arme, Elende und Kranke aller Art gestiftet. Auch die Hochschule verdankt diesem hohen Fürsten ihre Wiederherstellung. Hier soll der hochberühmte Dichter Walther von der Vogelweide, der vor 700 Jahren lebte, lange Zeit sich aufgehalten und sein Grab gefunden haben. In dieser Stadt lebten und wirkten auch Tilman Riemenschneider, ein berühmter Bildhauer, und Abt Vogler, der grofse Meister der weltlichen und kirchlichen Musik, besonders des Orgelspiels.

Oftmals wurden hier deutsche Reichstage und Turniere abgehalten, und Kaiser Friedrich I. Barbarossa feierte hier im Jahre 1155 seine Hochzeit mit Beatrix von Glogau.

Viel hatte die Stadt in den französischen Kriegen zu leiden; aber aus jeder Not verjüngte sie sich immer wieder. In neuester Zeit hat sie einen aufserordentlichen Aufschwung genommen, auch durch die günstigen Eisenbahnverbindungen, die sie nach allen Richtungen gewonnen hat.

So ist Würzburg, die liebe, freundliche Stadt, ein Wahrzeichen der immerwährenden Vergänglichkeit und steter Neubildungen.

Nach Nicklas.

94. Eine der ältesten Industriestätten Deutschlands.

Mit Recht kann das einstige Prämonstratenser-Kloster Oberzell bei Würzburg als eine der ältesten Industriestätten Deutschlands bezeichnet werden; denn die Geschichte desselben reicht in die graue Vorzeit zurück. Es wurde 1128 durch 2 Brüder, — deren Grabstein jetzt noch erhalten ist, — gegründet. Über den Verlauf und die Wandlungen der folgenden Jahrhunderte berichtet die Chronik nur sehr spärlich; wir wissen nur, daß die Insassen im Bauernkrieg und im dreißigjährigen Krieg schwer durch Unruhen und Plünderungen zu leiden hatten, daß sie noch einmal, 1797, vor den Horden des französischen Generals Jourdan nach allen Richtungen flüchten mußten, daß in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Stelle der baufällig gewordenen alten Kloster-

gebäude der jetzt bestehende große, schloßähnliche Prachtbau nach den Plänen des berühmten Majors Angelo Neumann ausgeführt wurde, daß endlich Kloster Oberzell eine Hauptrolle im letzten Hexenprozeß auf deutschem Boden gespielt hat, welcher mit Enthauptung und Verbrennung der dem Nachbarkloster angehörigen Nonne Renata Singer endigte.

1805 teilte Oberzell das Los aller Klöster in Bayern: es wurde säkularisiert, ging in mehrfach wechselnden Privatbesitz über und wurde später vom Staate zurückerworben, um in den Kriegsjahren 1812 und 1813 als großes Militärspital zu dienen, wobei die meisten Lokalitäten in argen Verfall gerieten.

Ein dauernder Zustand wurde erst mit dem Jahre 1817 wieder geschaffen. Friedrich König, der Erfinder der ersten Schnellpresse, erkaufte bei seiner Übersiedelung von England nach Deutschland das Kloster Oberzell und errichtete dort unter der Firma König und Bauer mit seinem Freunde Bauer eine Maschinenfabrik für den Bau von Schnellpressen. So ist das einstige Kloster die Wiege des gesamten Schnellpressenbaues geworden, welcher heutzutage so große Dimensionen angenommen hat. Die außerordentlichen Schwierigkeiten des ersten Anfangs in einer Zeit, welche nicht nur jeder Hilfsmaschinen, sondern auch jeder Hilfsmittel überhaupt entbehrte, hat Theodor Göbel in seinem vortrefflichen Werke: „Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse" lebendig und anschaulich beschrieben. Es sei hier nur erwähnt, daß der Bau der ersten Schnellpresse in Oberzell volle 5 Jahre erforderte, — mehr Jahre als jetzt Wochen.

Nach Friedrich Königs Tode (1833) führte Bauer das Geschäft allein bis 1860; dann übernahmen es die Söhne und später die Enkel des Erfinders König.

Das wesentliche Prinzip von dessen erster Schnellpresse: Ausübung des Druckes auf die automatisch gefärbte Schriftform durch einen Cylinder, ist bis heute unverändert geblieben; aber Gestalt und Einzelheiten haben sich mit den stets steigenden Ansprüchen auf Quantität und Qualität der Leistungen im Laufe der Jahrzehnte natürlich vielfach geändert. Eine Reihe der durchgreifendsten Vervollkommnungen ist von Oberzell ausgegangen, so z. B. wurde dort 1840 die erste Schnellpresse mit einem Mechanismus, der heute noch als der beste gilt, 1847 die erste vierfache Maschine, 1864 die erste eincylindrige Schnellpresse für Zweifarbendruck, 1884 die erste Rotationsmaschine für veränderliche Formate, 1886 die erste europäische Rotationsmaschine mit amerikanischem Falz und rotierendem Messerfalz, 1889 die erste Zwillingsrotationsmaschine gebaut.

Jede dieser Neuerungen fand, nachdem sie sich erprobt hatte, vielfache Nachahmung. Die hundertste Maschine wurde 1832, die tausendste 1865, die fünftausendste 1895 vollendet. Unter den fortwährenden Vergrößerungen der Fabrik ist die beträchtlichste diejenige des Jahres 1895; durch einen völligen Umbau des ganzen Innern wurden mehrere neue kolossale Montier- und Fabrikationssäle gewonnen, deren Einweihung gleichzeitig mit der Festfeier der Vollendung der fünftausendsten Maschine stattfand. Von diesen 5000 Maschinen wurden 2522 nach dem deutschen Reich, 2227 nach dem europäischen Ausland und 251 in die übrigen vier Erdteile geliefert.

Das derzeitige Personal zählt nahezu 600 Arbeiter und Beamte. Von Anfang an wurde das Arbeiterpersonal nur aus der ortsansässigen, einheimischen Bevölkerung, welche meist Grund- und Hausbesitz hat, herangebildet. Dieser Umstand begünstigt mehr als in großen Städten und Fabrikbezirken die Schöpfung nützlicher Einrichtungen für das Arbeiterpersonal. Außer Arbeiterhäusern und der Fabrikschule bestanden schon Jahrzehnte vor Beginn der sozialen Gesetzgebung: Krankenkasse, Sparkasse, Invaliden-, Pensions-, Witwen- und Waisen- und endlich eine besondere Soldatenkasse zur Unterstützung von zur Fahne einberufenen Arbeitern.

Nach der offiziellen Nürnberger Ausstellungs-Zeitung 1896.

95. Die deutschen Ströme.

1. Laßt uns die deutschen Ströme singen
im deutschen, festlichen Verein
und zwischendurch die Gläser klingen;
denn sie beschenken uns mit Wein.
Auf ihre Töne laßt uns lauschen,
die alle jetzt herüberwehn,
und bald der Wellen lautes Rauschen,
bald ihren leisern Gruß verstehn!

2. Zuerst gedenkt des alten Rheines,
der flutend durch die Ufer schwillt,
und seines goldnen Labeweines,
der aus der Traube lustig quillt.
Denkt seiner schön bekränzten Höhen
und seiner Burgen im Gesang,
die stolz auf jene Fluren sehen,
die jüngst das deutsche Volk bezwang!

3. Tief in des Fichtelberges Klüften,
mit grauem Nebel angethan,
umweht von nördlich kalten Lüften,
beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in mutigem Gefechte
sich hin bis zu dem Vater Rhein
und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
in seine Ufer sich hinein.

4. Im Land der Schwaben auferzogen
eilt rasch und leicht der Neckar hin;
wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
gewalt'ge Brücken drüber ziehn;
doch spiegeln, gleich den schönsten Kränzen,
sich Dörfer in der klaren Flut
und dunkelblau mit sanftem Glänzen
der Himmel, der darüber ruht.

5. Gestiegen aus verborgnen Quellen
im grünen, luftigen Gewand,
um welches tausend Falten schwellen,
strömt weit die Donau durch das Land;
die Städte, die sich drin erblicken,
erzählen von vergangner Zeit
und fragen dann mit stillem Nicken:
„Wann wird die alte Pracht erneut?"

6. Durch alle Gau'n der freien Sachsen
ergeht sich stolz das Riesenkind;
es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen,
doch sucht es seinen Wittekind;
und denkt es der gesunknen Helden,
dann zögert es im raschen Lauf
und wünscht, was alte Sagen melden,
herauf, aus seiner Flut herauf.

7. So nah dem hochbeglückten Lande,
wo Zwingherrnblut die Erde trank
und nach gelöstem Sklavenbande
das Römerjoch zu Boden sank,
vernimm, o Weser, unsre Grüße;
sie sollen jubelnd zu dir ziehn!
Voll Ernst und stiller Würde fließe,
du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin!

8. Es sei der Oder jetzt gesungen
der letzte schallende Gesang;
einst hat zu laut um sie geklungen
das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
in seiner starken Riesenmacht,
da half der Helfer ihm von oben:
geschlagen ward die Völkerschlacht.

9. So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
in ein gewaltig Heldenlied!
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
doch eins erwerben auch zugleich:
Du, Herr, beschütz es vor Gefahren,
und zu uns komm' dein freies Reich! K. Buchner.

96. Rheinisches Leben.

1. Am Rhein weht süfses Leben
aus längstvergangner Zeit;
ich sehe Geister schweben
in alter Herrlichkeit;
ich höre Lieder klingen
mit wunderbarem Grufs,
die leis' ich wieder singen
und wieder träumen mufs.

2. Seh' ich den Vogel ziehen
hoch durch der Lüfte Blau,
und seh' ich Schiffe fliehen
in fernes Nebelgrau:
ist mir's, als ob im Fluge
ein Wort der Vogel singt,
als ob im schnellen Zuge
vom Schiff ein andres klingt.

3. Hier flüstern Geisterworte
aus leichtbewegter Flut
dort um die Klosterpforte,
wo Pilger einst geruht.
Und wenn die Höhen glänzen
im stillen Mondenstrahl,
beginnt in Rebenkränzen
der Elfentanz zumal.

4. Doch schau' ich an der Mauer
verfallner Burg hinauf,
so steigt ein leiser Schauer
in meinem Busen auf;
denn in den öden Trümmern
tönt's bald wie Kampf und Sturm;
bald hör' ich's leise wimmern
aus dem Verliefs am Turm.

5. Bald reden Erz und Steine
von der Vergangenheit,
bald sagt das Volk am Rheine
die Mären alter Zeit.
Wir erbten manche Sage
und glaubten sie getreu;
wer wagt die schnöde Frage:
Ob sie wohl Wahrheit sei?

6. Treu meld' auch ich den andern,
was ich einst hört' und fand;
wer es nicht glaubt, mag wandern
in unser schönes Land,
und auf den Höhn und Gründen
lausch' er am Abend still;
das Herz kann immer finden,
wenn es nur suchen will.

v. Stolterfoth.

97. Die Weinlese.

„Am Rhein, am grünen Rheine,
da ist so mild die Nacht,
und Rebenhügel liegen
in goldner Mondenpracht.“

Reben und Rhein — sie gehören zusammen seit Jahrhunderten. Den edlen Rüdesheimer Wein ließ, wie die Sage erzählt, der Kaiser Karl selbst anpflanzen. Einst schaute der Kaiser, es war im Monat März, von seinem prachtvollen Palaste zu Ingelheim hinab auf den Strom und die rechtsrheinischen Höhen und gewahrte, wie bei Rüdesheim am Berge der Schnee zuerst weggeschmolzen war. Da ließ er aus fernen Landen edle Reben kommen und dort anpflanzen; daraus ist der vortreffliche Rüdesheimer Bergwein entstanden. Heute noch läßt die Sage den alten Kaiser aus seiner Gruft zu Aachen zum Rheine heraufschreiten und die Trauben am Strome segnen:

„Bei Rüdesheim, da funkelt
der Mond ins Wasser hinein
und baut ein' goldne Brücke
wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
und schreitet langsam fort
und segnet längs dem Strome
die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
und schläft in seiner Gruft,
bis ihn im neuen Jahre
erweckt der Trauben Duft.“

So ist das Rheinland geworden zum Weinland, und aller Wohlstand des Landes, alle Behaglichkeit des Lebens und Verkehrs hängt im Rheinlande ab von dem günstigen Ausfall der Weinernte; daher beginnt im Spätherbste, der eigentlichen Erntezeit am Rhein, hier ein doppeltes Leben, ja eine neue Zeitrechnung.

Am ganzen Rheine wird der Beginn der Traubenlese, zwischen Anfang Oktober und Ende November je nach der Traubenreife wechselnd, von dem Ortsvorstande in Gemeinschaft mit den größeren Besitzern auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Zeigen sich die Traubenstiele trocken und verholzt, läßt die Traube sich leicht von der Rebe ablösen, sind die Kerne leicht, die Beerenhülsen weich und durchsichtig geworden, so ist die Lesezeit gekommen. Durch die Schelle wird dann verkündigt, an welchem Tage die gemeinsame Lese beginnen kann. Bis zu diesem Augenblicke sind die Weinberge, mit Ausnahme großer Besitzungen, für jedermann, für die ganze Einwohnerschaft des Ortes geschlossen. Verhaue und Hecken versperren die Zugänge; Eindringlinge werden durch die Winzer-

schützen eingebracht und mit Geldstrafen belegt. Es geschieht um der gegenseitigen Sicherheit willen. Nur in besonderen Fällen wird unter Aufsicht eines „Ehrenschützen" nach eingeholter amtlicher Erlaubnis eine frühere Lese für den einzelnen Besitzer gestattet, z. B. bei Weingärten mit Frühburgundertrauben. Wie der Tag des Lesebeginns, so wird auch der Tag des Weinbergschlusses amtlich bestimmt.

Und nun

„dappelt's hinaus
mit Mann und Maus,
mit Kübeln und Bütten! Das Haus verläßt
selbst Kind und Kegel beim Lesefest."

Die rebengeschmückten Berge des Mittelrheins mit ihren grünen, schlanken Trostesspendern, die der Hand des Winzers harren, liegen vor uns. Schon tönt uns der hundertstimmige Gesang der Winzerinnen und Winzer entgegen. Auf der ganzen Straße, die wir in der Richtung nach den Weinbergen berühren, herrscht reges Leben. Mostwagen und Winzer mit Kannen und Bütten ziehen hin und her. Wir treten in den Weinberg. Eine Gruppe fröhlicher Mädchen, Frauen und Kinder, die in der Lese rüstig Hand anlegen, empfängt uns. Ein Blick hinunter auf den herrlichen Strom mit seinen lachenden Ortschaften, ein Blick auf die frischen, heiteren Gesichter, und unsere Stimmung gibt der der Winzerinnen nichts nach.

Vor uns, auf sanft anstrebendem Hügel, in fast peinlicher Ordnung und in gleichmäßiger Entfernung von einander stehen die Weinstöcke, schon halb der rauhen Witterung ihren Tribut zollend; denn zum Teil haben sie das Saftgrün ihres Blätterschmuckes mit einem satten Gelb vertauscht. Über die Weingärten hinaus ragt der zinnengeschmückte Bergfried eines mittelalterlichen Burgrestes. Eine der Winzerinnen kommt uns entgegen und reinigt uns mit Weinblättern die Stiefel, eine Sitte, die sich in den rheinischen Weinbergen jeder Eindringling gefallen lassen muß; eine klingende Gabe scheucht sie wieder hinweg, und fröhliches Gelächter aller Winzerinnen bekommen wir in den Kauf. Von dem Jubel der Neckenden begleitet, wandern wir hin und her auf dem Berge, hier und da zwar in Gefahr, unsere Fußbekleidung im erweichten Boden zu verlieren, aber heiter angeregt durch die wechselnden Vorträge von Liedern, in denen der Rhein und das rheinische Leben anmutig besungen werden.

Die freudige Stimmung während des Geschäfts der Lese herrscht überall. Aus der Nachbarschaft kommen Weinbergsbesitzer, kosten und prüfen Trauben und Most. An den fahrbaren Wegen

stehen große Bottiche, in die der Inhalt der sogenannten Legel entleert wird. Letzteres sind unten spitz zulaufende, oben breitere Holzbütten, die an zwei festen Lederriemen auf dem Rücken getragen werden und neunzig bis hundert Pfund Trauben fassen. Je nach der Örtlichkeit werden diese schweren Lasten auch häufig bis hinunter ins Kelterhaus geschleppt. Vorher bearbeitet der Träger mit zwei Mostkolben im Legel selbst die ganze Traubenmasse. Es bildet sich eine braungelbe und dunkelrote, nichts weniger als klare Brühe, die dann in die Bottiche geschüttet wird. An einzelnen Stellen werden die Trauben auch, statt in den Legeln bearbeitet zu werden, in einem großen Bottich von Winzern mit hüfthohen Stiefeln getreten und geknetet. Da die Mostbrühe nicht lange in den Bütten mit den Trauben zusammenstehen darf, sondern sofort vollständig bearbeitet sein will, so geschieht das Geschäft des eigentlichen Kelterns häufig des Nachts. Die schweren Balken der Kelter treiben den Rebensaft bis auf den letzten Rest aus den Beeren heraus. Einladend sieht der junge Most, der nun in großen Fässern in den Keller gebracht wird, nicht aus. Bis derselbe als goldheller oder dunkelroter Wein auf unsern Tisch kommt, hat er noch verschiedene Gärungsprozesse durchzumachen.

Gegen Abend ertönen vom rechten Rheinufer Flintenschüsse hinüber zum Zeichen, daß das Lesegeschäft für heute beendet ist. Die Weingärten bleiben die Nacht über, vom „Wingertschuß“ bewacht, geschlossen. Auf der linken Rheinseite wird zur Öffnung der Weingärten morgens sieben Uhr und zum Schluß abends etwa sechs Uhr das Zeichen mit den Kirchenglocken gegeben. Schüsse und Glockenschläge mischen sich mit dem Jauchzen der heimkehrenden Winzer; das Echo dieses Lebens und Webens hallt in den Bergen wieder; über uns steigen Raketen auf, und bengalisches Feuer beleuchtet unsern Heimweg.

Er kommt zur Welt auf sonnigem Stein,
hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein,
und wie er geboren, da jauchzt überall
im Lande Trompeten- und Paukenschall;
da wehen mit lustigen Flügeln
die Fahnen von Burgen und Hügeln.

Wilhelm Riehl.

98. Das Meer.

1. Das Meer macht auf jeden Menschen, der es zum erstenmale sieht, einen überwältigenden Eindruck. Unabsehbar breitet sich die Flut vor seinen Augen aus. Ein frischer Seewind weht landeinwärts; die Brandung toset. Welle auf Welle schießt heran.

Scharen von Seevögeln umschwärmen das Ufer, auf- und niederschwebend und mit den Wellen kosend. Wird aber der Wind zum heulendem Sturme, dann türmen sich die Wellen zu gewaltiger Höhe auf und drohen, das Ufer zu verschlingen. Hier kommen Balken und Fässer auf den brausenden Wogen daher; dort erblickt man Trümmer eines gescheiterten Schiffes. Die gewaltige Sprache, welche das empörte Meer im donnernden Sturme zu der zitternden Seele redet, kann niemand in Worte fassen; niemand kann die Gewalt des Aufruhres und die Schauer des Todes nachempfinden, außer wer sie erlebt hat.

2. Wie auf dem Festlande, so wechseln auf dem Grunde des Meeres Berge und Thäler, Hoch- und Tiefebenen, Klippen und Schluchten mit einander ab. Die Berge, welche sich vom Meeresgrunde bis über den Wasserspiegel erheben, erscheinen als Inseln, Klippen oder Sandbänke. Wie tief sind zwischen diesen Bergen die tiefsten Thäler? Kapitän Roß fand auf einer Südpolfahrt bei 8000 m noch keinen Grund, ein amerikanischer Hauptmann in der Nähe der Laplatamündung eine Meerestiefe von 15000 m.

3. Das Meer zeigt eine wechselnde Färbung; die vorherrschende Farbe des Meeres ist ein grünliches Blau. Das mittelländische Meer erscheint an mancher Stelle purpurfarbig. Das rote Meer und weite Strecken des atlantischen Ozeans werden durch ganz kleine Pflanzen rot gefärbt. An den Küsten Brasiliens hat das Meerwasser hie und da eine milchweiße, bei den Malediven eine pechschwarze Färbung. Die Ostsee zeigt sich in der Ferne düsterblau; um die Schiffe wogt sie in grünlichen Wellen.

4. Prachtvoll erscheint das Meer in trockenen, heiteren Nächten, wenn es leuchtet. Seine Fluten wälzen sich dann wie Flammen dahin. Die Furche, welche das Schiff hinter sich zieht, ist einem leuchtenden Strome ähnlich, der auf dem dunkeln Wasser weit in die Ferne reicht. Die Tropfen, die in die Luft geschleudert und als feiner Regen in das Meer zurückgeworfen werden, gleichen einem Regen von Diamanten, die mit farbigem Glanze durch die Dämmerung blitzen. Was ist die Ursache des Leuchtens? Die Johanniswürmchen leuchten zu einer bestimmten Zeit. Ein ähnliches Leuchtvermögen besitzen viele Seetiere. Die Quallen mit ihrer schleimigen Brut, die Meerinfusorien, die Polypen, manche Weichtiere, auch etliche Würmer, Krebse und Fischarten, diese zahlreichen Geschöpfe in Verbindung mit den faulenden Stoffen des Meerwassers, bedingen die großartige Erscheinung des Meerleuchtens.

5. Das Meer erfüllt im Haushalte der Natur eine große Aufgabe. Die beständige Verdunstung von der ungeheuren Wasser-

fläche des Meeres gibt der Atmosphäre den Wassergehalt, der zur Erhaltung des Lebens auf dem Lande unentbehrlich ist. In den Wolken häufen sich die Wasserdünste; die Winde führen dieselben 1000 Meilen vom Meere her über unsere Saatfelder, Weingärten, Wiesen und Wälder, um durch Tau, Nebel und Regen unsere Quellen, Bäche und Ströme zu speisen, unsere Gefilde zu bewässern und alle lebenden Wesen zu tränken. Wie dein Herzblut alle Adern des Leibes durchströmt und wieder zum Herzen zurückkehrt, so kreiset durch die irdische Schöpfung in ähnlicher Weise das Wasser, das dem Meere in Dunstform entsteigt.

6. In dem Meere herrscht eine ungeheure Lebensfülle. Darin wimmeln Tiere von unbegreiflicher Kleinheit neben den Riesentieren der Schöpfung. Hier schwimmt der 25 bis 30 m lange Walfisch; dort segelt der Pottfisch von ähnlicher Größe, der Schrecken aller Bewohner der Fluten. Nicht minder groß ist das Reich der Meerpflanzen und Pflanzentiere des Ozeans. Die seichteren Gegenden des Meeres sind mit einem dichten Pflanzenteppich, mit unterseeischen Gärten, Wiesen und Wäldern bekleidet, welche bei heiterem Sonnenschein in prächtigen Farben schillern. Büschelartige Tang- und Meeralgen und baum- und strauchartige Pflanzen wechseln von der Größe des feinsten Mooses bis zu dem 500 m langen Riesentang.

7. Das Meerwasser enthält durchschnittlich $3^1/_2$ % Salze, von denen 2 % Kochsalz sind. Diese Stoffe geben ihm einen bittern, widerlichen Geschmack und machen es für den Menschen untrinkbar; aber sie sind für den Haushalt der Natur von großer Wichtigkeit. Der Salzgehalt mindert die Strenge des nordischen Winters, weil das Salzwasser bei einer niedrigeren Temperatur gefriert als das Süßwasser. Das Salzwasser hat auch eine größere Tragfähigkeit als das Süßwasser, was für die Schiffahrt von Wichtigkeit ist.

8. Die regelmäßig zweimal in 24 Stunden 50 Minuten wiederkehrende Hebung und Senkung des Meeresspiegels nennt man Flut und Ebbe. Diese Erscheinung beruht auf der Anziehungskraft des Mondes. Die Flutwelle erhebt sich im großen Ozean 1 bis 2 m, an andern Stellen 3 bis 4 m, die Springflut 8 bis 20 m und höher. Eine andere Bewegung des Meeres sind die kalten und warmen Meeresströmungen. Der warme Golfstrom mäßigt das Klima des nordwestlichen Europa.

9. Was verdankt aber der Mensch dem Meere? Die Küstenbewohner finden gerade am Meere und an seinen Ufern vorzugsweise ihre Nahrung. Die zahllosen Fische und Muscheln, welche das Meer in der Nähe der meisten Küsten beleben, sind eine reiche Quelle des Unterhaltes. Tausende von Schiffen fahren allein zum Fange des Stockfisches aus. Der Hering, der besonders

gern die Nordseeküsten besucht, bietet Tausenden Erwerb und Hunderttausenden Nahrung. Austern und andere Muscheltiere, sowie Krebse geben für viele Menschen eine beliebte Speise ab. Der Walfisch- und Robbenfang gewährt nicht nur vielen Menschen Beschäftigung, sondern liefert auch eine Fülle von Stoffen, die im gewerblichen Leben zweckmäßige Verwendung finden. Am Meer winken Häfen dem Handel zur Einkehr. Welches rege Leben herrscht in Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg, den bedeutendsten Häfen der Nord- und Ostsee! Die größten Handelsstädte entstehen an den Küsten; die Anfänge des Handels liegen also hier. In der Gegenwart erstreckt sich derselbe nach allen Richtungen über Länder und Meere, um die zerstreuten Schätze zu sammeln und ein Netz von Lebensadern zu schaffen, das die Welt verjüngt.

10. Der stetige Kampf mit den Wogen macht die Küstenbevölkerung stark und furchtlos; sie trotzt dem Tode unter tausend Gestalten. Da der Kampf mit den Elementen sie jeden Augenblick herausfordert, und zum Siege über die erzürnte Natur nicht der aufflammende Mut der Begeisterung, sondern der der zähen Überlegung gehört, so sind die Küstenbewohner kaltblütig und ausdauernd.

Groß sind die Gefahren der hohen See, noch größer die Schrecknisse der Küsten. Den Schiffbrüchigen zu retten, dazu bedarf es Mut und Nächstenliebe.

Nach Joh. Schanze.

99. Seezeichen und Rettungswesen an den deutschen Küsten.

Auf hoher See ist ein Schiff, wenn es nicht mit einem anderen zusammenstöfst, und wenn nicht etwa ein Brand an Bord ausbricht, vor Unfällen ziemlich sicher; aber am Strande drohen ihm mancherlei Gefahren. Besonders fürchten die Schiffer das Ufer der Nordsee; unsere deutsche Nordseeküste hat zwar keine Felsenriffe und Klippen, dafür aber weitgehende Sand- und Schlammbänke oder Watten, die bei der Ebbe zum Teil trocken liegen, bei der Flut aber einen Tummelplatz der wilden Wogen bilden.

Um dem Schiffer den richtigen Weg zu zeigen, um ihn vor gefährlichen Stellen zu warnen, braucht man Leuchttürme, Leuchtschiffe, Baken und Tonnen (Bojen). Das Feuer der Leuchttürme wird meist durch Öl genährt und durch Hohlspiegel und Linsen so zurückgeworfen und gebrochen, dafs die Strahlen in der gewünschten Richtung möglichst weit hinausgehen. In dem 41 m hohen Turme auf der Insel Neuwerk

vor der Elbmündung wird das Licht durch 32 mit Metallspiegeln versehenen Lampen erzeugt. Damit man vom Schiffe aus benachbarte Leuchttürme auch bei Nacht deutlich zu unterscheiden und danach den jedesmaligen Ort des Schiffes genau zu bestimmen vermag, ist das Licht auf den Leuchttürmen der Reihe nach verschieden, bald fest und unveränderlich, bald zeigt es abwechselnd verschiedene Stärke, bald verschwindet es in bestimmten Zwischenräumen völlig. Wo wegen unsicheren Grundes oder zu grofser Wassertiefe der Bau von Leuchttürmen unthunlich oder zu kostspielig sein würde, legt man Leuchtschiffe vor Anker. Bei starkem Nebel und bei Schneestürmen werden die Lichtzeichen unwirksam; dann warnen die Wächter auf Leuchttürmen und Leuchtschiffen durch Nebelhörner, Dampfpfeifen, Metallbecken u. dgl. vor der Annäherung.

Am Tage erkennt der Schiffer an den Baken die gefahrdrohende Sandbank. Die Baken sind turmartige Gerüste aus eichenen Balken und Latten; man streicht sie schwarz an, damit sie gegen die Farben des Wassers, des Sandes und des Himmels recht abstechen. Um dem Schiffer das Zurechtfinden zu erleichtern, gibt man den einzelnen Baken eine möglichst eigenartige Gestalt. Durch verankerte schwimmende Tonnen wird gewöhnlich das Fahrwasser, aber auch ein gesunkenes Schiff oder eine verborgene Klippe bezeichnet.

Trotz mancher Verbesserungen, welche auf dem Gebiete der Schiffahrt in der neuesten Zeit eingeführt worden sind, gehen bei dem ungemein gesteigerten Verkehr alljährlich viele Schiffe und mit ihnen zahlreiche Menschenleben zu Grunde. Um bei Strandung eines Schiffes an Deutschlands Küsten den Wogen möglichst viele Opfer zu entreifsen, hat sich im Jahre 1865 die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ gebildet. Durch sie sind an mehr als hundert gefährlichen Punkten Rettungsstationen errichtet und schon viele Menschen gerettet worden. Für die erste Nachricht von einer Strandung, für jede gelungene Rettung eines Menschen zahlt die Gesellschaft eine Belohnung.

Wird einer Rettungsstelle ein Schiffbruch gemeldet, so eilen die Mannschaften an einen günstig gelegenen Punkt in der Nähe des Wracks; Pferde oder Menschen ziehen dabei den Wagen, der das Rettungsboot trägt. Entweder sucht man nun durch Taue eine Verbindung zwischen Schiff und Küste herzustellen, oder man setzt das Rettungsboot in Thätigkeit. Im ersten Falle wirft man durch Geschosse (Raketen) eine dünne Leine an Bord. Ist das geglückt, so ziehen die

Schiffbrüchigen an ihr ein starkes Tau zu sich hinüber; dieses wird mit dem einen Ende am Lande, mit dem andern möglichst hoch auf dem Schiffe befestigt. In einem Korbe, der an dem schwebenden Rettungstau hängt, kann dann nach und nach die ganze gefährdete Mannschaft ans Land gezogen werden. Wenn das Schiff zu weit seewärts liegt, so rudern die Rettungsboote hinaus. Das ist in der furchtbaren Brandung eine schwierige und gefährliche Arbeit. Ihr Gelingen hängt hauptsächlich von der Geistesgegenwart des Führers und von der pünktlichsten Befolgung seiner Befehle ab. Besonders mufs bei der Annäherung an das Wrack mit äufserster Vorsicht verfahren werden, damit nicht bei dem heftigen Anprall das Boot in Trümmer geht.

Die Mannschaften der Rettungsboote tragen Jacken aus Kork, der in schmalen Streifen auf Segeltuch genäht ist; mittelst derselben kann, wer etwa über Bord geht, sich länger als 24 Stunden über Wasser halten. Und wer bei dem edlen Wagstücke sein Leben verliert, der hat wenigstens den Trost, dafs die genannte Gesellschaft für seine Hinterbliebenen sorgt.

H. Krause.

100. Der Kaiser Wilhelm-Kanal.

In neuerer Zeit wendete und wendet man viel Geld auf, um zwei Flüsse oder zwei Meere durch eine künstliche Wasserstraße miteinander zu verbinden. In Bayern baute man den Ludwigs-Donau-Mainkanal (176 km lang, vollendet 1845) und in Ägypten den Suez-Kanal (145 km lang, vollendet 1869), der die Reise von Europa nach Ostindien bedeutend abkürzt; und wenn auch der Panamakanal (75 km lang, 1882 begonnen), der zur Verbindung des atlantischen Ozeans mit dem großen Ozean dienen soll, wegen Mangels an Geld zur Zeit nicht vollendet werden kann, so wird er doch noch seines großen Nutzens wegen zu stande kommen.

Ein für das deutsche Reich äußerst wichtiger Kanal ist der Kaiser Wilhelm-Kanal in Holstein. Schon Dänemark, zu dem bis 1864 Holstein gehörte, stellte eine Verbindung zwischen der Nord- und Ostsee durch den Eiderkanal (vollendet 1784) her; aber nur kleine Schiffe konnten diese Wasserstraße benützen. Die meisten Schiffe passierten, wenn sie von der Ostsee in die Nordsee gelangen wollten, den Sund; ihre Zahl betrug durchschnittlich im Jahre 35 000. Wenn früher das kleine Dänemark mit einer größeren Macht ein Bündnis schloß und die Meerengen: den Sund, den großen und den kleinen Belt, sperrte, so wurde dem deutschen Handel ein sehr bedeutender Schaden zugefügt. Darum hegte man

schon seit 1848 den Plan, eine andere Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee herzustellen; aber es blieb beim bloßen Wünschen; zur Erfüllung des Wunsches kam es erst, als Holstein mit Preußen vereinigt und später ein Teil des 1871 gegründeten neuen Deutschen Reiches wurde. Der deutsche Reichstag und der preußische Landtag bewilligten die Mittel zum Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, und am 21. Juni 1895 fand die Eröffnung desselben statt. Er beginnt bei Brunsbüttel an der Elbmündung, geht nach Wittenberge an der Eider, mit Benützung des Eiderkanals an Rendsburg vorüber und mündet bei Holtenau in die Kieler Bucht. Die Länge beträgt 99 km, die Breite seines Wasserspiegels 100 m, die seiner Sohle 22 m und die Tiefe 9 m. Weil er für die größten Kriegsschiffe breit und tief genug ist, so verstärkt er die Wehrkraft der deutschen Flotte; denn sie kann schnell, sowohl in der Nord-, wie in der Ostsee verwendet werden. Am 13. und 14. August 1896 durchfuhren in 30 Stunden (teilweise in den Nachtstunden) 39 Kriegsfahrzeuge, darunter unsere größten Panzerschiffe, ohne jede Störung den Kanal. Segelschiffe ersparen, wenn sie von Lübeck aus in die Nordsee fahren, bei Benützung dieses Kanals 3 Tage, Frachtdampfer 22 Stunden; es ist also die Zeitersparnis, da ungefähr 18000 Schiffe jährlich die Durchfahrt benützen, äußerst beträchtlich. Dazu kommt noch ein anderer Gewinn; bei der gefahrvollen Fahrt um die Küste von Jütland gingen jährlich im Durchschnitte 18 Schiffe verloren (Menschenleben nicht gerechnet); der Kaiser Wilhelm-Kanal dagegen gewährt einen sicheren Durchgang.

G. K. Nach verschiedenen Quellen bearbeitet.

101. Die Eisenbahnen und der Weltverkehr.

Eisenbahnen führen jetzt über schmale Meeresarme, wie z. B. in Schottland, und durch sandige Wüsten, wie z. B. zwischen Alexandria und Suez; sie durchschneiden die Lagunen von Venedig, erklimmen hohe Berge und übersteigen Alpenpässe, sie rollen durch die weite Prairie und durch den tropischen Urwald.

In Europa können wir bereits ununterbrochen von Madrid bis nach Konstantinopel und von Brindisi in Süditalien bis nach Petersburg gelangen. Rufsland arbeitet daran, sein Schienennetz bis zum Grofsen Ozean auszudehnen. Schienenwege führen über den Brenner und den Semmering; der Mont Cenis-Tunnel (12 km lang) durchbricht die West-, der St. Gotthardtunnel (15 km lang) die lepontischen und der Arlbergtunnel (10 km lang) die Vorarlberger Alpen.

Schon diese europäischen Bahnen erweisen sich als höchst wichtig für Abkürzung und Beförderung des Weltverkehrs; doch hat dieser noch mehr durch die grofsen Eisenbahnen Nordamerikas gewonnen. Die Pacificbahn ist ein Kulturband, das den atlantischen Ozean mit dem stillen Ozean verknüpft, ein Werk, das in Bezug auf Bedeutung für den Weltverkehr höchstens im Suezkanal seinesgleichen findet. Die 5300 km lange Strecke von New-York bis St. Francisco durcheilt die Lokomotive in 6—7 Tagen. Der menschenbeschwerte Dampfzug durchrast die endlos scheinenden Prairien, wo ehemals der Büffel hauste, und die dichten Urwälder, in denen der Indianer jagte; er übersteigt Höhen von 2500 m und überfliegt auf kühnen, turmhohen Brücken reifsende Ströme und unzugängliche Abgründe.

Immer mehr tritt die Bedeutung dieser Bahn für den Welthandel hervor. China, Japan, Indien und Australien mit ihren reichen Hilfsquellen sind in einem grofsartigen Aufschwung begriffen. Ihr Handel mit Thee und Seide nimmt schon jetzt teilweise seinen Weg über die Pacificbahn. Die Dampferfahrten China-Japan über St. Francisco mehren sich beständig. Reisende nehmen nun viel lieber den Westweg nach Ostasien als den Weg über Suez; denn der erstere hält sich in milden Klimaten, während der letztere durch die heifsesten Gegenden der Erde führt. Da die deutschen Postdampfer die Fahrt über den atlantischen Ozean in der Regel in 7—8 Tagen vollbringen, so können wir jetzt schon in 13—14 Tagen an der Küste des stillen Ozeans sein. Nehmen wir von St. Francisco aus die Dampferlinie über Yokohama in Japan, Honkong in China, Aden in Arabien und Suez in Ägypten, so ist es möglich, in 80 Tagen eine Reise um die Erde zu machen. Nach Vollendung der Eisenbahn, die durch Sibirien führen wird, kann diese Reise in noch kürzerer Zeit ausgeführt werden.

So mufs sich's denn der alte Erdball gefallen lassen, dafs die ameisenhaft auf ihm wirtschaftenden kleinen Menschen ihn mehr und mehr nach ihrem Bedarf und Gefallen zurichten, ihn in eiserne Bande schlagen und mit eisernen Drähten überspannen, Landengen durchschneiden und Felsengebirge durchbrechen. Und wenn auch das Trachten nach Vorteil fast immer die Haupttriebfeder menschlicher Unternehmungen ist, so findet doch dabei zugleich die Wissenschaft und hoffentlich auch die Gesittung ihre Förderung.

Zum Teil nach dem Lesebuche von Stötzner.

102. Von Deutschlands Binnenhandel und Verkehr.

Handel und Verkehr dienen dazu, die Erzeugnisse der Landwirtschaft und Industrie, sowie die Rohprodukte in Umlauf zu setzen. Den Handel im eigenen Lande nennt man den Binnenhandel; entwickelt er sich im Verkehr mit den Nachbarstaaten, so wird er Außenhandel genannt; dehnt er sich auf überseeische Gebiete und Kulturländer aus, so wird er zum Welthandel. Ein gut eingerichteter Binnenhandel sorgt dafür, daß die einheimischen Erzeugnisse im Inlande abgesetzt werden und die Güter schnell und sicher in alle Teile des Vaterlandes kommen.

Im Mittelalter war der Handel sehr erschwert, weil es an Kunststraßen mangelte und die Wege unsicher waren. Gegenden, die fern von den großen Handelswegen lagen, waren von den Segnungen eines regen Verkehrs ausgeschlossen.

Manchmal herrschte früher in einzelnen Gegenden Deutschlands infolge schlechten Ernteausfalls Teurung und darum auch Not und Elend, während in andern Gegenden Überfluß an Nahrungsmitteln vorhanden war. Derartige Zustände können jetzt nicht leicht mehr vorkommen, weil mit der Verwertung der Dampfkraft und Elektricität im Verkehr ein schneller Güteraustausch ermöglicht ist; ferner sind durch den Aufschwung des Weltverkehrs und durch den sorgsam und bis ins einzelne gegliederte Binnenhandel Reis, Sago, Kaffee, Thee, Gewürze und andere Erzeugnisse der Tropen, die früher nur Wohlhabende kaufen konnten, nunmehr Gegenstände des Massenverbrauchs und so Nahrungs- und Genußmittel des Volkes geworden.

Der Grad der Entwicklung des Binnenhandels hängt von der Wegsamkeit eines Landes ab. So ist z. B. der Binnenverkehr in Norwegen trotz der neuzeitlichen Verkehrsmittel nicht hoch entwickelt, weil die Landesnatur mit ihrer Unwegsamkeit in dieser Beziehung große Schwierigkeiten macht. Das deutsche Tiefland dagegen zeigt sich für die Anlage eines vielverzweigten Kunststraßennetzes recht günstig, und ähnlich ist es auch mit den südlichen Hochländern.

Von der höchsten Bedeutung für den Binnenverkehr sind die Wasserstraßen, an denen Deutschland sehr reich ist.

Der Rhein würde die wichtigste deutsche Wasserstraße sein, wenn sein Mündungsgebiet nicht in fremden Händen läge. So aber nimmt er trotz seiner für den deutschen Binnenhandel so günstigen Stromentwicklung erst die zweite, ja nach der Anzahl der Fahrzeuge sogar erst die dritte Stelle unter den deutschen Strömen ein.

Die Ems bleibt ziemlich eisfrei und gestattet bei ihrem Wasserreichtum eine rege Kahnschiffahrt. An die Ems schließt sich das große ostfriesische Kanalsystem an, welches größtenteils durch die Entwässerung von Torfmooren hervorgerufen worden ist und dem Torfhandel und Ortsverkehr dient.

Die Weser ist zeitig eisfrei und bleibt in manchen Wintern immer zugänglich. Dampfer gehen aufwärts bis Münden und Handelsschiffe auf der Fulda bis Kassel, sobald die begonnene Schiffbarmachung derselben zwischen Münden und Kassel vollendet sein wird.

Die Elbe ist von allen deutschen Strömen für den Binnenhandel am wichtigsten. Ihre Schiffbarkeit beginnt mit dem Einfluß der Moldau. Von ihren Nebenflüssen ist die Havel selbst für große Flußschiffe und Dampfer fahrbar.

Die Oder ist der bedeutendste deutsche Strom des Ostseebeckens und wetteifert hinsichtlich ihrer Bedeutung für den deutschen Binnenhandel mit dem mächtigen Rheinstrom. Bei Ratibor wird sie für kleinere, bei Breslau für größere Flußschiffe fahrbar; Seeschiffe gelangen bis Stettin.

Die Schiffbarkeit der Donau beginnt bei Ulm; die Dampfschiffahrt wird von Regensburg an betrieben.

Der Verbesserung der Flußläufe (Korrektion) zum Zwecke des Handels und Verkehrs, wie der Verbindung der einzelnen Flüsse untereinander durch Kanäle, wird in neuester Zeit besondere Sorgfalt zugewendet.

Das wichtigste Beförderungsmittel des Binnenhandels sind die Eisenbahnen. Das Eisenbahnwesen Deutschlands hat das seiner Nachbarländer überflügelt, so daß Deutschland unter den europäischen Staaten in dieser Beziehung die erste Stelle einnimmt. Die größten Bahnnetze sind im deutschen Tieflande mit dem Knotenpunkte Berlin und im Rheingebiet mit den Knotenpunkten Düsseldorf, Köln, Frankfurt am Main und Straßburg. In Süddeutschland sind München und Nürnberg wichtige Punkte.

Zu den Verkehrsmitteln gehören auch das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen. Den gewaltigsten Aufschwung nahm das Postwesen seit der im Jahre 1874 (auf Betreiben des deutschen Generalpostmeisters Dr. von Stephan) erfolgten Gründung des Weltpostvereins, dessen Aufgabe es ist, den Weltpostverkehr auf alle Weise zu fördern und zu erleichtern.

In Bezug auf das Telegraphenwesen steht Deutschland mit Frankreich auf gleicher Stufe; in der Ausbildung und Anwendung des Telephons aber übertrifft es alle Länder der Erde.

Nach Tromnau.

103. Der Außenhandel des Deutschen Reiches.

Die hervorragende Stellung des Deutschen Reiches im Welthandel beruht auf seinen mannigfachen und teilweise großartigen Industriebetrieben. Sie liefern besonders Gegenstände zur Ausfuhr, müssen aber ihre Rohstoffe größtenteils aus dem Auslande beziehen, während das Reich an Rohstoffen fast nur Kochsalz und Kohlen ausführt.

An Erzeugnissen der Landwirtschaft bleibt die Ausfuhr hinter der Einfuhr ungeheuer zurück. Deutschland bezieht Getreide besonders aus Rußland, Österreich-Ungarn und den Niederlanden, aus Nordamerika und Ostindien (Weizen); seine Getreideausfuhr ist verschwindend klein. Auch an Vieh und Fleisch deckt Deutschland seinen Bedarf nicht. Es bezieht von außerhalb Pferde (fast aus allen Nachbarländern), Rindvieh (aus Dänemark, Österreich-Ungarn, der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden), Schweine (aus Rußland, Österreich-Ungarn), Speck, Schmalz, Rauchfleisch und Fleischextrakt (besonders aus Amerika). Die Viehausfuhr erstreckt sich hauptsächlich auf Schweine und Schafe. Eine große Einfuhr an Heringen, meist gesalzen, findet aus England, Skandinavien und den Niederlanden statt.

Auch der deutsche Wald genügt den an ihn gestellten Anforderungen nicht. Bau- und Nutzholz wird aus Österreich-Ungarn, Rußland und Skandinavien, ausländisches Holz (für den Schiffsbau und die Möbelindustrie) aus Mittelamerika, Mexiko und den Antillen (Blau- und Gelbholz, Mahagoni, Palisander, Zedern), aus Südamerika (Ebenholz, Mahagoni), aus Ostindien und den ostasiatischen Inseln (Blauholz, Ebenholz, Sandel- und Teakholz) eingeführt; dem gegenüber steht eine geringe Ausfuhr, besonders nach Westen.

Das Ergebnis des Bergbaues gestattet eine bedeutende Ausfuhr. Die Einfuhr englischer Steinkohlen und böhmischer Braunkohlen wird durch eine ganz bedeutende Steinkohlenausfuhr nach den westlichen Nachbarländern, nach Rußland, der Schweiz und Österreich-Ungarn überwogen. Salz wird besonders nach Belgien und den Niederlanden, der Schweiz und Österreich-Ungarn ausgeführt. Die Einfuhr an Erzen (Eisenerze aus Frankreich, den Niederlanden, der Balkanhalbinsel) übertrifft die Ausfuhr an Wert, wenn sie auch an Gewicht hinter ihr zurückbleibt, da Deutschland viele wertvolle Metalle vom Auslande beziehen muß.

Kolonialwaren (Kaffee, Thee, Zucker, Kakao, Reis, Gewürze, Tabak), Südfrüchte, Wein und feine Spirituosen, sowie Petroleum, bezieht das Reich fast nur vom Auslande.

Amerika, Indien und Ostasien liefern die Kolonialwaren, hauptsächlich über Großbritannien und die Hansastädte, teilweise auch über Rußland. Deutschland betreibt jedoch eine großartige Ausfuhr von Zucker, namentlich nach England und den überseeischen Gebieten. Lebkuchen werden von Nürnberg nach allen Erdteilen versendet. Südfrüchte (Zitronen, Orangen, Weintrauben, frisch und getrocknet, Datteln, Feigen) kommen besonders aus den Mittelmeerländern und Frankreich, der Levante und Nordafrika. Petroleum wird aus Rußland und der Union eingeführt. Weine kommen aus Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, der Pyrenäenhalbinsel und einigen Gegenden fremder Erdteile. Ausgeführt wird wenig Wein, aber viel Bier (nach allen Erdteilen und in Europa besonders nach Belgien und Frankreich).

Die Rohstoffe der Textilindustrie kommen aus Australien und Südamerika (Schaf-, Lama- und Alpakawolle), Rußland (Flachs), England (Leinen und Baumwollengarne), der Union und Ostindien (Baumwolle), der Schweiz und Italien (Roh- und Florettseide). Den Hauptmarkt für die Erzeugnisse dieser Industrie bilden die Union, die deutschen Kolonien und andere überseeische Gebiete, Großbritannien, die Niederlande und die Schweiz; fertige Kleider und Putzwaren verlangen besonders Großbritannien und die Niederlande.

Die Fabrikate der deutschen chemischen Industrie (besonders Säuren und Salze, Parfümerien, Arznei- und Farbwaren, Schreib- und Zeichenmaterial) finden großen Absatz in allen Nachbarländern, in Skandinavien und der Union; ebenso deutsches Papier und deutsche Pappe. Sehr bedeutend ist die Ausfuhr in fertigen Lederwaren, besonders in Handschuhen, wozu die Nachbarstaaten die Rohstoffe liefern.

In den Gegenständen der Maschinenindustrie ist die Ausfuhr bedeutender als die Einfuhr. Fast alle europäischen Länder beziehen von Deutschland Nähmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen und Lokomotiven; groß ist auch die Ausfuhr von Musikinstrumenten (Klavieren, Violinen), besonders außerhalb Europas; die Einfuhr von Taschenuhren (aus der Schweiz und Frankreich) überwiegt die Ausfuhr. Gegenstände der Metallindustrie (besonders Eisenwaren) finden in den Nachbarstaaten und der Union Absatz, Kurz- und Schmuckwaren in England, Österreich, Rußland, Spielwaren besonders in England und der Union.

Da in vielen Gegenständen, besonders in Zucker, Steinkohle, seidenen und halbseidenen Strumpfwaren, Leibwäsche, Putz und Maschinen die Ausfuhr steigt, so ist damit ein kräftiger Trieb zur Weiterentwicklung der deutschen Industrie gegeben.

Brust und Berdrow.

104. Deutschlands Kolonien.

Im Jahre 1527 erhielt das Handelshaus Welser in Augsburg von Kaiser Karl V. als Pfand für geliehene Geldsummen Venezuela. Es konnte aber die Kolonie den Spaniern gegenüber nicht behaupten.

1661 schickte der „Groſse Kurfürst“ von Brandenburg ein Schiff seiner neugegründeten Flotte nach der Sklavenküste in Afrika, lieſs in den Gebieten einiger Negerhäuptlinge die preuſsische Flagge hissen und nahm dadurch von dem Lande Besitz. In dem folgenden Jahre legte man die kleine Festung Groſsfriedrichsburg an; allein schon unter Friedrich Wilhelm I. wurde die Kolonie für 6000 Gulden an die ostindisch-holländische Handelskompagnie verkauft.

Erst 1884 dachte man in Deutschland wieder an die Erwerbung von Schutzgebieten. Nun besitzt das Deutsche Reich in zwei Erdteilen Kolonien.

A. Jn Afrika. 1. Das Togoland, ungefähr so groſs wie Württemberg, liegt an der Sklavenküste in Oberguinea und grenzt im Westen an englisches, im Osten an französisches Besitztum. Kleinpopo ist einer der wichtigsten Handelsplätze dieser Kolonie, und hier hat der regierende deutsche Beamte seinen Sitz. Das tropische Klima können Europäer nicht gut vertragen. Im Innern des Landes findet man Wälder mit Ölpalmen und Affenbrotbäumen, auch Negerdörfer mit Gärten und Feldern. Die Einwohner bauen Yams (eine der Kartoffel ähnlich schmeckende Wurzel), Kassawa (eine Rübenart), Mais, Reis, Bohnen, Bananen und Baumwolle. Die Ausfuhr besteht in Palmöl, Palmkernen (aus welchen man Öl preſst), Elfenbein, Gummi und Erdnüssen.

2. Kamerun hat die Gröſse des Königreichs Preuſsen. Das Land liegt nur einige Grade nördlich vom Äquator; das Klima ist deshalb tropisch und für den Europäer noch gefährlicher als im Togoland; er vermag Arbeiten, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sind, nur schwer vorzunehmen. An der Küste herrschen tödliche Fieber; landeinwärts erhebt sich das Land, und im Kamerungebirge steigt der Götterberg bis zu 4000 m auf; in der Höhe von 1000 m findet der Europäer ein fieberfreies Klima und die Temperatur Italiens und Griechenlands. In Kamerun gedeihen Ölpalmen, Brotfrucht-, Zitronen- und Apfelsinenbäume, Reis und Mais. Pflanzungen von Tabak, Kaffee, Kakao und Thee sind angelegt worden und versprechen reichen Ertrag. Als Haustiere haben die Eingebornen Schweine, Schafe, schlappohrige Ziegen und

Hühner. Affen (besonders Schimpansen, Paviane und Meerkatzen), ferner Papageien und Nashornvögel schaukeln sich auf den Baumästen; Leoparden lauern hinter Gebüsch auf Beute; Wildschweine, Büffel und Krokodile hausen im Dschungeldickicht, und Flufspferde tummeln sich in den Fluten der Ströme. Unter den Schlangen ist namentlich die giftige Puffotter gefürchtet. Moskitos und andere Insekten werden in den Sommernächten zur fast unerträglichen Pein. Der Handel liegt gröfstenteils in den Händen von Hamburger Kaufleuten, und Palmöl, Palmkerne, Kautschuk und Elfenbein bilden die Ausfuhrartikel.

3. Der wichtigste Ort von Deutsch-Südafrika ist Angra-Pequena. Auf der sandigen und unwirtlichen Steilküste sieht man weder Baum, noch Strauch, nicht einmal einen Grashalm; nur Seevögel beleben sie. Das Hinterland besteht aus Hochebenen und dem Kalaharibecken, das teils Steppe, teils Wüste ist. Der Wassermangel und der Mangel an Verkehrswegen machen eine Kultivierung des Landes unmöglich, dessen Gebiet an Flächeninhalt das des Deutschen Reiches übertrifft, und in dem man Kupfer und goldhaltigen Quarz entdeckt hat. Nur die Flufsufer sind fruchtbar. Der Reichtum der Bewohner besteht in Rinder- und Schafherden; darum liegt der Hauptwert dieser Kolonie darin, dafs die Kaufleute Schlachtvieh ankaufen können. Als Ausfuhrartikel sind noch Straufsfedern zu erwähnen. An Raubtieren, nämlich an Löwen, Panthern, Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, Wölfen, wilden Hunden und Schakalen mangelt es nicht. — Von den in Südafrika ansässigen holländischen Bauern haben einzelne Volksstämme holländisch gelernt. Die Mission ist an den Eingebornen mit Erfolg thätig.

4. Deutsch-Ostafrika. Das Land umfafst die Hinterlandschaften der Sansibarküste, sowie die Küste selbst, welche 1890 um vier Millionen Mark vom Sultan in Sansibar gekauft wurde. Das ganze Gebiet ist etwa doppelt so grofs, wie das Deutsche Reich. Die Küste ist sumpfig und ungesund. Die wichtigsten Küstenplätze sind Dar es Salaam, Bagamajo und Pangani. Den Gipfel des 5700 m hohen Kilimandscharo bedeckt ewiger Schnee. Die Hochländer und Berglandschaften senken sich nach dem Gebiet der grofsen Seen; nach der Küste zu fallen sie in Terrassen steil ab. Es wechseln hier sehr fruchtbare Gebiete mit wüstenartigen Wildnissen und grasreichen Steppen. Diese sind die Heimat der Antilopen, Büffel, Giraffen und Zebras und das Jagdgebiet der Leoparden, Schakale, Hyänen und Löwen. In den

Urwaldgebieten findet man den üppigsten Pflanzenwuchs; da hausen Affen, Elefanten und Nashörner, und in den Flüssen und Seen wimmelt es von Flufspferden, Krokodilen und Fischen. Inmitten dieser Wildnisse trifft man auch fruchtbare, wohlbevölkerte Landschaften an mit Gärten und Feldern. Auf den Feldern bauen die Eingebornen Yams, Reis, Hirse und Hülsenfrüchte. Unter den Fruchtbäumen ist die Banane unerschöpflich in den Gaben, welche sie dem Menschen gewährt. Aufserdem gedeihen Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Kaffee sehr gut. Elfenbein, Kautschuk, Sesam und Häute bilden die Hauptwaren, die von Trägerkarawanen nach der Küste gebracht und hoffentlich bald durch Eisenbahnen dahin geschafft werden.

B. In Australien. 1. Kaiser Wilhelms-Land. Dasselbe nimmt den nordöstlichen Teil der Insel Neuguinea ein und ist etwa $^1/_3$ mal so grofs wie das Deutsche Reich. Die Küste hat nur zwei gröfsere Einbuchtungen, aber mehrere Häfen. Zahlreiche Flüsse entspringen dem Bismarckgebirge, das zu den höchsten der Erde gezählt werden mufs. Der Kaiserin Augusta-Flufs wird mit Dampfern befahren. Vor den Bergketten liegt ein breites Tiefland. Das Klima ist tropisch, aber nicht so ungesund, wie das in Afrika. Die Pflanzenwelt ist üppig. Aus der Tierwelt sind Schweine und Känguruh, Paradiesvögel und Kasuare zu nennen. Den Eingebornen, den gutmütigen, friedlichen Papuas dienen Kokosnüsse, Bananen, Sago, Reis, Yams, Gurken, Bohnen, wilde Feigen u. s. w. als Nahrung. Zuckerrohr und Tabak pflanzt man an. Die Hafenplätze blühen immer mehr empor, Finschhafen ist bereits ein schmuckes Städtchen mit zahlreichen Wohnhäusern, Schuppen und Werkstätten.

2. Die übrigen deutschen Kolonien in der Südsee. Der Bismarckarchipel umfafst die Inseln Neupommern, Neumecklenburg, Neulauenburg und Neuhannover. Die Natur der Inseln erinnert an das Kaiser Wilhelms-Land. Hier sind die Papuas (die Eingebornen) kriegerisch und von wilden Sitten, aber tüchtig als Arbeiter. Ausfuhrartikel bilden Kopra (getrocknete Kokosnufskerne, die man zur Seifenbereitung verwendet), Sago und Baumwolle.

Auf den Marschallinseln gedeiht die Kokospalme vortrefflich und liefert den Eingebornen alles, was sie brauchen: Nahrung, einen frischen Trunk, Material zum Hausbau und zu Geräten und im Koprastoff einen wertvollen Handelsartikel. Aufserdem findet man hier noch Brotfruchtbäume und Melonen. Die Bewohner sind hellfarbig, friedlich und

harmlos. Sie leben gröſstenteils von Pflanzenkost und verkaufen manches Stück ihrer Haustiere, um dafür von den Europäern Reis, Brot und Zucker einzuhandeln.

G. K. Nach verschiedenen Quellen bearbeitet.

Geschichtliches.

105. Wie es vorzeiten bei uns war, und was zu der Väter Zeiten geschehen ist.

Von der allerältesten Geschichte unseres Volkes wissen wir recht wenig. Schreiben konnten unsere Väter noch nicht, und die älteste Kunde von ihren Göttern und Helden vererbten sich nur in Liedern und Sagen von Geschlecht zu Geschlecht. Diese gingen aber auch verloren, und so hören wir nicht eher etwas Gewisses, als bis unsere Vorfahren mit den Römern in Berührung kamen. Diese haben dann von ihnen berichtet. Sie nennen dieselben Germanen. Was dieser Name bedeutet, ist nicht gewiß zu sagen. Die Germanen nannten sich nicht so. Sie hießen sich vielmehr wahrscheinlich von Anfang an schon „Deutsche“ und wollten sich damit als Leute bezeichnen, die einer Gemeinschaft angehören, welche man vor allen andern oder ganz allein ein „Volk“ nur nennen könne. In öffentlichen Urkunden wird zum erstenmale im Jahr 813 unser Volk das „deutsche“ genannt.

Als die Römer zuerst nach Deutschland kamen, war dasselbe noch zum größten Teile mit Urwald bedeckt, und darum war es denn auch voll von Sümpfen und Morästen. Besonders wunderten sich die Römer über die ungeheuren Eichen der deutschen Wälder, von denen sie meinten, dieselben seien wohl schon mit der Erde selber entstanden. Die Wurzeln hätten bei manchen so weit aus der Erde sich erhoben, daß ein Reiter darunter habe wegreiten können. Übrigens war der Boden an manchen Stellen doch recht fruchtbar, und man baute Roggen, Gerste, Hafer, besonders auch Flachs. Von den Rettichen sagten die Römer, daß manche so groß wie Kinderköpfe gewesen seien. An Haustieren hatte man Rindvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Geflügel und Bienen. Aber die kriegstüchtigen Männer kümmerten sich wenig um Ackerbau und Viehzucht, — das überließen sie den Weibern und Schwachen, — sie hingegen lebten der Jagd; das Jagdvergnügen galt ihnen als Vorübung zur Kriegstüchtigkeit. Und dazu fand sich genug Ge-

legenheit; denn außer Bären, Wölfen, Hirschen und Ebern gab's dazumal auch noch Elentiere und den großen gewaltigen Wiesent oder Auerochsen, aus dessen mächtigen Hörnern sie Trinkgefäße machten.

Salzquellen gab es viele im Lande, und die einzelnen Stämme und Völkerschaften führten oft um den Besitz derselben die blutigsten Kämpfe. Auch waren den Römern schon die Heilquellen zu Spaa und Wiesbaden bekannt. Das Klima war wegen der großen Wälder, durch deren Dickicht kein Sonnenstrahl drang, und wegen der vielen Sümpfe und Moore kalt, rauh und nebelig. Trotzdem haben unsere Vorfahren ihr Vaterland und ihre Freiheit von Herzen lieb gehabt, und der Römer Plinius schreibt von ihnen: „Sollten diese Völker von uns Römern überwunden werden, so würden sie sagen, sie seien Sklaven geworden."

Aber so leicht wurden allerdings die Deutschen keine Sklaven; denn sie waren kräftige und große Leute. Die Brust war breit und stark, das Haar gelb, bei den Kindern im frühesten Alter weiß, das Auge blau, der Blick durchdringend und kühn. Die Leibeslänge betrug meistens 2 Meter und darüber. Dazu härteten sie sich von Jugend auf ab. Die neugebornen Kinder wurden gleich in kaltes Wasser getaucht, und mit kalten Bädern stärkten sich Knaben und Männer, Mädchen und Frauen ihr ganzes Leben hindurch. Bekleidet waren sie mit weitem, kurzem Rock oder mit Fellen wilder Tiere, die sie auf der Jagd erbeuteten. Dabei blieb ein Teil des Körpers ganz unbedeckt. Die Kinder trugen selbst im Winter eine sehr spärliche Kleidung.

Die Wohnungen der alten Deutschen waren höchst einfach. Die Hütte lag meist inmitten der Feldmark, welche zu derselben gehörte und mit einem Gehege oder Erdwall umschlossen war. Einfach zugehauene Balken wurden aufgerichtet und kunstlos mit einander verbunden, die Fächer mit Zweigen ausgeflochten und diese mit Lehm und Stroh beworfen. Die Wände färbte man gern mit hellglänzenden Farben. Das Ganze deckte ein Strohdach, unter welchem auch das Vieh mit wohnte.

Einfach war auch ihre Nahrung; Fleisch und Milch gehörte zu den gewöhnlichen Speisen. Aus Gerste und Hafer bereiteten sie ein Bier, ihr Lieblingsgetränk, aus Wasser und Honig den stark berauschenden Met. Oft tranken sie über Maß, oft gaben sie sich der Trunk- und Spielsucht, ihren beiden Hauptlastern, hin. Beim Becher wurde beraten, was sie in Krieg und Frieden Wichtiges vorhatten; Beschluß faßten sie jedoch erst am folgenden Tage, wenn sie wieder nüchtern geworden waren. „Sie ratschlagten also," sagt Tacitus, „wenn sie sich nicht verstellen und faßten Beschluß, wenn sie nicht irren konnten," d. h. wenn sie ruhiger Überlegung wieder fähig waren. Das Würfelspiel trieben sie mit solcher Leiden-

schaftlichkeit, daß mancher, wenn er alles verloren hatte, sich selbst und seine eigene Freiheit auf den letzten Wurf setzte. Und verlor er auch diesen Wurf, dann ließ er sich willig binden und in die Knechtschaft verkaufen, wenn er auch viel jünger und kräftiger war als sein Gegner. „Das nennen sie Treue," schreibt Tacitus.

Dabei besaßen sie unbändigen Mut, unerschütterliche Tapferkeit, unvertilgbaren Freiheitssinn, große Vaterlandsliebe, ernste Gottesfurcht, Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, Treue und Redlichkeit und zeigten sich züchtig und gastfreundlich, so daß Tacitus von ihnen rühmt: „Dort lächelt niemand über das Laster. Verführen und Sichverführenlassen heißt dort nicht vornehmer Ton; denn bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze." Und der Römer Seneka sagt von ihnen: „Wer ist kühner als der Germane?" und ein anderer Römer, Sidonius, schreibt: „Nur der Tod überwindet sie, nicht die Furcht. Ihre Mienen drohen noch im Tode; ihr Mut überlebt sie selber." Von ihrer Freiheitsliebe sagt der römische Dichter Lukanus: „Die Freiheit ist ein deutsches Gut."

Die Ehe wurde heilig gehalten. Bei keinem Volke in der Welt stand das Weib in solcher Achtung, wie bei den Deutschen. Das Weib galt den Deutschen als Inbegriff der höchsten Keuschheit und Reinheit, und sie sahen daher in ihm etwas Höheres, Heiliges, der Gottheit Verwandtes. So hat's unter ihnen immer auch solche gegeben, die als Seherinnen heilig gehalten wurden. Diese nannten sie „Walen." Das Mädchen heiratete selten vor dem 20., der Mann selten vor dem 30. Lebensjahre. Eine Mitgift wurde dem Manne nicht zugebracht; er mußte im Gegenteil dem Vater oder Vormund der Braut das Recht, sie künftig vor Gericht zu vertreten, durch ein Geschenk abkaufen, mußte ihr auch noch eine Morgengabe geben, die ganz ihr Eigentum war und nach ihrem Tode ihren Verwandten zufiel. Ehebruch kam äußerst selten vor, und der Mann hatte in solchem Falle das Recht, die Frau zu töten oder sie zu verstoßen. Nach dem Tode des Mannes hat manchmal die Frau sich selbst getötet; niemals ist sie aber in eine zweite Ehe getreten.

Von Kunst und Wissenschaft ist natürlich nicht viel zu sagen; aber Dichter gab es schon bei den alten Deutschen. Sie priesen in Liedern die Thaten der Vorfahren, und diese Lieder sind bei Volksversammlungen, bei öffentlichen Opfern und bei Leichenbegängnissen gesungen worden. Auch vor dem Beginn einer Schlacht stimmten die alten Deutschen die alten Heldenlieder an und schlugen dabei an die Schilde, sangen auch wohl in die Höhlungen der Schilde hinein, um den Klang des Liedes dadurch zu verstärken.

Sie hatten eine Art von Schrift, deren einzelne Zeichen sie Runen hießen. Diese wurden zwecks längerer Dauer manchmal in Steine eingehauen, sonst aber in hölzerne Stäbe geschnitten (z. B. von Buchenholz, daher der Name „Buchstab“). Es haben sich solche Runenstäbe und Runensteine bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Volk bestand aus Freien und Unfreien. Unter den Freien gab es Vollfreie, die ein festes, unveräußerliches Besitztum hatten, und Nichtvollfreie, die noch nicht für wehrhaft erklärt waren oder kein eigenes Besitztum hatten, oder die in irgend welcher (ob freiwilliger oder notgedrungener) Abhängigkeit lebten. Dazu gehörten auch die Dinglichhörigen, die Lehensleute oder Vasallen, welche von großen Grundbesitzern ein Lehen hatten, das sie bewirtschaften konnten wie ihr Eigentum; für ein solches Lehen mußten sie an den Lehensherrn Abgaben entrichten und ihm Beistand im Kriege leisten. Nichtfrei war, wer kein eigenes Recht hatte und sich nicht selber verteidigen durfte. Dazu gehörten vor allem die leibeigenen Knechte oder Sklaven, wohl meistens Kriegsgefangene. Diese gehörten mit ihren Kindern ganz und gar ihren Herren zum Eigentum und konnten verkauft und verschenkt werden wie ein Rind oder ein Pferd. Sie hatten es übrigens meist gut bei ihren Herren.

Der Hausvater, welcher eigenen Grund und Boden besaß, war der gesetzliche Vormund aller seiner Angehörigen. Er mußte für alle vor Gericht eintreten, und dafür waren sie sämtlich „in seinem Banne,“ d. h. sie mußten ihm gehorchen. Alle, die zu einer Familie gehörten, hießen zusammen die Sippe oder Sippschaft; die männlichen Angehörigen nannte man Schwertmagen, weil sie das Schwert führen durften, die weiblichen Spillmagen, weil sie beim Spinnen die Spille oder Spindel benützten. Wenn einer von den Schwertmagen durch Heirat oder auf eine andere Art selbständige Stellung fand, dann wurde er frei von des Hausvaters Gewalt. Daher heißt heiraten auch freien bis auf den heutigen Tag.

Mehrere naheliegende Grundbesitzer vereinigten sich zu einer Gemeinde oder Mark, und der ganze Grundbesitz von ihnen allen zusammen hieß die Markung. Ein großer Teil von Wald und Weide blieb ihnen allen gemeinsam und wurde Allmende genannt. Mehrere Gemeinden verbanden sich zu einem Gau und führten dann einen gemeinsamen Namen. Manchmal vereinigten sich wieder mehrere Gaue zu einem Bunde oder einer Eidgenossenschaft.

Bei den meisten deutschen Völkerschaften gab es vornehme Geschlechter, die zumeist ein großes Besitztum und viele Vasallen und hörige Leute hatten, und die dadurch, auch wohl durch Kriegs-

und Heldenthaten, zu Macht und Ansehen gekommen waren. Die Angehörigen dieser Geschlechter hießen Edelinge und machten den Adel des Volkes aus. Aus ihnen wurden die Richter, die Führer und Leiter des Volkes gewählt, und zwar die Gottesfürchtigsten und Frömmsten zu Oberpriestern, die Ältesten und Erfahrensten zu Grafen oder Gaurichtern. Auch die Fürsten, welche als die Vordersten die waffenfähige Mannschaft der Gemeinde führten, und die Herzöge, welche vor dem Kriegsvolk der ganzen Landesgemeinde als die Führer herzogen, wurden aus ihnen erwählt. Dazu versammelten sich alle Vollfreien der ganzen Gemeinde oder Landesgemeinde an irgend einem geweihten Orte, der Malstatt oder Thing hieß. Wurde ein Vorschlag gemacht, der den Beifall der Landesversammlung fand, dann schlugen sie dröhnend an die Schilde; dagegen gaben sie ihr Mißfallen durch Zischen und Murren kund.

Recht wurde gesprochen von den Gaugrafen, welchen Schöffen zur Seite standen. Die Gesetze beruhten auf Gewohnheit und Herkommen und erbten sich mündlich fort in kurzen Sprüchen von Geschlecht zu Geschlecht oder waren in Runenschrift auf Balken eingeschnitten. Konnte das Recht nicht gefunden werden wegen mangelnden Beweises, dann entschied der Eid, der in gar feierlicher Weise abgelegt wurde. War auch so die Wahrheit nicht an den Tag zu bringen, dann schritt man zum Ordal oder zum Gottesurteil, das in der Feuer- oder Wasserprobe bestand. Der Beschuldigte mußte mit bloßen Händen ein glühendes Eisen halten oder mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen gehen oder mit dem nackten Arm aus einem Kessel siedenden Wassers einen Stein holen. Leibesstrafen durch Schläge und Freiheitsentziehungen (durch Gefängnis) kamen bei den alten Deutschen nicht vor. Die Todesstrafe wurde nur vollzogen an Feigen, Vaterlandsverrätern, Ehebrechern und Dieben.

Mit dem 20. Lebensjahre wurde der Freie wehrfähig und damit auch kriegspflichtig. Drohte dem Lande eine große Gefahr, oder beschloß man einen allgemeinen Volkskrieg, dann bot man den Heerbann auf, d. h. man rief die ganze waffenfähige Mannschaft zu den Waffen. Manchmal wurden auch Freiwillige zu einem Beutezuge in Feindesland aufgeboten, um die junge Mannschaft in ernstem Kampf in den Waffen zu üben oder auch um neue Wohnsitze zu erobern; so zogen z. B. die Cimbern und Teutonen in das schöne Land der Römer. Oft sammelte sich um einen berühmten, bewährten Führer ein großer Haufe der kriegslustigen Jugend. Diese verbanden sich ihm dann auf Leben und Tod. Das nannte man eine Gefolgschaft. Dem Fürsten war es eine Schande, im Kampf besiegt zu werden; den

Mannen seines Gefolges aber war es fast noch größere Schande, in Kampf und Not ihn lebend zu verlassen. Das soll auch kaum jemals vorgekommen sein.

Die Hauptwaffen der alten Deutschen waren Schild und Speer. Die Schilde waren lang und schmal, aus Holz verfertigt oder aus Weiden geflochten und mit dickem Leder überzogen, das man mit verschiedenen Zeichen bunt bemalte; daher stammen die Wappen. Manche trugen auch Harnisch und Helm. Die Speere versah man am Ende mit einer scharfen eisernen Spitze; sie dienten zu Stoß und Wurf. Auch Keulen und Streithämmer aus Eisen und Stein wendete man an. Den Schild im Kampfe im Stich zu lassen, sah man als unauslöschliche Schmach an. Wem das je widerfahren war, der durfte sich nicht mehr sehen lassen in Volksversammlungen und Gottesdiensten, und manche, die so dem Tode in der Schlacht entronnen waren, haben sich freiwillig das Leben genommen, weil sie die Schmach nicht länger ertragen konnten.

In den ältesten Zeiten beteten die Deutschen Sonne, Mond und Sterne, auch die Erde und das Feuer an und verehrten auch allerlei Naturkräfte als Gottheiten. Der Sonne wurden weiße Pferde in heiligen Hainen gehalten. Die Priester achteten auf deren Wiehern; denn daraus deuteten sie die Zukunft. Ein weißes Roß führte nach ihrem Glauben unsichtbar den Sonnengott ihnen nach in die Schlacht, daß er ihnen Sieg und Beute gebe. Sie stellten das Gottes-Zeichen, gekreuzte Pferdeköpfe, oben auf die Giebel ihrer Häuser, und bis heute prangt das weiße Roß im Wappen des Welfenhauses.

Später haben unsere Väter sich ihre Götter als Personen gedacht und sie auf heiligen Bergen in heiligen Hainen, besonders unter alten Eichen, auch wohl an Seen, Flüssen und Quellen verehrt. Tempel bauten sie ihnen nicht. Wodan war ihr höchster und oberster Gott, der unsichtbare, sich selbst gleiche, ewige Schöpfer des Weltalls, auch Alfadur oder Allvater genannt. Wie er die Welt aus dem Nichts erschaffen, so wird er sie einst auch wieder vernichten; und dann, wenn diese jetzige Welt durch Feuerflammen verzehrt ist, wird der Alfadur einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, in welchen kein Übel herrscht. So lehrten die Alten. Dem Wodan war der Mittwoch geheiligt, der auch noch in manchen Gegenden des deutschen Vaterlandes wie auch in England nach ihm den Namen führt.

Dem Wodan zunächst standen seine beiden Söhne, Tyr und Thor. Wodan heißt der Hohe, Tyr der Gleichhohe und Thor der Dritthohe. Tyr, auch Tiu genannt, war der Gott des Krieges, und ihm war der Dienstag heilig, der auch von ihm den Namen trägt. Thor war der Gott des Donners, der im Gewitter mit

dem Blitze seinen Streithammer auf die Erde schleuderte; dieser flog sofort von selber in seine Hand zurück. Der Donnerstag war ihm geheiligt und trägt von ihm den Namen.

Von den andern Göttern der alten Deutschen soll nicht mehr viel erzählt werden. Nur die Göttin der Liebe wollen wir noch nennen, Freia, und die Göttin der Ehe, Fria, von der der Freitag den Namen hat, und Baldr, den Gott des Lichts und der Schönheit, und Loki, den Bösen, durch dessen schlimme Verführungskünste die Sünde auf Erden überhand nimmt, bis dann das Ende kommt. Auch wußten sie noch viel zu sagen von gewaltigen Riesen und klugen Zwergen, von denen ja auch unsere Märchen und Sagen noch vieles erzählen.

Unsere Väter glaubten an ein Jenseits; darum beweinten sie ihre Toten nicht lange, behielten sie aber desto länger im Gedächtnis. Die im Kampfe ehrlich gefallen waren, kamen in die schöne Himmelsburg, Walhalla genannt, wo sie sich das Leben etwa so dachten, wie sie es auf ihren Siegesfesten hier auf der Erde zu führen pflegten, und wo sie unter Wodan selbst ihre Kämpfe fortsetzen durften. In die übrigen Räume des Himmelsgartens, Asgard genannt, kamen die Weiber und Kinder. Die aber nicht im Kampfe gefallen und die irgend auf Erden ehrlos gewesen waren, kamen in das traurige Niflheim, wo ewig Kälte und Nebel herrschte, und wo die grimme Hela regierte.

Nach L. W. Fricke.

106. Landbau und Handwerk bei den alten Deutschen.

Aus den Römerberichten erkennen wir deutlich, wie der deutsche Landmann damals lebte, im Norden in Einzelhöfen, aber auch in offenen Dörfern. Wahrscheinlich hatte, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee schon die ersten einfachen Dämme gegen die schwellende See gezogen; schon stand sein Wohnsitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Flut über dem Wasser erhielten; schon weideten seine Schafe im Sommer in dem Grün des neu angeschwemmten Bodens. Im Binnenlande aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er schon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Herden von Borstvieh lagen im Schatten der Laubwälder, und die geräucherte Ware aus Deutschland war unter Diokletian ein namhafter Handelsartikel; die westfälischen Schinken wurden den Marsen und Menapiern abgekauft und bis nach Griechenland und Kleinasien verfahren. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, langlockige Schafe an den trockenen Berglehnen. Mit dem Flaum der Gänseherden wurden weiche Pfühle gestopft. Der fremde Händler, welcher Luxuswaren und gute Geldstücke der

Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmanns fuhr, tauschte von ihm die hochgeschätzten Gänsefedern, Schinken und Würste aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, sogar Toilettengegenstände: blondes Haar der Sklaven und feine Pomade zum Haarfärben ein. Schon kaufte er deutsche Möhren auf, welche sein Kaiser Tiberius als Delikatesse empfohlen hatte; er sah mit Erstaunen in dem Garten seines deutschen Gastfreundes riesenhafte Rettiche und erzählte seinen Landsleuten, daß ihm ein Deutscher wilde Honigwaben von 60 cm Länge gewiesen habe.

Auch das Handwerk rührte sich in den Häusern, gerade so kunstvoll, wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann; am angesehensten waren die Schmiede. Eisen war teuer, aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen. Die Schneide der Schwerter und Messer wußte man zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden.

Der Goldschmied faßte die Hörner des Urs mit edlem Metall zu Trinkgefäßen; er fertigte Halsketten und Armringe, zuweilen mit sinnigen Arabesken von Schlangenwerk, und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster eingeführter Münzen und römischer Legionsorden. Die Bewohner des Seestrandes bauten ihre Wogengänger, die Schiffe, höchst praktisch für den starken Wogenschwall der Nordmeere; mit zierlicher Schnitzarbeit versahen sie die gekrümmten Steven*) und zogen buntgefärbte Segel an den Mast. Auf dem Webstuhl, dem uralten Besitz der Indogermanen, webten die Frauen in unterirdischem Raume, dem Tung, der gegen die Kälte mit Dünger belegt wurde, leinene und wollene Stoffe; sie färbten mit Färberröte und blauem Waid; sie verfertigten wasserdichten Flaus und feine Fransen und Borten und stickten mit der Nadel. Die nationale Tracht der Deutschen war — außer dem Pelzrock — ein regendichtes, wollenes Wams, dem Ärmeren nächst dem Schurz um die Lenden und dem ledernen Bundschuh zuweilen das einzige Kleidungsstück; wer etwas auf sich hielt, trug darunter ein enges, leinenes Unterkleid. Auch die Pelzröcke wurden, wenigstens im Binnenlande, wo man wertvolle römische Stoffe nicht leicht erhalten konnte, sorglich gefertigt und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter saß auf seiner oder des Blutgenossen Hufe, aber er arbeitete für den Haushalt des Häuptlings. Auch der Nachbar Schmied war ein Landwirt wie jeder andere. Die Germanen wußten eben zu machen, was sie brauchten. Daß sie ihren Bedarf geschickt verfertigten mit allen nötigen Werkzeugen, ist selbstverständlich; denn wir wissen, daß viele dieser Werkzeuge zu den frühesten Erfindungen

*) Der Steven = der starke Balken am Vorder- und Hinterteile des Schiffes.

des Menschengeschlechts gehören und schon in den Zeiten, welche vor aller Geschichte liegen, und lange bevor man Metalle verarbeitete, mit erstaunlichem Scharfsinn erdacht worden sind.

Gustav Freytag.

107. Die deutschen Städte im Mittelalter.

Die Bewohner der Städte bestanden ursprünglich aus den freien Bauern, welche Heinrich I. dahin berufen und mit mancherlei Vorrechten ausgestattet hatte. Ihre Nachkommen bildeten die sogenannten Geschlechter, welche sich als höher stehende von den Nachkommen der unfreien Leute und von denen, welche später eingewandert waren, absonderten. Sie machten Anspruch auf die alleinige Verwaltung der städtischen Angelegenheiten; aus ihrer Mitte wurden die Schöppen oder Ratsherrn und die Schultheißen erwählt; sie hatten fast den ganzen Grundbesitz in Händen. Als aber die Zahl der minderberechtigten Bürger durch Zuzug vom platten Lande wuchs und unter diesen das Handwerk aufblühte, da errangen auch sie sich allmählich durch Vereinigung eine bessere Stellung; sie bildeten Zünfte oder Innungen, und die Versammlung der Zunftmeister, unter dem Vorsitze des aus ihrer Mitte gewählten Bürgermeisters, strebte immer kräftiger und erfolgreicher nach völliger Gleichberechtigung mit den Geschlechtern. Namentlich, wenn die Städte in Fehden mit Fürsten oder Rittern verwickelt waren und die Geschlechter der starken Arme der Handwerker nicht entbehren konnten, gewannen die letzteren einen immer größeren Anteil an Ehren und Reichtümern. Endlich ward im 13. und 14. Jahrhundert fast in allen Städten Süddeutschlands eine oft blutige und gewaltsame Umwälzung der Dinge durchgesetzt, wodurch die Regierung an die Zünfte kam, während sich im Norden die Geschlechter durch das Übergewicht der Kaufmannsgilden länger behaupteten.

Für die Einrichtung der Zünfte waren die Rittergilden das Vorbild gewesen. Jeder konnte in sie nur als Lehrling eintreten; dann ward er Gesell, endlich Meister. Der Gesell mußte wandern gleich dem ritterlichen Knappen; in den fremden Städten grüßte er das Handwerk in bestimmten, althergebrachten Formeln; aber diese verliehen ihm auch in weiter Ferne sicheren Schutz. Um Meister zu werden, mußte der Gesell ein Meisterstück liefern; bestand er die Prüfung, so ward er unter vielen Feierlichkeiten als Zunftmeister aufgenommen. Streng ward dabei auf Ehre gehalten; schlechter Lebenswandel schloß von der Zunft aus. Gewöhnlich wohnten die Glieder der Zunft in einer besonderen Gasse bei einander und hatten ihren gemeinsamen Stand auf dem Markte.

Durch den Wetteifer der Meister, durch Ausbildung der Gesellen auf der Wanderschaft und durch Ausstoßung der Pfuscher ward die Arbeit immer vollkommener. Die Glaser z. B., sonst geringe Werkleute, waren hoch emporgekommen; sie verstanden durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen; sie setzten die Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesicht und Haare, schattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Auch die Schuster waren kunstreich geworden; ihr Handwerk war schwierig; sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Die Schneider, eine sehr ansehnliche und wichtige Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon um 1300 war die Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen Kleider nicht verstand.

So bildeten sich, während die kaiserliche Herrlichkeit sank und der Adel verwilderte, in den Städten die Grundlagen aus, auf denen das heutige deutsche Leben ruht. Wohl war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleich zu den stolzen Kriegsthaten des Rittertums; aber man erkennt auch die Innigkeit des deutschen Gemüts in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes künstlerisch auszubilden sich mühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wohl sagen, daß die Mauern der Städte während der Jahre der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben.

Aber das Aussehen der Städte um das Jahr 1300 darf man nicht mit dem heutigen vergleichen. Wer am Morgen in ein Thor hereinzog, begegnete sicher dem Stadtvieh. Denn der Bürger trieb auch Landbau; selbst die vornehmen Häuser hatten in engem Hofraume Viehställe. Schweine liefen in den Straßen umher und auch wohl in die Häuser hinein, sich ihre unsaubere Nahrung zu suchen; auf abgelegenen Plätzen lagerten große Düngerhaufen. Die Hauptstraßen der vornehmen Städte waren hier und da gepflastert; aber selbst in Frankfurt wurden noch um 1400 die Hauptwege nur durch Sand und kleine Steine gebessert, und für die Domherren war es eine genügende Entschuldigung ihres Ausbleibens bei Versammlungen, daß der Straßenschmutz zu arg sei. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen fand man häufig Brunnen mit Rolle, Kette und Eimer. Die Bäche leitete man gern längs der hinteren Seite der Höfe; denn die Gerber, Weber, Färber und Wollspinner siedelten sich am Wasser an. Wo es laufende Brunnen gab, standen Schöpftröge von Stein und Metall daneben und an passenden Stellen gefüllte Wasserbehälter für den Fall einer Feuersgefahr.

An den engen, gewundenen Straßen standen die von Fachwerk erbauten und mit Stroh gedeckten kleinen Häuser, mit dem Giebel nach der Straße gekehrt, häufig mit einer quergeteilten Hausthür versehen, so daß der Besitzer sich über die untere Hälfte hinauslehnen konnte. Über der Thür hing an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, nach welchem der Besitzer oft genannt ward. Die Häuser stiegen nicht senkrecht in die Höhe, sondern der Oberstock sprang über den untern vor, und der zweite wieder über den ersten, so daß das oben hereinfallende Licht oft sehr beeinträchtigt ward. Die Straßenwand des vorspringenden oberen Stockwerks ward auch wohl durch Pfeiler gestützt, so daß zwischen diesem und dem eingerückten Erdgeschoß ein bedeckter Gang, eine sogenannte Laube, sich befand.

Mit dem wachsenden Wohlstand aber und mit der schnellen Entwicklung aller Künste, die mit dem Handwerk in unmittelbarer Verbindung standen, gewann auch das Wohnhaus an Ausdehnung und Behaglichkeit. In der Reihenfolge der Geschlechter ward es ein anderes und blieb doch dasselbe; denn der Enkel baute mit sorgsamer Schonung das nur aus, was der Großvater gegründet hatte. So ward das Haus im tiefsten Sinne Eigentum der Familie, d. h. der fortblühenden Reihe von Geschlechtern, und so bekam es jenes eigentümliche Gepräge, das zu dem Einerlei unserer nummerierten Wohnhäuser im merkwürdigsten Gegensatze steht. Noch zeigen uns Nürnberg und Hildesheim eine Menge solcher mittelalterlicher Häuser. Sie sind auf das Zusammenleben der Familie berechnet. Daher haben sie in der Regel einen großen, geräumigen Flur für Warenlager u. s. w., breite Treppen, große Gänge und am Hof herumlaufende Geländergänge als Tummelplätze für die Jugend und große Familienzimmer. Die an den Decken hervortretenden Balken geben passende Gelegenheit zu Zieraten. Einen außerordentlichen Reiz aber besitzt das Haus in den vortretenden Erkern und Erkertürmchen, die, nach dem Familienzimmer offen, als gemütliche Arbeits- und Plauderwinkel dienen, nach außen aber durch ihre zierliche Gestalt, ihre Spitzdächer und Gesimse zur heiteren Belebung der Straßen beitragen. Hier ist denn auch außen die reichste Steinmetzarbeit angebracht, innen Tafelwerk und Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet und mit bedeutsamen Versen und Sprüchen geziert, und solch ein Erker

erscheint dann am Hause, wie das Chor in der Kirche, als das schmuckreichste Heiligtum.

Am frühesten aber entwickelte sich Pracht der Baukunst an den öffentlichen Gebäuden. Denn zwischen Hütten und Strohdächern erhoben sich kunstvolle riesige Bauten, die Gemeindezwecken dienten, Rathäuser und Kirchen. Je mehr sich der Wohlstand und das Behagen der Städte im vierzehnten Jahrhundert steigerte, desto mehr wetteiferten sie, mit Stolz zu zeigen, was Geld und Arbeit vermöge. Es bildeten sich enggeschlossene Verbindungen der Baugewerkleute, namentlich der Maurer und Steinmetzen, die sogenannten Bauhütten, die allmählich zu förmlichen Schulen der Baukunst wurden. Ihre Lehre war eine geheime; außer den Mitgliedern durfte niemand die Hütte betreten. Aber aus dem unglaublichen Wetteifer und dem uneigennützigen Zusammenwirken der verschiedenen Baugewerke ging die Vollendung der gotischen Baukunst hervor. Jede größere Stadt wollte ihren Dom haben. Da schien die schwere Masse leicht und frei emporzusteigen; da wuchsen die Pfeiler wie Bäume hervor und schlossen sich oben in spitzen Bogen ab; über dem Dache aber wurden sie durch spitze, in die Wolken ragenden Türme fortgesetzt; die Fenster waren von ungeheurer Größe, aber das hereinbrechende Licht ward gemildert durch kunstreiche Glasgemälde; die Erhabenheit des Ganzen endlich barg sich in die reichsten und lieblichsten Verzierungen der Steinhauerarbeit, so daß die Masse sich aus unermeßlich vielen, gleichsam lebendigen Steingewächsen aufzubauen schien. Es waren riesige Werke, berechnet auf die frommen Beiträge vieler nacheinander folgender Geschlechter. Der Baumeister, welcher den Plan entworfen hatte, sah wohl nie die Vollendung; ja mit solcher Uneigennützigkeit übergab er die Fortsetzung des Werkes seinen Nachfolgern, daß wir nur in wenigen Fällen den Namen des ersten Urhebers kennen. Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist der Dom von Köln, der erst von 1840 bis 1880 ausgebaut worden ist. Ihm zunächst kommt der Straßburger Münster, an welchem man vier Jahrhunderte lang arbeitete.

Dabei ärgerte es den deutschen Bürger nicht, wenn zwischen Dom und Rathaus sich vielleicht eine Wasserpfütze mit schwimmenden Enten befand und daneben die alte Linde, die noch an eine Zeit erinnerte, wo die Stadt noch nicht war, und wo die Waldvöglein noch in ihren Zweigen sangen.

Die häusliche Einrichtung entsprach der Einfalt des Zeitalters. Der Hausrat, ohne Putz, war dem einfachsten Bedürfnis gemäß und roh gearbeitet. Beim Mahle aßen Mann und Frau aus einem Teller; ein oder zwei Becher dienten der ganzen Familie; der Schmelz irdener Gefäße kam um diese Zeit erst auf.

Selbst in wohlhabenden Häusern wohnte der Sohn des Hauses mit seiner jungen Frau im Hinterstübchen bei den Eltern; ohne eigene Wirtschaft ging er bei ihnen zur Kost.

Dennoch aber fand schon das dreizehnte Jahrhundert gesetzliche Beschränkungen der Prunkliebe und Schwelgereien nötig, die besonders bei Festen geübt wurden. Das erste Gesetz derart finden wir bei den fröhlichen und prassenden Wormsern im Jahre 1220. Die Ritter, Richter und Ratleute, mit Zustimmung der ganzen Gemeinde, untersagten die Gastmähler und Gelage, welche man im Hause eines Gestorbenen zu halten pflegte, wenn dieser zu Grabe getragen war. Wer dagegen fehlte, sollte 30 Schillinge der Stadtbaukasse zur Strafe zahlen. Die strengen Niedersachsen duldeten bei Hochzeiten nicht mehr als zwölf Schüsseln und drei Spielleute der Stadt, die Breslauer (1290) dreißig Schüsseln und vier Spielleute. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts setzte der alte und der neue Rat zu Soest fest, beim Verlöbnis keinen Wein zu trinken; doch dürfe der Bräutigam der Braut ein Paar Lederschuhe und ein Paar Holzschuhe senden. Bei der Hochzeit waren den Reichsten fünfzig Schüsseln, aber nur fünf Gerichte gestattet.

Unter den Künsten blühte besonders die Goldschmiedekunst. Sie schuf köstliche Schreine für die Leiber der Heiligen, Kelche mit Heiligenbildern, Kreuze mit der Gestalt des Erlösers. Auch die Kunst des Siegelschneidens stand in hohem Ansehen. Die Städte hatten seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts überall ein besonderes Wappen, welches meistens das reichverzierte Bild des Schutzheiligen der Hauptkirche enthielt. Lübecks Siegel zeigt bedeutsam das Schiff auf hoher Flut; der alte Steuermann mit spitzer Kappe leitet das Fahrzeug durch die Wogen; ein Jüngling am Tauwerk weist auf den Beistand von oben. Köln hat als ältestes Wappen den heiligen Petrus, mit den Schlüsseln auf dem Stuhle sitzend; Magdeburg hatte seit uralter Zeit eine Jungfrau über den Zinnen sich erwählt; Worms zeigte den Lindwurm und deutete damit vielleicht auf den Drachen, den Siegfried erschlug. Hamburg und vielen anderen Städten behagte das dreifach betürmte Stadtthor; Berlins ältester Bär schritt aufrecht zum Angriff und trug nicht Halsband, noch Kette.

Hinter den düsteren Mauern der Städte wurde Gesang und Saitenspiel gepflegt. Auch diese Kunst bildete sich nach der Sitte der Zeit in Zunft und Schule aus und erheiterte das ernste Leben der Bürger. Manche Städte unseres Vaterlandes waren erfüllt mit einer Anzahl von Spielleuten. Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke waren teuere Instrumente. Alte Heldensagen ließ man in Liedern erklingen. Auch die Lust an der Natur war in den dumpfen Gassen erwacht. Überall wurde in den deutschen

Städten das Frühlingsfest mit Lust und Jubel begangen, und im Freien ward getanzt. Man dachte sich den Winter als einen feindseligen Riesen, den Sommer als einen knabenhaften, holden und zugleich starken Jüngling, welcher gewappnet in den Wald zog, um den gehaßten Gegner aufzusuchen und zu überwältigen. Ein Knabe zog daher als Sonnengott an der Spitze gewappneter Genossen in den Wald. Er trug Laub- und Blumenkränze an Stirn, Brust und Schulter und kehrte, nachdem Scheinkämpfe im Walde gehalten waren, als Sieger mit Jubel heim. Sein Gefolge führte zum Beweise des Sieges grüne Birkenzweige mit sich. Ein hoher, glattgeschälter Baum mit grüner Krone wurde aufgepflanzt. Unter allerlei Leibesübungen und Spielen, mit Gesang und Tanz begleitet, verlebte man den Tag. Diese Sitte war aus dem Dorfe mit den eingebürgerten Bauern in die Stadt gezogen, verwandelte sich aber im 14. Jahrhundert in einen Auszug der Schützenbrüderschaften. Ein bunter Frühlingsvogel wurde nun von der Stange herabgeschossen und der beste Schütze bekränzt. Nur die Ratsherren begingen noch hier und da für sich einen Mairitt unter festlicher Musterung des waffengeübten Volkes. In der Frühe des ersten grünen Maitags ritt der jüngste Ratsherr — ihm voran noch ein schöner, bekränzter Knabe — mit den stattlich geputzten Ratsherren in den Wald hinaus, führte den Mai ein und verlebte den Abend mit Weib und Sippschaft im laubgeschmückten Rathause bei festlicher Kost und bei Tanz. Die Straßburger begingen am 1. Mai ein lustiges Fischerstechen auf dem Rhein, wobei im Jahre 1286 die mit Zuschauern überfüllte Brücke zusammenstürzte.

Das Kriegswesen lag den Bürgern ob. Jeder zünftige Meister mußte mit Waffen versehen sein. Diese waren von der verschiedensten Art und den wunderlichsten Namen. Im gewöhnlichen Leben war das Tragen derselben auf Markt und Straße verboten; auf Reise und Fahrt ging aber jedermann bewehrt. Jede Zunft war im Besitz eigener Banner und Zeughäuser; die Zunftmeister waren die Führer gegen den Feind. Die gebräuchlichste Waffe war die Armbrust, deren Erfindung dem Morgenlande angehört; die Bürger gebrauchten sie mit großer Wirkung von den Zinnen ihrer Städte herab. Es entstanden nun auch die Schützengilden der Kaufleute und Handwerker. Braunschweig ging in der Ausbildung des Schützenwesens voran. Dort gab es schon im Jahre 1265 eine Schützenstraße, und das Armbrustschießen nach dem Vogel auf hoher Stange blieb noch lange neben dem mit dem Feuerrohre im Gebrauch. Mit Freudenspielen mancherlei Art ergötzte sich die Bürgerwehr. So baten die Magdeburger den tapfern Bruno von Störenbeck, ein recht besonderes Freuden-

spiel zu ersinnen. Herr Bruno lud darauf mit seinen wohlgesetzten Briefen die Kaufherren von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und andere Nachbarn zu Pfingsten nach Magdeburg. Die Geladenen fanden sich zahlreich ein, die Goslarer mit verdeckten Rossen, die Braunschweiger in Grün, andere in besonderer Rüstung und Kleidung. Mit Speeren wurden die gewappneten Gäste empfangen; denn ohne Strauß wollten sie nicht einziehen. Inzwischen erhoben sich auf einer Insel in der Elbe Zeltreihen, und auf Schilderbäumen wurden die Wappenschilder aufgehängt. Am folgenden Tage, nach der Messe und dem Mittagsmahl, zog man hinaus und erlaubte jedem Fremden, den Schild dessen zu berühren, mit dem er kämpfen wollte. Ein alter Kaufmann aus Goslar verdiente den schwererworbenen Kampfpreis. Wie sehr auch der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängte, so blieben doch noch lange die ritterlichen Bezeichnungen, wie „Abenteuer“ für Preis, „Stechen“ für den Wettkampf und „Rennen“ für eine Reihe von Schüssen.

Gustav Freytag.

108. Die Mordbrennereien des französischen Königs Ludwig XIV. in der Pfalz.

Ludwig XIV., ein äußerst prachtliebender und ruhmsüchtiger französischer König, der von 1643 bis 1715 regierte, scheute kein Mittel, um sein Land zu vergrößern und unser Vaterland zu Boden zu werfen.

Am 24. September 1688 erklärte er den Krieg an Deutschland, und alsbald drangen französische Heere gegen den Rhein vor. Am meisten waren die Pfalz und Baden bedroht. In kurzer Zeit waren diese Länder von den übermütigen Franzosen überschwemmt, deren Befehlshaber wie rohe Henkersknechte, entbrannt von Raub- und Mordsucht, keine Schonung kannten. Hatte doch ihr Gebieter kurz und bündig den Befehl erteilt, man solle in der Pfalz sengen und brennen.

Kaiserslautern erlag zuerst nach viertägiger blutiger Gegenwehr; dann folgte Dürkheim, Alzey, Kreuznach und Oppenheim. Während die alte Reichsstadt Worms bezwungen wurde, marschierte ein andrer französischer General auf Neustadt und Speier los. Ein vorausgesandter Offizier suchte die Bürger der schönen Bischofsstadt Speier durch Vorspiegelungen zu beruhigen. Seine Botschaft lautete: Wenn sich die Stadt gutwillig unter den Schutz des Königs stelle und die anrückenden Kriegsscharen zur Verpflegung aufnehme, so sollten alle ihre Rechte und Freiheiten geachtet sein, und den Bürgern solle kein Leid widerfahren; widrigenfalls werde man Gewalt brauchen.

Die zitternde Stadt ergab sich, öffnete am 28. September 1688 den Franzosen die Thore und erhielt schwere Einquartierung. Bald genug erkannten die Bürger, was der König beabsichtigte. Ludwig XIV. hatte befohlen, die Mauern und Türme, der Stadt uralten Schutz und Stolz, niederzureißen; zu dieser entehrenden Arbeit wurden die Einwohner selber gezwungen. Dann mußte das städtische Archiv in 138 Mehlfässern nach Straßburg, alles Geschütz der Stadt nach Landau geschafft werden. Den Winter über blieben die Franzosen in der Stadt; als der Frühling 1689 gekommen war, schickten sie sich zum Abzug an, doch nicht, um nun Speier freizugeben, sondern um die Stadt einzuäschern.

Am 28. Mai erklärte der französische Befehlshaber den Bewohnern, sein König habe befohlen, die ganze Stadt mit allen Häusern, Kirchen und Klöstern niederzubrennen; man möge alle fahrende Habe fortschaffen oder, was nicht fortgebracht werden könne, in den Dom tragen, den man verschonen wolle.

Am dritten Pfingsttage zogen die Franzosen ab, und alsbald wurden die Feuerbrände in die Häuser geschleudert; vom Sturm angefacht, stiegen die Glutsäulen empor; auch der alte ehrwürdige Kaiserdom wurde von den Flammen ergriffen, und alle Kostbarkeiten, die man in seine Räume geschafft hatte, gingen verloren. Selbst die Kaisergruft im Dome schreckte die rohen Menschen nicht zurück. Begierig nach dem Gold- und Silberschmucke erbrachen sie die Särge; sie rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten die Gebeine umher. Die Sonne des 2. Juni schien auf die rauchenden Trümmer von 3 Stiften, 5 Klöstern, 8 Pfarrkirchen, 12 Kapellen, 14 Zunftstuben, 29 öffentlichen Gebäuden und 788 Bürgerwohnungen herab.

Im nämlichen Jahre und dann noch einmal im Jahr 1693 erging über das unglückliche Heidelberg die Wut dieser Mordbrenner. Kaum waren die Franzosen in dieser Stadt, so fingen die Soldaten an, die Bürger zu Boden zu stoßen, zu prügeln und überhaupt greulich zu plagen. Diejenigen, welche sich in das Schloß flüchten wollten und nicht gleich hineinkamen, wurden auf der Stelle niedergehauen. Nachdem die Stadt von fünf Regimentern geplündert worden war, steckte man sie in Brand, und innerhalb zehn Stunden war sie in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt. Die noch übrigen armen Bewohner wurden nach Heilbronn gebracht.

Während solches unten in der Stadt geschah, erging es dem in der Höhe stehenden prachtvollen Schlosse nicht besser. Der östliche Turm wurde von dem General Melac gesprengt und dann in den herrlichen Schloßbau die Brandfackel geworfen. Wilde Horden stürzten in die fürstlichen Säle und warfen die Schätze, welche durch viele Menschenalter hindurch von den Pfalzgrafen hier auf-

gehäuft waren, auf die Höfe hinaus, wobei manches Kunstwerk zertrümmert wurde. Dann begannen die Mordbrenner im Hofe zwischen den geraubten Gütern, zwischen Leichen, Rüststücken und Kostbarkeiten aller Art ein wüstes Gelage und berauschten sich an den edlen Weinen des kurfürstlichen Kellers, während knisternd die Flammen aus den Fenstern des Schlosses hervorbrachen und prasselnd die Balken zusammenstürzten.

Die edle deutsche Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die mit dem Bruder des Königs Ludwig XIV. verheiratet war und sich durchaus nicht an das französische Flitterwesen hatte gewöhnen können, sondern die Liebe zu ihrer deutschen Heimat tief im Herzen bewahrte, weinte Tag und Nacht, als sie die Greuel erfuhr, die an ihrer Vaterstadt verübt wurden. Der König Ludwig aber ließ zum Andenken an die Heldenthaten seiner Soldaten eine Münze schlagen, welche das brennende Schloß von Heidelberg zeigt mit der Unterschrift: „Der König hat es befohlen, und es ist geschehen."

Nach Marschall.

109. Im deutschen Bürgerhause um 1750.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters; nur wenige waren so wohlhabend, dafs sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einem ungeschickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte in der Regel seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Gerät und Bewirtung. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses; genau bis aufs kleinste stand fest, was anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Komplimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Gröfse und vorgeschriebene Form. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigiefsen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauert die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Generationen.

Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos; die Fufsböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier als

die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weifsem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung; die Möbel, unter denen die Kommode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich; doch war die gefärbte Kalkwand in gröfseren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf geprefste Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Gerät. Es wurde damit „Staat" gemacht; das neue, vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgenkollationen) — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer; sogar das Brennholz, welches in grofsen Haufen regelmäfsig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt; vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippfiguren. Aber aufser an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern. Solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude; auch auf feine Leibwäsche wurde grofser Wert gelegt.*

Die Kleidung, in welcher man sich vor andern zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit. Durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe gewöhnt worden; aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verrieten nicht minder als Perücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen; sie mufste eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perücke schwer ohne Hilfe anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden

*) *Kollationen = Erfrischungen, leichte Mahlzeiten.*

bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute" Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt; manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er habe noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder ein Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äufsere Ehrerbietung in devoten) Formen gefordert; die Gatten der Honoratioren redeten einander in der Regel mit Sie an.*

*Was sich einer Familie anschlofs, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben grofse Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegieren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflufsreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Carmen**) bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war grofs; einem Gönner die Hand zu küssen, war guter Ton. Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältnis; der Taufpate war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältnis bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt; es wurde aber auch erwartet, dafs er sein Wohlwollen durch seinen letzten Willen an den Tag legte.*

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäfsigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung, zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750

**) devot = ehrfurchtsvoll; **) Carmen = Gedicht.*

zärtlich und empfindlich nannte. Eine gewisse Übung, sich und andere aufzuregen, besaß fast jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden; jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder, hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsscenen wurden ebensosehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden.

Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere Gesellschaften am dritten Orte waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos; die Freundinnen der Schwestern und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten aller Beteiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten teilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel; ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst seine mühsamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder zu sorgen, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt; es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im sechzehnten Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche. Unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht; sie war seine Freundin und Vertraute geworden. Bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urteil, feine, innige Empfindung an sehr vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist.

Gustav Freytag. (Gekürzt).

110. Das neunzehnte Jahrhundert.

Das achtzehnte Jahrhundert wurde vorzugsweise „das aufgeklärte Jahrhundert“ genannt; sein Nachfolger darf mit Recht den Titel eines „wissenschaftlichen Jahrhunderts“ für sich in Anspruch nehmen. Unter „wissenschaftlich“ hat man hier hauptsächlich die Naturwissenschaften zu verstehen.

Am 8. Mai 1790 trat in Frankreich eine Kommission für die Herstellung einer Gewichtseinheit zusammen. Durch Feststellung des metrischen Systems verrichtete sie eine Arbeit, von der ein Gelehrter behauptet, daß sie mit jedem kommenden Geschlecht höher geschätzt werden wird, weil sie die menschlichen Sinne mit einem Hilfsmittel der Untersuchung bereichert hat, das von keinem andern übertroffen worden ist, noch übertroffen werden kann. Von der Sicherheit in Maß und Gewicht hingen die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ab.

Eine ähnliche gewaltige Thatenfülle hat das Mikroskop vollbracht. Es wies uns die Verwandtschaft zwischen Menschen und Pflanzen nach, (denn es lehrte die Zelle näher kennen,) machte uns mit der Welt des unendlich Kleinen bekannt und hob durch die Entdeckung der Bazillen die Heilkunst zu einer bisher ungeahnten Höhe.

Treten wir aus der stillen Studierstube des Naturforschers hinaus in den hellen Sonnenschein, wo das Leben laut aufwogt und schäumt und das Brausen der Dampfmaschinen, das Schnurren der Räder ein größeres und farbenreicheres Bild des Fortschrittes unserer Zeit geben, wo es bald säuselnd, bald stürmisch durch die den Erdball umspannenden elektrischen Drähte geht, als wären es Saiten einer Riesenharfe. Hier finden wir, was der Tag heischt und die Stunde braucht, und jeder Tag und jede Stunde bringt auch Neues, bestimmt der Wohlfahrt zu dienen und das Leben angenehmer und bequemer zu machen.

Wir nehmen es als selbstverständlich hin, daß wir mit einer leichten Reibebewegung Feuer entzünden können, und es fällt uns dabei kaum ein, daß wir in unserer Mitte noch Greise haben, die in ihrer Jugend mühsam mit Stahl und Stein den Funken hervorzulocken versuchten. Ein leiser Druck, — und die elektrische Glocke ruft Leute aus den fernsten Winkeln des Hauses herbei, ein flinkes und auch ruhiges Mittel, verglichen mit den schwerfälligen Klopfern, die noch anfangs des Jahrhunderts an den Hausthoren zu finden waren. Selbst in der dürftigsten Hütte wirft heute die Petroleumlampe einen hellen Schein, während noch vor Jahrzehnten das trübflackernde, mit ranzigem Fett gefüllte Öllämpchen oder die Talgkerze allgemein im Brauch war, sofern nicht der qualmende

Kienspan, in einer Eisenklammer befestigt, die Stelle vertrat. Selbst das, was als „tausendschimmeriger, heller Kerzenschein“ gepriesen wurde, was ist es gegen unser elektrisches Licht! Wo früher der Wagen auf holperigen Straßen wochenlang mühsam dahinzog, seine Insassen allen Mühen und Fährlichkeiten des Wetters und des Weges aussetzend, fährt heute der Schnellzug in wenigen Stunden dahin, oft ausgerüstet mit Behaglichkeiten, wie sie nur ein elegantes Heim bieten kann. Wenn noch vor Jahrzehnten ein schriftlicher Gedankenaustausch z. B. zwischen Berlin und Wien Wochen brauchte, so vermittelt das heute die Post in kurzen Stunden, der Telegraph in wenigen Minuten; ja wir können sogar bequem von unserm Schreibtisch aus auf diese weite Entfernung hin telephonisch eine mündliche Erörterung vornehmen. „Blitzschnell“, — das Wort hat fast aufgehört, Übertreibung zu sein.

Nach D. Haek. (Aus dem Bazar.)

111. Maximilian Joseph (1799—1825).

Maximilian Joseph, Kurfürst von Bayern von 1799 bis 1806 und König von Bayern von 1806 bis 1825, wurde am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen (in Baden) geboren. Sein Vater, Prinz Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, war österreichischer Feldmarschall. 1799 starb Kurfürst Karl Theodor. Max Joseph bestieg den Thron, und unter den furchtbarsten Kriegen und Umwälzungen des Erdteils gründete er Bayerns Zukunft. Beim Antritt seiner Regierung hatten die Feldherrn Frankreichs den Rhein feindselig überschritten. Er kämpfte 1800 auf der Seite Österreichs gegen Frankreich und verlor mit den Österreichern die Schlacht bei Hohenlinden. Nach dem Frieden von Luneville (1801) suchte er, gezwungen von der Not, die Bundesgenossenschaft Frankreichs. 1803 erhielt er für die verlorne Pfalz die Gebiete der Bistümer Würzburg, Bamberg, Augsburg und Freising, Teile der Bistümer Eichstätt und Passau, sowie eine Anzahl von Abteien und Reichsstädten in Schwaben und Franken. 1805 besiegte Napoleon I. die Österreicher und Russen, und Bayern empfing im Frieden von Preßburg Tirol und Vorarlberg, die Städte Augsburg und Lindau und die übrigen Teile der Bistümer Eichstätt und Passau, und 1806 kam zu Bayern noch die Markgrafschaft Ansbach und die freie Reichsstadt Nürnberg. Am 1. Januar 1806 wurde Bayern ein Königreich. Mit 15 andern deutschen Staaten trat damals Bayern dem Rheinbunde bei, als dessen Protektor (oder Beschützer) sich Napoleon erklärte. Nun legte Franz II. seine Würde als deutscher Kaiser nieder (am

6. Aug. 1806); damit wurde das heilige römische Reich deutscher Nation aufgelöst.

Als Österreich 1809 neuerdings gegen Napoleon sich erhob, war die Selbständigkeit Bayerns in Frage gestellt. Napoleon eilte zum Schutze seines Bundesgenossen herbei, und unter seinen Augen erfochten die Bayern jene glänzenden Siege am Donauufer, die Napoleon selbst noch auf Sankt Helena zu den ruhmvollsten rechnete.

Aber noch schwerere Kämpfe standen den wackeren Bayern bevor. Das Landvolk in Tirol, dem Hause Habsburg unwandelbar ergeben, erhob sich gegen die bayerische Herrschaft. Da das Alpenland mit seinen steilen Felswänden, engen Pässen und ungestümen Waldbächen dem Verteidiger zum Versteck, wie zum Überfall gleich günstige Gelegenheit bietet, behaupteten sich die Tiroler siegreich gegen die Bayern und Franzosen.

Am 2. November 1809 kam es am Fuß des Iselberges bei Innsbruck zum letzten Treffen, das den Feldzug zu Gunsten Bayerns entschied. Doch nur das nördliche Tirol sollte fürderhin mit Bayern vereinigt bleiben; die südlichen Teile kamen an Italien und Istrien. Für diesen Verlust erhielt jedoch Bayern reichen Ersatz durch das Fürstentum Regensburg und die Markgrafschaft Bayreuth, sowie die Fürstentümer Salzburg und Berchtesgaden.

In dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812 teilten die Bayern das Unglück der großen Armee. Von den 30 000 Kriegern, welche Bayern nach Rußland gesendet hatte, sahen nur etwa 2000 die Heimat wieder.

Mit der Niederlage des französischen Heeres auf den Eisfeldern Rußlands waren nun auch die Bande gelöst, welche die Fürsten und Völker Deutschlands an Napoleon bisher gefesselt hatten. Preußen erklärte Frankreich den Krieg, und Österreich und Rußland verbanden sich mit Preußen. Am 8. Oktober 1813 trat auch Maximilian durch den Vertrag zu Ried auf die Seite der Verbündeten. Zwar kämpften die Bayern in der großen Leipziger Schlacht nicht mit; aber bei Hanau stellten sie sich den fliehenden Franzosen entgegen. Doch Napoleon erzwang sich, wenn gleich nach schwerem Kampfe (31. Oktober) und unter neuem, sehr bedeutendem Verluste, den Weg zum Rheine. Die Verbündeten drangen siegreich vor, und am 31. Mai 1814 zogen sie in Paris ein.

Als zu Paris mit Frankreich Friede geschlossen war, kam Bayern mit Österreich überein, daß an Österreich Tirol und Salzburg zurückfallen, Bayern dagegen Würzburg, Aschaffenburg und die Pfalz erhalten solle.

Die Kriege hatten ein Ende; aber es gab viel zu thun, damit in den Landesteilen, die zu Bayern gekommen waren, die gleiche Ordnung und Verwaltung sei, wie in den bisher schon zu Bayern gehörigen Gebieten. Schon 1808 hob Maximilian die Leibeigenschaft in Bayern auf; nun verbesserte er das Gerichtswesen und erstrebte eine gleichmäßigere und gerechtere Besteuerung der Staatsbürger. Am 26. Mai 1818 gab er dem Lande die Verfassung und erklärte: „Bayern! seht in der Verfassung die Grundzüge eines Königs, welcher das Glück seines Herzens und den Ruhm seines Thrones nur von dem Glücke des Vaterlandes und von der Liebe seines Volkes empfangen will.“ Seitdem ist Bayern ein konstitutioneller Staat.

Maximilian erwarb sich durch Herzensgüte die Liebe seiner Unterthanen. Am 13. Oktober 1825 starb er und ward, wie ein Vater, vom ganzen Volke aufs tiefste betrauert.

Zum Teil nach Preger.

112. Ludwig I. (1825—1848).

Ludwig I. wurde den 25. August 1786 zu Straßburg geboren. Seine Eltern mußten beim Ausbruch der französischen Revolution aus Straßburg fliehen. Aus dieser, sowie aus andern bitteren Erfahrungen in seiner Jugend erwuchs in ihm die Abneigung gegen die Franzosen. Seine echtdeutsche Gesinnung, die er selbst Napoleon I. gegenüber nicht verleugnete, vor dem sich alles beugte, bewährte er durch Tapferkeit in den Freiheitskriegen. Er studierte in Landshut und Göttingen und machte große Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien, wodurch seine Liebe zur Kunst geweckt und genährt wurde. Als Kronprinz lebte er abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich fast ausschließlich den Künsten und Wissenschaften. Weil er sehr sparsam war, konnte er schon damals beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen verwenden.

Mit dem Wahlspruch: „Gerecht und beharrlich!“ trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Seine erste Sorge war, durch weise Sparsamkeit die Abgaben der Unterthanen zu vermindern. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, vereinfachte die Hofhaltung und verwendete das Ersparte zum Besten des Landes. Mit großer Sorgfalt wachte er über die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und pflegte Künste und Wissenschaften. Seinem Grundsatz gemäß: „Man muß den Geringsten im Volke an den Anblick des Schönen gewöhnen,“ wurden die Kunstwerke allen zugänglich gemacht. 1826 verlegte er die Universität von Landshut nach München. Sehr viel geschah unter seiner Re-

gierung auch zur Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Die nach ihm benannte Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth war die erste, welche in Deutschland angelegt wurde; am 7. Dezember 1835 fand die Eröffnung derselben statt. Hohe Erwartungen knüpfte Ludwig an den Kanal, der die Nordsee mit dem schwarzen Meere verbinden sollte. Der Bau wurde zwar von 1836—1845 ausgeführt, aber ohne den gewünschten Erfolg, da bald eine Menge Schienenwege der Wasserstraße Konkurrenz machten. Was Ludwig I. auf dem Gebiete der Kunst ins Dasein rief, übertrifft alles, was vor ihm in Bayern, ja man kann sagen in ganz Deutschland geschah. Einige der prachtvollen Bauten, die er aufführen ließ, sind: der Wittelsbacher Palast, die Allerheiligenhofkirche, die Ludwigskirche, die Basilika, die Feldherrnhalle, die Glyptothek und die Pinakotheken in München, die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kelheim. Dabei wurden auch die Armen und Notleidenden, die von Feuersbrunst und Überschwemmung Heimgesuchten in keinem Teile des Landes vergessen. Am 20. März 1848 entsagte er dem Throne und legte die Regierung in die Hände seines Sohnes Maximilian. Auch nachdem er vom Throne herabgestiegen war, schlug sein Herz glühend für Bayern, sowie für Deutschland; aber er machte nie den Versuch, in den Gang der Regierung einzugreifen. Am 29. Februar 1868 beschloß dieser echt-deutsch gesinnte Fürst in Nizza, wo er Kräftigung seiner Gesundheit gesucht hatte, sein großes, an schönen Thaten reiches Leben.

Zum Teil nach Heigel.

113. Ludwig I. und der Rekrut.

Nicht allzuweit von Münchens Thoren,
halb in der Stadt, halb auf dem Land,
Hans, der zur Fahne jüngst geschworen,
am frühen Morgen Schildwach' stand.

Ganz einsam war es in der Runde,
wie er so auf und ab spaziert;
noch dauert's eine ganze Stunde,
bis „Abgelöst!" man kommandiert.

„Halt!" denkt er, „jetzt könnt' ich's probieren,
's ist keine Seele weit und breit.
Kein Augenblick ist zu verlieren;
es hungert mich wie nicht gescheid.

Und aus der Tasche nimmt er schnelle,
was sorgsam er darin versteckt:

„Verloren bin ich auf der Stelle,
wenn es der Korporal entdeckt!“

Schon wässert ihm der Mund; nicht besser
speist heute der Sergent als er.
Da — fast entfällt der Hand das Messer, —
kommt just ein Herr des Wegs daher.

„Dich, köstlich Frühstück, soll ich missen?
Zurück in dein Versteck mit dir!
Am End', man kann es ja nicht wissen,
ist's ein verkappter Offizier.“

Der Fremde naht; mit bangem Zagen
glaubt unser Hans sich schon entdeckt,
als jener sprach: „Willst du mir sagen,
was eben du so rasch versteckt?“

„Verzeiht, ein wenig vespern wollte
ich eben, weil der Doktor sagt,
daß ich was zu mir nehmen sollte,
wenn mich zu sehr das Heimweh plagt.

Das Heimweh ist 'ne schlimme Sache;
denkt nur, wie's unsereinem geht,
wenn man so einsam auf der Wache,
fern von der lieben Heimat, steht!

Und von der Heimat ist's gekommen,
von Miesbach kam's erst gestern her,
was ich zum Frühstück mitgenommen;
das Heimweh plagt mich gar zu sehr.“

Der Fremde lacht: „Sei ohne Sorgen,
und sage mir ganz frank und frei,
was auf der Wach' am frühen Morgen
für's Heimweh gilt als Arzenei!“

Da wächst dem Hans der Mut:
„Erraten
müßt Ihr es, wenn Ihr's wissen wollt,
ob es gesotten, ob gebraten;
Halbpart alsdann Ihr haben sollt.“

Dem Herrn gefällt der Spaß: „Ich meine,
's war ein Geselcht's, wie Ihr es heißt,

so ein geräuchert Stück vom Schweine,
nicht gar zu klein und nicht zu feist."

„Da müßt ihr weiter abi raten,"
der Hans nun pfiffiglachend sprach;
„so etwas kommt an uns Soldaten
kaum an dem höchsten Feiertag."

„Diesmal errat' ich's, will ich hoffen;
es waren frische Küchel gar."
„Als abi! — Doch gesteh' ich offen,
ich gäb' 'was drum, wär' es nur wahr."

„So war's 'ne Wurst, drauf will ich wetten!"
„Als abi!" spricht der Hans und lacht.
„Dann war's ein Käs, so von den fetten,
wie man bei euch daheim sie macht."

„Als abi!" — „Jetzt riech' ich den Braten;
was gilt's, daß es ein Radi war?"
„Ihr habt es! Doch nur halb erraten;
zwei Radi sind's, ein feistes Paar!"

Und aus der Tasche zieht mit Lachen
der Hans zwei Rettiche im Nu:
„So wollen gleich halbpart wir machen,
wie ich versprochen; greift nur zu!

Doch halt! Zuvor möcht' ich erst wissen:
Mit wem hab' ich denn jetzt die Ehr'?
Und vorher geb' ich keinen Bissen
von meinem feinen Frühstück her."

„Da muß Er sich halt Mühe geben
und raten, lieber Herr Rekrut,
damit Er, wie ich Ärmster eben,
auch spüre, wie das Raten thut!"

„Ich denk', Ihr seid ein Herr Assessor."
„Als aufi!" spricht der Herr und lacht.
„Seid Ihr wohl gar ein Herr Professor,
der die gelehrten Bücher macht?"

„Als aufi, fort in dem Register!"
„Seid Ihr ein Herr Regierungsrat?"

„Als aufi!“ — „Oder ein Minister,
der Höchste, wie man sagt, im Staat?“

„Als aufi!“ — „Herr, jetzt mit dem Raten
bin ich zu Ende, tausendnein,
Gott helf' mir Tölpel von Soldaten, —
dann könnt Ihr nur der König sein!“

„Erraten! Drum sei dir vergeben
das Frühstück auch für dieses Mal;
dein Glück ist's heute, daß ich eben
bloß König bin, nicht Korporal.“

„Viel Dank! — Doch hab' ich eine Bitte:
Faßt einmal die zwei Radi an,
damit ich, wie es Brauch und Sitte,
jetzt vor Euch präsentieren kann!“

L. Bauer.

114. Maximilian II. (1848—1864).

Er bestieg in einer verhängnisvollen Zeit den Thron. Das Volk war mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden und forderte Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Aufhebung der standes- und gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, ein neues Gesetz bezüglich der Wahl der Landtags-Abgeordneten und für Deutschland eine neue staatliche Ordnung. Am 18. Mai 1848 wurde die deutsche verfassunggebende Nationalversammlung zu Frankfurt am Main eröffnet. Sie arbeitete eine Reichsverfassung aus und ernannte den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser. Er zog am 11. Juli in Frankfurt ein. Im folgenden Jahre erwählte die Versammlung den König Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser; aber er nahm diese Würde nicht an. Weil Preußen seine Abgeordneten abberief, so erklärten am 20. Mai 1849 65 Abgeordnete ihren Austritt aus der Versammlung; der übrige Teil der Mitglieder — das Rumpfparlament — siedelte nach Stuttgart über, wurde jedoch am 18. Juni durch Waffengewalt an der Fortsetzung der Beratungen gehindert.

Durch Erfüllung vieler Wünsche seines Volkes erwarb sich Maximilian die Liebe desselben, und als es eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Ministern und den Landtagsabgeordneten über die Auslegung der Verfassung gab, beendete er den Streit durch die Worte: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke.“ Seine landesväterliche Fürsorge erstreckte sich auch auf die äußere Wohlfahrt des Landes. Für die Landwirtschaft ward manche

wohltätige Verordnung erlassen; das Gesetz über Aufhebung und Ablösung der Grundlasten befreite von vielen Abgaben und Leistungen, zu welchen der Besitz von Grund und Boden verpflichtete, z. B. von den Zehnten, der Gült, der Hand- und Spannfron, dem Handlohn 2c. Vollzugsvorschriften zum Gewerbegesetz suchten die Entwicklung der Industrie zu fördern und den Übergang zur Gewerbefreiheit zu erleichtern. Arme und Notleidende werden noch heute von dem durch ihn gestifteten „Johannisverein" unterstützt. Weil er ein Freund der Wissenschaften war, berief er ausgezeichnete Gelehrte an die Hochschulen Bayerns. Er ließ Erzeugnisse des Kunstfleißes aus früheren Jahrhunderten sammeln und in dem von ihm erbauten Nationalmuseum zu München aufstellen.

Aber nicht bloß das Wohl Bayerns, auch das Wohl Deutschlands lag ihm am Herzen, was er durch die Teilnahme an dem Geschick der Herzogtümer Schleswig-Holstein bekundete, welche sich aus der drückenden dänischen Herrschaft befreien wollten. Als diese Angelegenheit ganz Deutschland in Aufregung versetzte, machte der Tod dem Leben des geliebten Königs unerwartet ein Ende (am 11. März 1864). Seine Regierung war für Bayern eine Zeit des Glückes; darum bewahrt ihm sein Volk ein dankbares, gesegnetes Andenken.

115. Ein Gang durch Deutschlands neueste Geschichte.

Aus tiefster Erniedrigung wurde Deutschland in den Kriegen 1813 bis 1815 herausgerissen. Im gewaltigen Aufschwung hatte sich das gesamte deutsche Leben gegen die Fremdherrschaft geeint; die ungeheuersten Opfer waren von allen Seiten gebracht worden. Napoleon war dieser gewaltig sich äufsernden Volkskraft erlegen. Man hoffte, dafs dem alten Reichsfeinde wenigstens Elsafs und Lothringen abgenommen werde, um eine stärkere und sichere Westgrenze zu gewinnen; man hoffte, dafs Deutschland frei, stark und einig, Europas kräftiges Mittelreich werde; man hoffte, so manche schmerzliche Wunde, welche die französische Gewaltherrschaft geschlagen hatte, geheilt zu sehen; doch alles Hoffen war umsonst.

Die Neugestaltung Deutschlands erfolgte auf dem Wiener Kongrefs 1814 bis 1815. Nach vielen Verhandlungen ward dort die deutsche Bundesakte, das Grundgesetz eines ziemlich lose zusammenhängenden Staatenbundes, unterzeichnet.

Diese Bundesverfassung liefs die meisten Hoffnungen der deutschen Patrioten unerfüllt und konnte sich nie der Gunst des Volkes erfreuen; deshalb warf sie der Revolutionssturm von 1848 schnell über den Haufen. Doch trotz aller Verhand-

lungen im Frankfurter Parlament, welches aus Abgeordneten des ganzen deutschen Volkes zusammengetreten war, trotz aller Kämpfe, durch welche man eine neue Reichsverfassung in den einzelnen Gegenden durchzuführen suchte, gelangte man nicht zu einer einheitlichen Ordnung, und der Bundestag begann seine Thätigkeit von neuem.

Aber die in jener Zeit immer bestimmter hervorgetretenen Ideen einer gröſseren Einigung der Deutschen waren lebendig in den Herzen eines groſsen Teiles des Volkes geblieben, und namentlich wandte dasselbe sein Auge auf Preuſsen, das schon in den Freiheitskriegen ein so glorreiches Beispiel der Erhebung und Erstarkung gegeben hatte. Bereits 1834 versuchte dasselbe im deutschen Zollvereine die meisten kleineren Staaten enger mit sich dadurch zu verbinden, daſs es sich gemeinschaftlich mit diesen zu einem einzigen Handelsgebiete vereinigte und die hemmenden Zollschranken unter sich aufhob, und infolge seiner Rührigkeit nahm es auf allen Gebieten des Handels, der Wissenschaft und der Industrie, vorzüglich aber infolge seiner ausgezeichneten militärischen Tüchtigkeit den Nachbarstaaten gegenüber eine tonangebende Stelle ein. Als es ferner aus dem Kampfe mit Österreich 1866 siegreich hervorging, trat es mit sämtlichen deutschen Bundesstaaten nördlich vom Main nach Auflösung des alten deutschen Bundes in einen fester gefügten, den norddeutschen Bund zusammen.

Nach Daniel.

116. Ludwig II. (1864—1886).

Noch nicht 19 Jahre alt, bestieg Ludwig II. (geboren den 25. August 1845), der ältere der beiden Söhne Maximilians, den bayerischen Thron. Die ersten sieben Jahre seiner Regierung waren schwere Zeiten. Kurz nach dem Regierungsantritt ward Schleswig-Holstein durch Preußen und Österreich mit dem Schwerte von dänischer Herrschaft befreit und an diese beiden Mächte abgetreten. Weil Preußen die erworbenen Herzogtümer für sich verlangte, so kam es 1866 zum deutschen Bruderkriege, in welchem Bayern, seiner Bundespflicht getreu, auf Österreichs Seite stand. Er endete für Österreich und für die andern mit ihm verbündeten deutschen Staaten unglücklich; denn König Wilhelm von Preußen schlug die österreichische Hauptarmee bei Königgrätz in Böhmen (3. Juli 1866); die Hannoveraner mußten sich den Preußen bei Langensalza ergeben, und die süddeutschen Truppen verloren, obwohl tapfer kämpfend, die Gefechte bei Kissingen, Hammelburg, Aschaffenburg und Roßbrunn. Am 22. August schloß Bayern zu Berlin Frieden; es hatte 30 Millionen Gulden Kriegsentschädigung zu

zahlen und mußte zwei kleine Gebietsteile von Unterfranken mit 34000 Einwohnern an Preußen abtreten. Bayern und die andern Staaten Süddeutschlands gingen mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis ein, nach welchem die süddeutschen Truppen im Falle eines Krieges unter Führung Preußens stehen sollten. Österreich schied aus dem deutschen Bunde.

Als dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, einem Verwandten des preußischen Königshauses, die spanische Königskrone angetragen wurde und derselbe um des Friedens willen sie ablehnte, forderte Napoleon III. vom preußischen Könige, er solle deren Annahme durch einen preußischen Prinzen auch künftighin niemals zugeben. Die entschiedene Zurückweisung dieses Ansinnens beantwortete Frankreich am 19. Juli 1870 mit der Kriegserklärung. Ganz Deutschland erfüllte der ruchlose Friedensbruch mit Entrüstung. Napoleon hatte darauf gerechnet, daß Süddeutschland sich nicht am Kriege beteiligen werde; aber König Ludwig war der erste der Monarchen, der seine Truppen mit den norddeutschen Waffenbrüdern vereinte, und schon am 4. August trugen sie mit dazu bei, daß die Franzosen bei Weißenburg geschlagen wurden. Auch an den Siegen von Wörth, Sedan, Paris und Orleans nahmen die Bayern unter ihren Führern Hartmann und von der Tann den ruhmvollsten Anteil. Wie Ludwig II. dazu mitwirkte, daß Deutschland als ein einig Volk von Brüdern den Feind bekämpfte, so war er es auch, der dem geeinigten deutschen Volke wieder einen Kaiser gab, indem er diese Würde im Namen der übrigen deutschen Fürsten dem König Wilhelm von Preußen antrug. Am 18. Januar 1871 erfolgte zu Versailles dessen Proklamation zum deutschen Kaiser. Zehn Tage darnach ergab sich Paris, und am 1. März rückten 30000 Deutsche, darunter 10000 Bayern, in Paris ein. Vom August 1870 bis 1. März 1871 gewannen die Deutschen 17 große Schlachten, eroberten 26 Festungen und erbeuteten 7400 Geschütze; die Zahl der französischen Kriegsgefangenen betrug 720000 Mann, von welchen etwa 400000 nach Deutschland verbracht worden waren. Den Krieg beendigte der Friede zu Frankfurt a. M. (10. Mai 1871); Frankreich verlor Elsaß und einen Teil Lothringens und mußte fünf Milliarden Franken als Kriegsentschädigung zahlen.

Der im März 1871 in Berlin eröffnete Reichstag genehmigte die ihm vom Bundesrate vorgelegte Reichsverfassung. Die 26 deutschen Staaten bilden nun einen Bundesstaat, dessen Oberhaupt der Kaiser ist.

König Ludwig II. war gleich vielen seiner Vorfahren ein Freund der Künste und Wissenschaften. Namentlich hatten sich die Musik, die Baukunst und das Kunstgewerbe der unbegrenzten Vorliebe

des Königs zu erfreuen. Am 25. August 1880 beging Bayern das Jubiläum der siebenhundertjährigen segensreichen Regierung des Hauses Wittelsbach. Man sammelte durch freiwillige Beiträge 544 000 Mark und wollte in München einen Festzug veranstalten; auf Wunsch des Königs unterblieb jedoch der Zug, und das Kapital ist als „Wittelsbacher Landesstiftung" zur Förderung des Handwerks bestimmt.

Bei dem reichbegabten Fürsten hatte sich leider nach und nach der Keim einer Geisteskrankheit ausgebildet. Der kranke König wurde der ärztlichen Pflege halber von Hohenschwangau nach Schloß Berg am Starnbergersee verbracht. Auf einem Spaziergange mit seinem Arzte suchte er plötzlich zu entkommen, eilte nach dem See und fand in diesem zugleich mit dem Arzte, der ihm nachgeeilt war, um ihn zurückzuhalten, seinen Tod am 13. Juni 1886.

117. Das Volk in Waffen. (Juli 1870.)

1. Es braust ein Sturm durchs deutsche Land;
vom Dünengras am Nordseestrand
bis in des Schwarzwalds Föhren
läßt er sein Sausen hören.

2. Er scheucht mich auf; er jagt mich her;
fahr wohl, du weites, blaues Meer,
muß heim, bei solchen Stürmen
Weib, Kind und Herd zu schirmen.

3. Die Straßen, wie laut, die Wege, wie eng
vom Waffenlärm und Kriegsgedräng;
die Losung allwärts eine:
Zum Rhein, zum heil'gen Rheine!

4. Durchs grüne Holstein geht die Fahrt;
da kommen sie, truppweis geschart,
die Enkel der Nordseeriesen,
die blonden, blauäugigen Friesen.

5. Und als ich durchs stolze Hamburg fuhr,
da herrschte Mars anstatt Merkur;
noch denken die Hanseaten
der alten Heldenthaten.

6. Und über die Heide bei Lüneburg
die schwüle Wetternacht hindurch
erklangen die Fanfaren
der lustigen Husaren.

7. Und als ich gen Hannover kam,
weg war der alte Groll und Gram;
gilt's, wider den Franzmann zu helfen,
da trutzen sie nimmer, die Welfen.

8. Und als ich fuhr durchs Hessenland,
die Kattenjugend in Waffen stand;
dumpf dröhnten die Straßen von Kassel
von mächt'gem Geschützegerassel.

9. Und wo von Leipzig mündet die Bahn,
da brausten singend die Sachsen heran;
da kamen in prächtigen Scharen
die strammen Preußen gefahren.

10. Und geht's so munter rechts vom Main,
will's Gott, wird's links nicht schlechter sein:
Schon seh' ich Dragoner rücken
in Frankfurt über die Brücken.

11. Und auf der Bahn von Würzburg, schau,
da wogt's heran in hellem Blau;
wie trügen's die rüstigen Bayern,
beim großen Raufen zu feiern?

12. Grüß Gott, mein schönes Heidelberg!
Leb wohl, der Musen Friedenswerk!
Der Bursche vertauscht den Schläger
mit der Büchse der tapferen Jäger.

13. Und nun mein Neckarthal entlang
nach Haus; mir wird so wohl und bang.
Zur Fahne eilen die Schwaben,
und die Mütter segnen die Knaben.

14. Und wie ich betrete mein eigen Haus,
da kommt ein junger Krieger heraus,
da kommt mein Sohn mir entgegen:
„Grüß Gott, und gib mir den Segen!"

15. So segne dich Gott mit fröhlichem Mut
und segne euch all, ihr wackeres Blut,
und schütz euch im heiligen Kriege
und führ euch zum herrlichen Siege!

16. Im heiligen Krieg mit dem alten Feind
zum herrlichen Sieg mit den Brüdern vereint,
zieht aus denn in Gottes Namen;
er helf' euch und segne euch. Amen.

Karl Gerok.

118. Anteil Bayerns am deutsch-französischen Krieg (1870—1871).

Die Einigung Deutschlands nach dem Kriege von 1866 erschien dem Kaiser der Franzosen, Napoleon III., welcher bis dahin den Schiedsrichter in Europa gespielt hatte, bedrohlich. Angetrieben von den über Preußens Erfolge erbitterten Franzosen, führte er 1870 durch das zudringliche Vorgehen seines Gesandten eine Beleidigung König Wilhelms herbei, wodurch der Bruch mit Deutschland erfolgte. Da erhob sich unter den Klängen der „Wacht am Rhein" ganz Deutschland wider den alten Erbfeind, und was Ludwig XIV. und Napoleon I. an Deutschland gesündigt hatten, es wurde gesühnt durch Frankreichs Niederlagen.

Der Tag von Weißenburg öffnete den deutschen Armeen das Elsaß; der Tag von Wörth sicherte seinen Besitz. Gerade dem dritten Armeekorps, das die süddeutschen Heere vereinigte, und bei welchem die Prinzen des bayerischen Königshauses standen, war es beschieden, den ersten kühnen Vorstoß ins Feindesland zu wagen; alle die Bahn versperrenden Festungen wurden zur Übergabe genötigt. Auch an jenen entscheidenden Schlachttagen vom 30. August bis 1. September hatten die Bayern den ruhmvollsten Anteil; bei Beaumont, Bazeilles, Balan und Sedan flatterten die blauweißen Fahnen. Dem bayerischen General Maillinger wurde zuerst unmittelbar vor den Mauern der umzingelten Festung Sedan die Meldung gebracht, daß Kaiser Napoleon den fruchtlosen Kampf aufgeben wolle und bereit sei, sich zu ergeben; bayerische Reiter bildeten die Begleitung bei jener denkwürdigen Fahrt Napoleons nach Donchery, wo der „eiserne Kanzler" die Bedingungen der Unterwerfung vorschrieb. Als das Ungeheure, Unglaubliche sich vollzogen hatte, die Gefangennehmung einer Armee von 100000 Mann mit ihrem Herrn und Kaiser, wurden vorzugsweise bayerische Krieger dazu ausersehen, die Gefangenen nach Deutschland zu führen; denn neidlos wurde von allen eingestanden, daß sie im Entscheidungskampf den ersten Kranz errungen hatten.

Im beispiellos beschwerlichen Winterfeldzug 1870/71 bewiesen die Bayern sich in jeder Beziehung als vorzügliche Soldaten. Gegen die französische Armee an der Loire, die, durch Gambetta gleichsam „aus dem Boden gestampft", zum Entsatz der einge-

schlossenen Hauptstadt bestimmt war, wurde General von der Tann mit einem aus Bayern und Preußen bestehenden Heere abgeschickt. Die Siege bei Artenay am 10. und bei Orleans am 11. Oktober öffneten ihnen die Thore der Stadt Orleans. Zwar mußte sie einige Tage später wegen des an Zahl weit überlegenen Feindes geräumt werden, und es folgte der bange Tag von Coulmiers; dann aber, als durch Vereinigung mit dem Corps des Prinzen Friedrich Karl einigermaßen das Gleichgewicht der Kräfte hergegestellt war, fand ein zweiter Kampf statt, der mit dem Sieg und dem Wiedereinzug in die Loirestadt endigte. Auch bei der Belagerung von Paris sprachen die bayerischen Batterien ein gewichtiges Wort; das Plateau von Chatillon wurde von General von Hartmann im Sturm genommen. Das Oberkommando ehrte die kühne Leistung, indem es dieser Stellung den Namen „Bayernschanze“ gab. Bald darauf ward der letzte Wunsch der deutschen Kämpfer erfüllt. Paris erklärte sich für besiegt (28. Januar 1871). Durch den Triumphbogen, den man von der Bayernschanze aus im Häusermeere deutlich unterscheiden konnte, zogen die deutschen Truppen, darunter auch die Bayern, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.

Zwar war der Krieg mit der Übergabe der Hauptstadt noch nicht beendet; allein der ersehnte Frieden konnte nicht mehr lange ausbleiben. Der endgültige Friedensschluß wurde am 10. Mai 1871 zu Frankfurt am Main vollzogen. Aus einem glorreichen Feldzuge ohnegleichen brachten unsere siegreichen Heere die alten Reichslande Elsaß-Lothringen und Kaiser und Reich zurück.

Nach Heigel.

119. Die Krone im Rhein (1871).

1. Es lag eine Krone im tiefen Rhein,
hehr prunkend von Gold und von Edelgestein,
sie lag dort versunken seit uralter Zeit
mit des Reichs längst verschwundener Herrlichkeit;
davon hat das Volk sich die Sage erzählt,
es sei ein zukünftiger König erwählt,
zu heben die Kron' aus der Fluten Schofs,
der würde als Kaiser dann mächtig und grofs.

2. Wohl ging noch im Volke die Sage umher,
doch klang sie zuletzt gar traurig nur mehr.
Vorbei war ja Glaube und Hoffnung zugleich
auf ein Wiedererstehen von Kaiser und Reich. —

Da plötzlich von Westen her Kriegslärm erschallt,
wildbrausend der Strom im Bett aufwallt,
wie Waffengetös' tönt's herauf aus dem Grund, —
der Sieg ward errungen zur selbigen Stund.

3. Als heim übern Rhein zog das siegreiche Heer,
lag unten im Grunde die Krone nicht mehr;
sie strahlte hellfunkelnd im schneeigen Haar
des Kaisers der Deutschen; — so wurd' es denn wahr,
was im Herzen des Volkes als Hoffnung geblüht,
was treu sich erhalten in Sage wie Lied,
was sinnig bedeutet die Krone im Rhein:
Es soll ein Kaiser, ein Reich wieder sein!

E. v. Destouches.

120. Kaiser Wilhelm I.

Kaiser Wilhelm I., geboren am 22. März 1797, war der zweite Sohn des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. und seiner dem preußischen Volke unvergeßlichen Gemahlin Luise; seine früheste Kindheit hatte noch den Glanz des alten Preußens gesehen, sein Knabenalter die Demütigung desselben. In seine Jünglingszeit fiel die Erhebung des Vaterlandes, die Befreiung des deutschen Volkes vom französischen Joch. Nach der Schlacht bei Leipzig gestattete ihm sein Vater, den Feldzug gegen Frankreich mitzumachen; 1814 zog er, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, das er sich bei Bar sur Aube erworben hatte, mit den Monarchen in Paris ein. Erst nach Beendigung des Krieges konnte an seine letzte Jugendausbildung und an seine Konfirmation gedacht werden. Schon frühzeitig zeigte er einen Sinn für strenge Pflichterfüllung; dies bekundete er auch in seinem Dienste im Heere. 1849 stand er an der Spitze des Heeres und dämpfte den Aufstand in Baden; nach demselben lebte er längere Zeit in Koblenz. Es war dies die Zeit der diplomatischen Niederlagen Preußens durch Österreich.

Nachdem er von 1858 an als Prinzregent regiert hatte, bestieg er im Alter von 64 Jahren 1861 den preußischen Thron; nach menschlicher Voraussicht schien ihm nur eine kurze Spanne Zeit zum Wirken und Handeln bestimmt zu sein. Niemand ahnte, daß er länger als ein Vierteljahrhundert die Krone tragen würde, und daß unter seiner Regierung die heißesten Wünsche des deutschen Volkes in Erfüllung gehen sollten. 1864 entriß er gemeinsam mit Österreich den Dänen die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein. Noch größere Erfolge brachte ihm der siegreiche Feldzug von 1866 gegen Österreich; mehrere Provinzen wurden dem Königreich Preußen

einverleibt. Für das bisher zersplitterte Deutschland war die langersehnte politische Einigung angebahnt; doch der Friede war nur von kurzer Dauer. Die nach Ruhm dürstenden Franzosen erklärten am 19. Juli 1870 an Preußen den Krieg. Ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann; die Zeit der Vergeltung war gekommen. Die Deutschen erfochten Sieg auf Sieg. Napoleon III. wurde gefangen genommen, und Wilhelm I., der siegreiche Führer des deutschen Heeres, auf feindlichem Boden, in Versailles am 18. Januar 1871 zum deutschen Kaiser ausgerufen. Das Deutsche Reich war wieder erstanden.

Nun richtete sich Kaiser Wilhelms Fürsorge auf die Erhaltung der wieder gewonnenen Macht und des Ansehens des Deutschen Reiches; besonders wandte er sein Augenmerk der Vervollkommnung des Heereswesens und der Vermehrung der Flotte zu. 1888 kam ein neues Wehrgesetz zur Einführung. Das Gerichtswesen erfuhr eine durchgreifende Änderung durch Einführung einer neuen Reichsgerichtsverfassung; in Leipzig wurde ein Reichsgericht als oberster Gerichtshof geschaffen.

Durch Aufhebung der noch bestehenden Zollschranken und durch Einführung einheitlicher Maße, Gewichte und Münzen suchte man im neuen Deutschen Reiche Handel und Verkehr zu heben und zu fördern. Um das zurückgegangene Kleingewerbe wieder zu kräftigen, wurde 1881 ein Innungsgesetz erlassen. Dasselbe gestattet nämlich den selbständigen Handwerkern zur Pflege des Gemeingeistes, zur Ausbildung der Lehrlinge, zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und den Meistern, sowie zur Fürsorge für das Herbergewesen ꝛc. die Gründung von Vereinigungen. Zur Beseitigung von verderblichen Erscheinungen im Kleingewerbebetrieb erschien ein Gesetz über die Beschränkung des Hausierhandels und der Wanderauktionen. Durch Erhöhung der Zölle für eingeführtes Getreide suchte die Reichsregierung die mißliche Lage der Landwirtschaft zu bessern. Auch der drückenden Lage der Arbeiter gedachte man; 1883 wurde das Arbeiter-Krankenversicherungsgesetz und im darauffolgenden Jahre das wohlthätig wirkende Unfallversicherungsgesetz gegeben. So suchte Wilhelm der Siegreiche im Frieden das Wohl seines Volkes zu fördern.

Am 9. März 1888 setzte der Tod seinem segensreichen Wirken ein Ende.

Mit ihm schied ein Herrscher, um dessen Besitz das deutsche Volk von vielen Nachbarvölkern mit Recht beneidet wurde. Seine ruhm- und segensreiche Regierung wird jedem Deutschen unvergeßlich bleiben.

Nach Verschiedenen.

121. Kaiser Friedrich.

Nach der Verfassung des Deutschen Reichs und des Königreichs Preußen ging die Würde des Kaisers und Königs auf den bisherigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm über, der als Friedrich III. den Thron bestieg. Als ihn die Trauerkunde von dem Tode seines geliebten Vaters traf, lag er an einem Halsleiden (Krebs) schwer erkrankt zu San Remo in Italien.

Als Christ und Held hatte er sich mit stiller Ergebung in sein schweres Leiden gefunden; aber jetzt litt es ihn nicht mehr auf fremdem Boden. Schon am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, eilte er in sein Königreich, wo er an der Grenze von dem gesamten Staatsministerium empfangen wurde. Es war ein herzbewegender Anblick, als hier der todkranke Kaiser den Reichskanzler Fürst Bismarck in die Arme schloß und ihn dreimal auf die Wangen küßte. Schon die Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Charlottenburg war den Geschäften der Regierung gewidmet. Zu Tausenden war am Orte der Ankunft in Charlottenburg das Volk versammelt, um den Heimkehrenden mit lautem Hurra zu begrüßen.

Wohl selten hat ein Volk mit mehr Liebe und Vertrauen zu seinem neuen Herrscher emporgeschaut als das deutsche zu Kaiser Friedrich. Geboren 1831, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, war er, eine echte Siegfriedsgestalt, bald als „unser Fritz“ der Liebling des Volkes und seiner Armee. An der Seite seines siegreichen Vaters hat er die Größe Preußens und die Einheit Deutschlands mit erstritten; ihm verdankt das preußische Volk im Verein mit andern Helden den Sieg bei Königgrätz; unter seinen Augen wurde in dem großen Kriege gegen Frankreich der erste Sieg erkämpft; er führte als Feldmarschall die deutschen Krieger von Sieg zu Sieg. Keiner war besser imstande, das Werk Kaiser Wilhelms fortzuführen und das deutsche Volk mit fester Hand zu schützen in schwerer Zeit, in welcher Feinde ringsum es bedrohten. Das Vertrauen des Volkes zu seinem neuen Herrscher wurde noch vergrößert durch dessen erste öffentliche Ansprachen „An mein Volk“ und „An den Reichskanzler“, in welchen es heißt: „Ich bringe meinem getreuen Volke mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Mein ganzes Bestreben wird sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Hort des Friedens zu machen, und ich gelobe, ein gerechter und in Freud und Leid ein treuer König zu sein. Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde ich zufrieden sein, wenn dereinst von meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei meinem Volke wohlthätig, meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen. Gott

wolle mir seinen Segen und seine Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan mein Leben geweiht ist.“

Wie zündeten diese Worte in dem deutschen Volke! Aber leider sollte es Kaiser Friedrich nicht vergönnt sein, die großen Hoffnungen zu erfüllen, welche das Volk mit Recht auf ihn setzte; denn seine ganze, leider so kurze Regierungszeit war ein ununterbrochenes, aber geduldig ertragenes Leiden. „Lerne leiden, ohne zu klagen!“ schrieb der Kaiser dem Kronprinzen auf einen Zettel, — denn sprechen konnte er schon längst nicht mehr; — dies Wort wird dem deutschen Volke ein teures Vermächtnis bleiben. Beim Erwachen des Frühlings schienen sich die Kräfte des Kaisers noch einmal zu beleben; er konnte noch zweimal Berlin aufsuchen und sogar nach seinem Lieblingssitze Friedrichskron bei Potsdam übersiedeln. Bald darauf trat jedoch eine Verschlimmerung ein, und am 15. Juni 1888 hatte der Dulder ausgerungen. Am 18. Juni, dem Jahrestage der Schlachten von Fehrbellin und Belle-Alliance, wurde die irdische Hülle des Heimgegangenen, der gehofft hatte, seinem Volke ein Friedensfürst zu werden, in der Friedenskirche zu Potsdam feierlich beigesetzt. „Nur wenige Monate,“ so sprach Kaiser Wilhelm II. zu dem versammelten Landtage, „hat das Scepter in meines dahingeschiedenen Vaters Hand geruht, aber lange genug, um zu erkennen, welchen Herrscher das Vaterland in ihm verloren hat. Die Hoheit seiner Erscheinung, der Adel seiner Gesinnung, sein ruhmvoller Anteil an den großen Geschicken des Vaterlandes und der Heldenmut christlicher Ergebung, mit dem er gegen die Todeskrankheit kämpfte, haben ihm im Herzen seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt.“

Nach Hoffmeyer und Hering.

122. Kaiser Wilhelm II.

Der Nachfolger des unvergeßlichen Kaisers Friedrich Namens Wilhelm II. wurde am 27. Januar 1859 geboren und aufs sorgfältigste erzogen. Kräftig sollte der Körper, klar der Geist, warm das Herz und fest der Wille werden. Unablässig wurde deshalb durch geregelte Turnübungen und Spiele der Körper gestählt; daneben mußte der Prinz fleißig lernen. Der Vater wohnte oft dem Unterrichte bei, und täglich ließ er sich die Schreibhefte vorlegen. Im Herbst 1874 kam der Prinz in das Gymnasium zu Kassel, woselbst er wie jeder andere Schüler behandelt werden mußte. Hier lernte er mit Leuten aus dem Volke streben und verkehren. Um die ihm nötige wissenschaftliche Bildung zu vollenden, bezog er 1877 die Hochschule zu Bonn. Nach dem

Verlassen derselben mußte er den Heeresdienst kennen lernen. In diesem Dienste zeichnete er sich ebenfalls durch pünktliche und gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten aus. Mit ganzem Herzen war der Prinz Soldat. Zur allseitigen Ausbildung fehlte ihm aber noch die Kenntnis von der Verwaltung des Staates; er lernte dieselbe unter Anleitung des Oberpräsidenten von Brandenburg kennen. In die Geschäfte des auswärtigen Amtes weihte ihn der große Staatsmann Fürst Bismarck ein.

Im Laufe weniger Monate sah er den ruhmvollen Großvater und den heldenmütigen Vater in die Gruft sinken. Wohl für seinen hohen Beruf vorbereitet und mit dem besten Willen beseelt, bestieg er unter den erwähnten, erschütternden Ereignissen am 15. Juni 1888 den Thron. Kaum waren die Wochen tiefster Hoftrauer vorüber, so unternahm er Reisen an die Höfe von Rußland und Österreich, nach Italien, England und Schweden; durch dieselben suchte er die friedlichen Beziehungen des Deutschen Reiches zu den auswärtigen Mächten zu befestigen und auf diese Weise zur Erhaltung des europäischen Friedens beizutragen. Um den Sonnenschein des Friedens seinem Lande möglichst lange zu sichern und die Stürme des Krieges möglichst lange fern zu halten, dann aber auch um die achtunggebietende Stellung Deutschlands zu behaupten, wurde von ihm alles aufgeboten, das deutsche Heer einschließlich der deutschen Flotte gut gerüstet und schlagfertig zu erhalten. Dies mag auch die Feinde von einem Angriffe bisher abgehalten haben.

Aber auch auf die inneren Verhältnisse Deutschlands richtete er sein Augenmerk. Vor allem nahm er die unter seinem Großvater unvollendet gebliebene soziale Gesetzgebung wieder auf. Auf seine Anregung hin fand 1890 in Berlin eine internationale Arbeiterschutzkonferenz statt, bei welcher England, Österreich, Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark und Schweden durch Abgesandte vertreten waren. Die unmittelbare Folge dieser Konferenz waren gesetzgeberische Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch in andern Staaten.

Am 1. Januar 1891 trat im Deutschen Reiche das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz in Kraft, und es wird jetzt noch an der Fürsorge für die arbeitenden Klassen weiter gearbeitet. So ist auch noch im Jahre 1891 ein Arbeiterschutzgesetz, das die Arbeitszeit und Arbeitsdauer regelt und Rücksicht auf die gesundheitlichen und sittlichen Verhältnisse nimmt, gegeben worden.

Im Jahre 1895 konnte der großartige, für das Verkehrs- und Kriegswesen höchst wichtige Kaiser Wilhelm-Kanal, an dem

seit dem Jahre 1887 mit einer fieberhaften Thätigkeit gebaut wurde, der Benützung übergeben werden.

Im Sommer 1896 kam eines der großartigsten gesetzgeberischen Werke, an dessen Herstellung die hervorragendsten Rechtsgelehrten einige Jahrzehnte unverdrossen arbeiteten, nämlich das Bürgerliche Gesetzbuch, zu stande, das am 1. Januar 1900 in Kraft tritt.

Möchte es dem kraftvollen Wirken Wilhelms II. auch in Zukunft gelingen, alle Bestrebungen zur Förderung der Volkswohlfahrt von Erfolg begleitet zu sehen!

Nach Verschiedenen.

123. Prinz-Regent Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser.

Da der Bruder des Königs Ludwig II., König Otto I., durch ein schon länger andauerndes Leiden an der Übernahme der Regierung gehindert war, verkündete ein am 14. Juni 1886 erlassenes Thronfolge- und Regentschaftspatent die Übernahme der Regentschaft durch Seine Königliche Hoheit den Prinzen Luitpold, der es bei seiner feierlichen Beeidigung am 28. Juni als seinen sehnlichsten Wunsch bezeichnete, daß es ihm vergönnt sein möge, zum Wohle des treuen und geliebten Landes wirken zu können, nachdem ihm die Vorsehung am Abende seines Lebens die schwere Pflicht auferlegt habe, im Namen Seiner Majestät des Königs die Zügel der Regierung zu leiten.

Seit dieser Zeit übt Prinz Luitpold unter dem Titel eines Prinzregenten und Verwesers des Königreichs Bayern die königliche Gewalt aus. Prinz Luitpold, der dritte Sohn des Königs Ludwigs I., wurde den 12. März 1821 in Würzburg geboren. Er war ein treuer Berater seines Bruders, des Königs Maximilian II., und führte unter der Regierung Ludwigs II. den Vorsitz im Staatsrat. 1866 zeichnete er sich als Feldzeugmeister in den blutigen Gefechten bei Helmstädt und Üttingen (24. Juli) durch Tapferkeit aus; auch an den Kämpfen in Frankreich im Jahre 1870/71 nahm er als Generalinspekteur ruhmvollen Anteil, besonders an den Schlachten von Gravelotte, Beaumont und Sedan und an der Belagerung von Paris. Er war es, der dem König Wilhelm von Preußen das Schreiben überreichte, in welchem Ludwig II. im Einverständnis mit den übrigen Fürsten Deutschlands denselben ersuchte, das Deutsche Reich und die Kaiserwürde wieder herzustellen. Daß sich Prinzregent Luitpold die Liebe seines Volkes erwarb, bewies dieses an dem siebzigsten Geburtstag desselben. Möge Gott, wie bisher, so auch ferner Bayern und sein Fürstenhaus segnen!

124. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

1. Ob wir, in Not und Schmach versunken,
im blut'gen Hader uns entzweit,
uns blieb ein lichter Gottesfunken, —
der Traum der deutschen Herrlichkeit;
und häuften sich die Leidenstage,
daß schon der Treusten Hoffnung schwand,
fort klang's wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

2. Das klang durch unsre schönsten Lieder,
das traf die deutsche Brust mit Macht,
von Strom und Bergen hallt' es wider,
an unsern Marken hielt es Wacht.
Und als des Kampfes wilde Flammen
entlohten von verruchter Hand,
da standen endlich wir zusammen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

3. Und herrlich ist das Werk gelungen,
der Feind geworfen in den Staub,
mit unsrem Blut ihm abgerungen
der nie verjährte, schnöde Raub;
des Sieges volle Kränze schlingen
um uns ein unzerreißbar Band,
nun soll's in Ewigkeit erklingen:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

Albert Träger.

Aus der Naturkunde.

A. Gesundheits- und Krankenpflege.

125. Der Mann mit der Maschine.

Es war einmal ein Mann, der eine kostbare, künstlich zusammengesetzte Maschine besafs. Sie war viel zusammengesetzter als eine Dampfmaschine. Obwohl nun dieser Mann mit der Einrichtung seiner Maschine sehr wenig bekannt war, so wufste er doch ungefähr, was er zu thun hatte, um sie im Gange zu erhalten. Das war an sich auch so befremdend

nicht; man sieht öfter, dafs Menschen, die von der Zusammensetzung eines Werkes nichts wissen, doch damit umzugehen verstehen; ich erinnere nur beispielsweise an die Uhr.

Unser Mann hielt ungefähr seine Maschine wie eine Uhr im Gange, und sie that ihre Arbeit von selbst. Es war erstaunlich, was sie alles zu thun vermochte. Sie konnte aus Brot und noch einer Anzahl anderer Stoffe Fleisch bereiten. Sie hatte ein Pumpwerk in Thätigkeit, welches eine vielverzweigte Wasserleitung speiste. Sie wirkte mit einem Blasebalge, welcher unaufhörlich Luft herbeiführte. Eine Anzahl von Hebeln, welche allerlei Arbeiten verrichteten, war in Bewegung. Die Maschine konnte telegraphieren, photographieren, musizieren u. s. w.

Wer solch ein köstliches Werkzeug, solch einen Schatz besitzt, wird natürlich sein möglichstes thun, um es in gutem Stande zu erhalten. So sollte man denken. Aber bei unserem Mann war das nicht der Fall. War es Trägheit oder Gleichgültigkeit oder Unkenntnis, ich weifs es nicht; aber so viel ist gewifs, er verwahrloste seine Maschine sehr. Schädlichen Stoffen liefs er freien Zugang; er achtete nicht darauf, ob das Wasser und der Brennstoff von guter Beschaffenheit waren und regelmäfsig zugeführt wurden: kurz, er lebte leichtsinnig in den Tag hinein.

Doch die Folgen davon blieben nicht aus. Bald versagte die Wasserleitung den Dienst, bald war der Blasebalg unrein, bald die Fleischbereitung in Unordnung, bald taugte der Photographieapparat nichts. Bald haperte es bei dem einen, bald bei dem andern, und fast immer war dies seine Schuld. Dann lief unser Mann zu Leuten, welche die Zusammensetzung der Maschine kannten, um seine Maschine wieder herstellen zu lassen. Nur zuweilen glückte das; oft liefs sich wenig oder nichts daran bessern. Dann wurde geflickt und gepfuscht, gut und schlecht, monate- und jahrelang. Der Mann hatte nur Schaden davon; er klagte, dafs er so unglücklich wäre und seine Maschine so kränkelte. Dafs dies die Folge seiner Nachlässigkeit sei, sagte er freilich nicht. So ging es fort, bald etwas schlechter, bald etwas besser. Holpernd, stockend und ächzend that die Maschine ihr Werk, bis sie endlich stille stand und gar nicht mehr in Gang zu bringen war.

Solche thörichte Menschen, die so ruchlos mit einem so kostbaren Werke umgehen, wird es wohl nicht viele geben, denkt ihr. O, ihr könnt sie täglich sehen, so viel ihr wollt.

Denn die Maschine, um die es sich hier handelt, ist keine von Eisen und Stahl, sondern eine von Fleisch und Blut. Jeder von uns besitzt eine so kunstvoll eingerichtete Maschine, nämlich den eigenen Körper. Derselbe ist zusammengesetzter als die künstlichste Maschine, welche je von Menschenhänden gemacht wurde. Alles, was für unser Leben nötig ist, die Verdauung unserer Speisen, der Umlauf des Blutes, das Atemholen, unsere Bewegungen, unser Sehen u. s. w. kommt durch die Thätigkeit der Körperteile zu stande. Wenn alle diese Verrichtungen gehörig stattfinden, alles in guter Ordnung ist, — so sind wir gesund. Aber sorgen wir wohl immer dafür, dafs diese Verrichtungen stattfinden können? Halten wir unsern Körper in guter Ordnung? Leider thun dies die meisten Menschen nicht. Essen, trinken und schlafen, nun ja, das kann jeder und thut auch jeder. Aber damit ist es noch nicht genug. Wir müssen nicht nur unsere leibliche Maschine im Gange erhalten, es ist auch nicht gleichgültig, wie das geschieht. Wir wollen nicht allein leben, sondern so viel wie möglich gesund leben; ohne Gesundheit sind alle Güter für uns wertlos. Daher müssen wir wissen, was unserem Leibe zuträglich ist, um das Schädliche vermeiden zu können.

Nach Huizinga-Jüttich.

126. Über Körper- und Gesundheitspflege.

„Krankheiten verhüten ist leichter als Krankheiten heilen.“ Will man nach diesem wichtigen Grundsatze handeln, so muß man auch seinen Körper und die Verrichtungen desselben kennen. Von dieser genauen Kenntnis und der richtigen Pflege des Körpers hängt ja das Wohlbefinden des Menschen ab. Wenn nun auch nicht jeder sein eigener Arzt sein kann, so dürfte dennoch mancher auf Grund der gewonnenen Kenntnisse über Bau, Leben und Pflege des Leibes seinen Körper vor mancherlei Krankheiten bewahren und durch gewissenhafte Befolgung der Gesundheitsregeln sein Leben verlängern können. Dafür zu sorgen, ist jedes Menschen Pflicht.

Der menschliche Körper besteht teils aus flüssiger, teils aus weicher und teils aus harter Masse. Die harten Teile sind die Knochen; die weichen Teile (Muskeln) haften mehr oder weniger an diesen, und die Flüssigkeiten (Blut und Nervenmasse) durchdringen entweder die harten und weichen Teile oder werden von ihnen eingeschlossen (Gehirn, Rückenmark).

Jeder Körperteil, der eine besondere Gestalt hat und einer bestimmten Verrichtung im Körper dient, wird Organ genannt.

Die Organe zerfallen nach der Thätigkeit, die sie zu erfüllen haben, in Bewegungsorgane (Knochen, Muskeln), in Empfindungsorgane (Nerven, Sinnesorgane) und in Ernährungsorgane. Letztere werden wieder in Organe der Verdauung (Magen, Gedärme), des Blutumlaufes (Herz, Adern) und der Atmung (Kehlkopf, Lunge) unterschieden. Der menschliche Körper ist aus Organen zusammengesetzt; er ist sonach ein organisierter Körper.

Die Organe des Menschen sind mehr oder weniger in beständiger Thätigkeit und haben dadurch einesteils dem Körper neue Stoffe zuzuführen, anderenteils verbrauchte zu entfernen. So lange wir leben, nutzt sich der Körper fortwährend in allen seinen Teilen ab, und er kann nur dann ordentlich ausgebessert, dadurch am Leben und gesund erhalten werden, wenn das Abgenutzte aus denselben Stoffen, aus welchen es bestand, immerfort wieder aufgebaut wird, also: das Fleisch durch Eiweißstoffe, die Knochen durch Leim und Kalk, die Nerven durch Eiweiß und Fett 2c. — Das fortwährende Abnutzen (Absterben) unserer Körperteile und das immerwährende Wiederersetzen (Erneuern) derselben nennt man den Stoffwechsel. So lange dieser vor sich geht, leben wir; hört er auf, dann sterben wir; hat er aufgehört, so sind wir tot; geht er schlecht und falsch von statten, dann sind wir krank.

Den Stoffwechsel ordentlich im Gange zu erhalten, ist demnach die Aufgabe für jeden Menschen, der leben und gesund sein will. Vermittler des Stoffwechsels ist das Blut. Dasselbe spielt eine außerordentlich wichtige Rolle bei der Erhaltung unseres Lebens und unserer Gesundheit. Es versteht sich daher von selbst, daß diese edelste Körperflüssigkeit und diese Quelle des Lebens die sorgsamste Pflege verdient.

Vor allem müssen wir für gutes, ernährungsfähiges Blut sorgen, damit dasselbe seine Bestimmung, den ganzen Körper und somit auch die Blutumlaufsorgane zu ernähren und zu kräftigen, in vollem Maße erfüllen kann. In der fehlerhaften Beschaffenheit des Blutes liegt die Ursache von mancherlei Krankheiten. So erzeugt z. B. Mangel an Eisen und (roten) Blutkörperchen im Blute die Bleichsucht. Ist das gute Blut in zu geringer Menge vorhanden, leidet der Körper also an Blutarmut, dann werden die Blutlaufsorgane krank und können ihren Verrichtungen nicht mehr nachkommen. Infolgedessen werden dann auch die übrigen Körperteile ungenügend ernährt; dieselben erkranken; der ganze Körper magert ab, zehrt aus und welkt dahin.

Gut wird das Blut dadurch erhalten, daß man ihm erstens fortwährend gute Stoffe zuführt, und daß ihm zweitens seine schlechten Stoffe immerfort entzogen werden. Ersteres geschieht durch Aufnahme nahrhafter Speisen und Getränke, durch Genuß

einer hinreichenden Menge reinen, frischen Wassers, sowie durch Einatmen sauerstoffreicher Luft. Letzteres wird durch die Reinigung des Bluts in den dazu bestimmten Organen, den Lungen, der Leber, den Nieren und der Haut besorgt.

Wenn die unbrauchbaren Stoffe, wie Kohlensäure, Galle, Harn und Schweiß, welche regelmäßig aus dem Blute abgesondert werden sollten, in demselben zurückbleiben, dann wird das Blut verschlechtert und die Gesundheit benachteiligt. Noch gefährlicher ist es, wenn das Blut durch Genuß von gefälschten Speisen und Getränken, durch Einatmen giftiger Gase oder durch das Eindringen fremder, giftiger Stoffe in eine Wunde vergiftet wird.

Damit die Blutreinigung ohne Störung vor sich gehen kann, müssen wir die Thätigkeit der betreffenden Organe unterstützen, indem wir dieselben durch richtige Ernährung, Schonung und Pflege in gutem Zustande erhalten. Die Reinigung des Bluts in den Lungen wird besonders durch das Einatmen gesunder Luft gefördert. Die Thätigkeit der Leber wird nicht selten durch zu enganliegende Kleidungsstücke beeinträchtigt. Die Reinigung des Bluts in den Nieren läßt sich besonders durch reichliches Trinken von Wasser befördern. Die Haut, durch welche die Reinigung des Bluts mittels Ausscheidung von Schweiß und Dunst geschieht, bedarf einer besonders aufmerksamen Pflege, namentlich durch tägliches Waschen und Abreiben womöglich des ganzen Körpers, durch häufiges Baden und öfteren Wechsel der Kleidung, insbesondere der Leibwäsche.

Wenn nun auch gutes Blut in der gehörigen Menge ein Haupterfordernis für unsere Gesundheit ist, so nützt dies doch nichts, wenn das Blut nicht in flottem Strome durch den ganzen Körper fließt. Deshalb müssen wir neben der Sorge für gutes Blut ferner darauf bedacht sein, den Blutlauf in regelmäßigem Gang zu erhalten. Dies geschieht dadurch, daß wir das Blut durch Aufnahme der gehörigen Menge Wassers oder flüssiger Nahrung überhaupt leichtflüssig erhalten, damit es leichter und schneller in alle Teile des Körpers gelangen kann. Sodann wird der Blutkreislauf unterstützt durch angemessene Arbeit und Bewegung, hauptsächlich durch Turnen und durch öfteres kräftiges Einatmen von reiner, frischer Luft. Das Blut wird in seinem Laufe, insbesondere durch anhaltend sitzende Lebensweise (Schreiben, Nähen, Sticken rc.) und durch enge Kleidung (Halsbinden, Schnürleib, Turnergürtel) gehemmt. Endlich wird der Kreislauf des Blutes auch durch den Gesundheitszustand der dabei thätigen Organe bedingt. Soll derselbe gut von statten gehen, dann müssen die Blutlauforgane gesund erhalten werden. Um Herz und Lungen vor Schaden zu bewahren, hüte man sich namentlich vor Erkältung,

da dadurch leicht Herzleiden und Lungenentzündungen entstehen können. Die Herzthätigkeit wird besonders gestört durch übermäßigen Genuß starker geistiger Getränke, durch langandauernde Überanstrengung (vieles Tanzen, schnelles Gehen 2c.) und durch heftige Gemütserregungen (Zorn, Ärger, Schreck, Furcht). Überhaupt alles, was starkes Herzklopfen verursacht, ist nachteilig.

So verlangen alle Organe, wenn sie stets geregelt thätig sein und gesund bleiben sollen, ihre gehörige Pflege; aber hauptsächlich muß das Blutgefäßsystem sorgsam gepflegt werden, weil durch den Kreislauf des Blutes der Stoffwechsel des Körpers möglich gemacht wird und davon die Gesundheit aller Organe abhängig ist.

Nach Säger.

127. Unsere wichtigsten Nahrungsmittel.

Damit wir diejenigen Stoffe kennen lernen, welche wir als Nahrungsmittel aufnehmen müssen, ist es nötig, daß wir die Grundbestandteile unseres Körpers kennen. Unsere Knochen enthalten Kalk; nur durch Kalk können sie deshalb auf- und ausgebaut werden. Das Fleisch, die Nerven und die Haut bestehen aus Wasser, Eiweiß und Salzen; bei der Neubildung dieser Körperteile werden die genannten Stoffe verbraucht; fehlen dieselben, so kann die Neubildung nicht erfolgen. Im Gehirn befindet sich Phosphor, im Blute Eisen. Manche Teile unseres Körpers sind mit Fettschichten ausgefüllt oder überdeckt. Alle diese angeführten Stoffe bedarf der Körper zu seinem Bestehen. Die dem Blute darzubietenden Stoffe sind demnach Wasser, Eiweiß, Fette, Stärkmehl und Salze.

Das W a s s e r ist nebst der Luft unser Hauptnahrungsmittel. Es bringt die Stoffe in die allein taugliche flüssige Form, befördert ihre Bewegung und ermöglicht die Ausscheidung der giftigen Zersetzungsprodukte. Ohne Wasser ist daher kein Stoffwechsel denkbar. Es gelangt aber nicht nur durch Trinken desselben in unsern Körper, sondern ist auch in großer Menge in den Nahrungsmitteln enthalten. Brot besteht zu $^1/_2$, Fleisch zu $^3/_4$, Milch, Gemüse, Obst, Wein und Bier zu $^9/_{10}$ aus Wasser.

Zu dem aus Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff bestehenden E i w e i ß rechnet man den Faserstoff, das Eiweiß und den Käsestoff. Die Wände der Zellen, der kleinsten Teile des Körpers, bestehen aus Faserstoff. Die abgenutzten Teile ersetzt das zugeführte Eiweiß. Bei ungenügender Zufuhr wird das eigene Eiweiß des Körpers angegriffen und verzehrt; der Körper wird dann muskelschwach und zerfällt. Eiweißhaltige Speisen sind Fleisch, Eier, Milch, Käse, Brot, Hülsenfrüchte und die eßbaren Pilze. Das

Fleisch enthält Wasser, Faserstoff, Eiweiß, Fette und Salze. Die Fleischbrühe wirkt als Anregungs- und Reizmittel nervenbelebend. Will man kräftige Fleischbrühe erhalten, so muß man das Fleisch kalt zusetzen, langsam erwärmen und dann kochen; will man jedoch kräftiges Fleisch auf den Tisch bringen, so muß man das Fleisch sowohl beim Kochen als auch beim Braten einer raschen Hitze aussetzen, damit die äußere Fläche sich schnell zusammenziehen und das Eiweiß gerinnen kann, ehe der Saft Zeit hat, von innen zu entweichen; beim Braten verhindert man durch Zusetzen von Butter oder Fett ebenfalls das Ausfließen des Fleischsaftes. — Die Eier, namentlich Hühnereier, finden in der Küche auf verschiedene Art Verwendung. — Ein vorzügliches Nahrungsmittel (kleine Kinder gedeihen bei der alleinigen Aufnahme desselben) ist die Milch. Unter 100 ℔ Kuhmilch sind 4,3 ℔ Butter (also Fett), 4,8 ℔ Käsestoff, 4 ℔ Milchzucker, 0,5 ℔ Eiweiß, 0,5 ℔ Salze und 85,7 ℔ Wasser. Aus Faserstoff, Eiweiß, Käsestoff und Kleber bildet sich hauptsächlich unser Blut; Fett, Stärkmehl und Zucker erzeugen Wärme.

Die Getreidekörner enthalten blut- und fleischbildende Bestandteile (Kleber und Eiweiß) und Körperwärme erzeugende Stoffe (Stärkmehl). Unter den Hülsenfrüchten sind die Linsen am nahrhaftesten; dann folgen Bohnen und Erbsen. In manchen eßbaren Pilzen findet man 6% Eiweiß.

Im kalten Klima und bei harter Arbeit ist das Bedürfnis nach Fett sehr groß. Fett liefern uns außer Öl und Talg alle unsere besseren Nahrungsmittel.

Salze (Kochsalz und Kalisalze), die der Körper zur Knochenbildung und zum Beleben der Nerven bedarf, sind im Fleisch, in der Milch, in den Eiern, im Brot und in den Hülsenfrüchten zu finden.

Außer den Nahrungsmitteln gibt es noch Genußmittel; zu diesen rechnet man Wein, Bier, Kaffee und Thee. Ferner wendet man auch Gewürze an. Die Genußmittel und die Küchengewürze wirken anregend auf die Nerven, die Blutbewegung und die Verdauung.

Von entscheidendem Einfluß auf unser Wohlbefinden ist die gute Verdauung der genossenen Speisen. Diese müssen von den Zähnen gründlich zerkleinert werden, damit der Speichel seinen zersetzenden Einfluß ausüben kann. Der Magensaft setzt die Umwandlung fort, und es bildet sich der Speisebrei. Aus diesem saugen die Gedärme den Milchsaft, der sich in das Herz ergießt; durch denselben wird das Blut fortdauernd erneut.

Nach Mang, W. Schanze und andern.

128. Unsere Kleidung.

In unserem gemäßigten Klima ist der Wärmegrad der Außenluft allezeit viel geringer als der unseres Körpers. Wir laufen deshalb mehr Gefahr, uns durch allzugroße Abkühlung zu schaden als durch zu starke Erwärmung. Darum ist es notwendig, unsern Körper durch Kleider zu schützen. Wie können nun Kleider uns wärmen oder warm halten? Nicht dadurch, daß sie Wärme an den Körper abgeben, sondern dadurch, daß sie die Wärme des Körpers hindern, sich nach außen zu verbreiten.

Sämtliche Stoffe, woraus unsere Kleider gemacht werden, sind schlechte Wärmeleiter. Sie lassen darum die Wärme des Körpers nicht leicht durch.

Die Ausstrahlung von Wärme, die sonst an der Oberfläche der Haut erfolgt, findet beim bekleideten Körper an der Außenseite der Kleider statt, und weil durch die schlecht leitenden Kleiderstoffe die Wärme sich nur langsam fortpflanzt, verliert der Körper seine Wärme langsamer, als es ohne Kleider geschehen würde.

Dazu ist aber notwendig, daß die Kleider trocken sind. Wenn die Kleider feucht sind, verdunstet das Wasser an der Außenseite derselben. Zum Verdunsten ist Wärme nötig. Die Wärme wird zunächst den Kleidern entnommen, und die Kleider entnehmen ihrerseits die Wärme wieder dem Körper. Wenn wir also ein nasses Gewand an unserem Körper trocknen lassen, dann verlieren wir viel mehr Wärme als sonst, und es läßt sich begreifen, daß wir unter solchen Umständen uns leicht verkälten.

Die Wärme, die wir in solchen Fällen verlieren, ist nicht unbedeutend. Man hat berechnet, daß, um ein Paar nasse Strümpfe zu trocknen, eine Wärmemenge nötig ist, die hinreicht, um ein halbes Kilogramm Eis zu schmelzen. Wenn wir nun die nassen Strümpfe an den Füßen trocknen lassen, dann ist das ebensoviel, als ob wir mit unseren bloßen Füßen ein halbes Kilogramm Eis schmelzen müßten.

Nun macht es aber bei feuchten Kleidern einen großen Unterschied, aus welchem Stoffe sie bestehen. Wenn man einen wollenen und einen leinenen Lappen naß macht und sie beide unter denselben Bedingungen zum Trocknen hinlegt, dann wird der leinene Lappen viel eher trocken sein als der wollene. Jede Hausmutter weiß, daß wollene Stoffe viel schwieriger trocknen als leinene oder baumwollene.

Haben wir also ein feuchtes Kleid an aus Leinen oder Kattun, dann verdunstet in derselben Zeit mehr Wasser als von einem feuchten Wollkleide. Somit müssen wir in der gleichen Zeit mehr Wärme an ein feuchtes Leinen- als an ein feuchtes Wollkleid ab-

geben. Ist also unsere Kleidung nicht immer trocken zu halten, so ist Wollkleidung besser als Leinen. Vor allem ist das der Fall mit Kleidungsstücken, die auf der bloßen Haut getragen werden.

Beachte auch noch folgendes:

Dulde weder Flecken noch Schmutz an deinem Äußern, und reinige recht häufig die getragenen Kleider, besonders die Unterkleider. Enge, steife Hemdkragen, Halsbinden und Rockkragen sind verwerflich, weil sie den Umlauf des Blutes stören, Nasenbluten und Kopfschmerzen verursachen. Enge Kleider, stark geschnürte Gürtel und Riemen verunstalten den Brustkasten, hemmen die Atmung, ändern die Lage und Gestalt der Leber, schädigen die Verdauung und hindern überhaupt die freie Ausdehnung des ganzen Rumpfes. Richte dein Augenmerk ferner auf passende Fußbekleidung; dieselbe darf nicht zu enge und nicht zu klein sein. Der Fuß muß im Stiefel oder Schuh überall Raum haben, daß er nirgends gedrückt wird, wenn die natürliche Form des Fußes nicht verloren gehen und keine Zehe verkrüppeln soll.

Wie man den Vogel an den Federn erkennt, so erkennt man den Menschen an der Kleidung. Reinliche, anständige und passend gewählte Kleider beweisen ziemlich zuverlässig, daß der Träger ein ordnungsliebender und gesitteter Mensch ist.

Nach Huizinga-Jüttich und H. Herold.

129. Vom Waschen und Baden.

In unserm Körper sammeln sich aufser dem Kohlenstoff, welcher durch das Atmen ausgeschieden wird, auch Salze und Säuren. Sie sind dem Körper schädlich. Teilweise werden sie durch Leber und Nieren ausgeschieden; ein grofser Teil der schädlichen Stoffe aber findet den Ausweg durch die Haut. Diese besteht aus drei Schichten, nämlich aus der Oberhaut, der Lederhaut und der Fetthaut. Durch die Haut führen von innen nach aufsen mehr als zwei Millionen feiner Kanäle, die in der Kälte sich schliefsen und in der Wärme erweitert werden. Dieselben, Poren genannt, endigen in den Schweifsdrüsen, die sich in der Fetthaut befinden. Der in den Drüsen angesammelte Schweifs, der aus Wasser, Säuren und Salzen besteht, tritt durch die Poren an die Oberfläche. Wir nennen diesen Vorgang H a u t a u s d ü n s t u n g, wenn er langsam und unbemerkbar, S c h w i t z e n, wenn er schnell und sichtbar erfolgt. Auf der aus kleinen Hornschuppen bestehenden Oberhaut finden wir ein Fett, welches in den Talgdrüsen bereitet wird. Losgelöste Hornschüppchen, Salze, Staub und Schmutz setzen sich im Fett auf der Haut fest und überziehen die Porenmündungen mit einer dicken Schicht.

Diese verhindert das Ausdünsten der Haut, und die zurückgehaltenen schlechten Stoffe vergiften den Körper. Soll demnach die Hautausdünstung ungehindert und dauernd erfolgen, so ist die Bildung einer Schmutzschicht zu verhüten. Hier tritt das Wasser in heilsame Thätigkeit. Mit Wasser und Seife mufs man täglich die Haut gründlich reinigen. Es genügt aber nicht, blofs das Gesicht und die Hände zu waschen; nur wer für die gründliche Reinigung der ganzen Körperhaut regelmäfsig sorgt, wird seine Gesundheit erhalten. Die gründliche Reinigung ist nur durch Baden möglich. Nach einem kalten Bade fühlt man sich gestärkt und von Lebensmut beseelt; die Nerven sind gekräftigt, das Blut strömt rascher durch die Adern, und der Stoffwechsel erfolgt lebhafter. Im warmen Bade beruhigen sich die Nerven, vermindert sich der Wärmeverlust und erweitern sich die Blutgefäfse und die Poren der Haut.

Nach W. Schanze.

130. Samariterdienste.

Oft ist dem Menschen Gelegenheit geboten, einem Verunglückten Hilfe leisten zu können; aber zu solcher Hilfe gehört nicht bloß liebevolle Gesinnung und ernster Wille, sondern auch Kenntnis der Mittel zur Rettung aus Gefahren.

1. Bei größeren Quetschungen muß man
   1. sofort zum Arzte schicken;
   2. alle engen Kleidungsstücke lösen;
   3. den Verletzten bequem legen und für eine niedrige Kopflage sorgen, wenn derselbe blaß aussieht oder ohnmächtig ist;
   4. mit Wasser bespritzen, wenn der Puls nicht mehr zu fühlen ist.
2. Größere Wunden sind
   1. mit ganz reinem Wasser und frischer Leinwand ab- und auszuwaschen, damit kein Schmutz darin verbleibt; gut ist es, dem Wasser Karbol-, Salicyl- oder Borlösung beizumischen, um die Fäulniserreger, welche die Eiterung hervorrufen, zu töten;
   2. muß auf die Wunde reine Leinwand, welche in jene Lösung getaucht worden ist, gelegt werden;
   3. ist geronnenes Blut nicht zu entfernen;
   4. der Arzt ist zu holen.

Man versuche, Splitter von Holz, Glas oder Eisen, jedoch ohne Anwendung von Gewalt, aus der Wunde zu schaffen. Kleinere Wunden heilen am besten, wenn man ihre Ränder genau anein-

anderlegt und verklebt. Alle Wunden sind vor Verunreinigung zu bewahren. Schußwunden sind deshalb so gefährlich, weil oft tiefer liegende wichtige Teile verletzt sind, und weil nicht selten die Geschosse sitzen bleiben. Wer mit Schießgewehren spielt, ist ein leichtsinniger Mensch, der nicht genug verurteilt werden kann.

3. Bei starken Blutungen ist

1. die Wunde oder, wenn das Blut trotzdem quillt, der Stamm der Pulsader oberhalb der Wunde stark zu drücken;
2. ein strammer Verband, z. B. durch ein zusammengefaltetes Stück Leinwand, auf die Wunde zu legen;
3. schleunigst ein Arzt zu holen.

4. Bei dem Biß von tollen Hunden und giftigen Schlangen, bei dem Stich von Insekten oder bei sonst vergifteten Wunden

1. sind die dicht oberhalb der Wunde befindlichen Glieder fest zu umschnüren, damit das Gift nicht durch die Lymphgefäße dem Herzen zugeführt und das ganze Blut vergiftet wird;
2. suche man sodann das Gift aus der Wunde zu entfernen durch Aussaugen, wenn die Lippen nicht verwundet sind, oder auch durch Ausbrennen mit Feuer, Kohle, brennender Zigarre, heißem Wasser, glühender Stricknadel oder durch Ausätzung mit Karbolsäure, Salpetersäure oder Ätzkali. Bei Schlangenbiß bringt man Salmiakgeist auf die Wunde und trinkt viel Spirituosen, wie Grog, Branntwein, starken Wein;
3. hole man sofort den Arzt.

Verdächtige Hunde sind einzusperren und zu beobachten; auch ist der betreffenden Behörde ungesäumt Anzeige zu machen.

5. Bei Knochenbrüchen ist

1. ein vorläufiger Verband anzulegen. Hiezu können Stöcke, Latten, Äste, Schirme und Besenstiele dienen, die durch Taschen- oder Handtücher, Servietten u. s. w. verbunden werden, nachdem die Kleider oder Stiefel von dem betreffenden Gliede vorsichtig abgeschnitten worden sind;
2. nach also erfolgter Schienung eine Tragbahre herzustellen oder ein Wagen zu holen, der Verunglückte gut darauf zu lagern und vorsichtig dahin zu transportieren, wo er ärztliche Hilfe findet.

6. Verrenkte Gelenke darf nur der Arzt einrichten.

7. Bei Verstauchungen verhalte man sich ruhig, bis der Arzt kommt, höchstens sorge man für kalte Umschläge und zweckmäßigen Transport zum Arzte.

8. Verbrennungen suche man zu verhüten oder zu mildern, indem man nicht erst Wasser holt, sondern Röcke, Laken, Handtücher, Decken, Teppiche, Betten 2c. sofort über den Verunglückten legt und ihn auf den Boden wirft, um die Flammen zu ersticken. Ist das Unglück schon geschehen, so
   1. übergieße man den Körper und die Kleider mit kaltem Wasser, um das Verkohlen zu hindern;
   2. lege man den Verbrannten auf einen Teppich oder eine Decke, nicht ins Bett;
   3. reiche man ihm warmes Getränk;
   4. entferne man mit großer Vorsicht, am besten durch Abschneiden, die Kleider;
   5. reiße man dabei keine Blase ab;
   6. beträufle man die Brandstellen mit Lein- oder Olivenöl oder mit Fett, nicht mit kaltem Wasser, oder bepulvere sie mit Mehl, Stärke 2c.;
   7. hülle man sie in weiche Watte, die mit Karbol oder Salicyl getränkt ist;
   8. hole man den Arzt.

Niemand sollte in seinem Hause dulden, daß die Petroleumkanne da, wo Feuer in der Nähe ist, geöffnet werde, oder daß die Dienstboten Feuer in der Küche mit Petroleum anmachen, oder daß abends bei Licht noch mit Benzin die Flecken aus den Kleidern gerieben werden. Zündhölzer dürfen sich nicht in dem Bereiche der Kinder befinden, und Gefäße mit heißen Flüssigkeiten müssen sehr vorsichtig getragen werden, da Verbrühungen eben so schlimm sind, wie Verbrennungen.

9. Den Erfrornen
   1. bringe man nur in einen kalten geschlossenen Raum oder in Schnee, da Wärme den sicheren Tod zur Folge hat;
   2. reibe man mit Schnee oder naßkalten Tüchern;
   3. trage man, sobald die Atembewegungen eingetreten sind, in einen etwas wärmeren Raum.
   4. Man rufe den Arzt.

10. Vor dem Ertrinken kann man sich noch einige Zeit retten, indem man
   1. den Mund nach oben richtet;
   2. die Lungen durch tiefes Einatmen und kurzes Ausatmen möglichst voll Luft pumpt;
   3. die Arme nicht aus dem Wasser hebt; denn werden die Arme in die Höhe über das Wasser gehoben, so sinkt der Mund sofort unter die Oberfläche des Wassers.

Dem Ertrinkenden werfe man ein Ruder, einen Strick, ein Brett, am besten den eigenen Rock zu, welchen man am Ärmel oder Schoße festhält. Wenn jemand auf dünnem Eise eingebrochen ist, dann ist eine lange Leiter, ein Brett oder eine Stange, die man ihm hinschiebt, das beste Mittel, ihm herauszuhelfen, weil dadurch die Last auf eine größere Fläche verteilt wird.

Zur Rettung eines Ertrunkenen, der zunächst nur als Scheintoter zu betrachten ist, suche man vor allem die Atmung wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke

1. stelle man denselben nicht auf den Kopf, sondern lege ihn auf den Bauch, den einen Arm unter den Kopf, den Kopf etwas tiefer als den Körper;
2. reinige man Mund und Nase durch ein Tuch und ziehe die Zunge hervor, um der Luft freien Eintritt zu verschaffen;
3. entferne man die Kleider, besonders von Hals und Brust;
4. reize man die Nasenlöcher durch Schnupftabak oder den Schlund durch eine Feder. Erfolgt darauf keine Atmung, so
5. schreite man zur künstlichen Atmung. Dieselbe hat den Zweck, den Brustkasten abwechselnd auszudehnen und zusammenzuziehen, damit frische Luft in die Lungen dringe. Man legt den Scheintoten auf den Rücken, jedoch Kopf und Schultern etwas erhöht durch ein zusammengefaltetes Kleidungsstück. Dann stellt man sich hinter denselben, ergreift beide Arme oberhalb der Ellenbogen, erhebt sie sanft und gleichmäßig über den Kopf und hält sie hier 2 Sekunden lang fest. Dadurch wird der Brustkorb ausgedehnt und Luft in die Lungen gezogen. Darauf führt man die Arme auf demselben Wege zurück und drückt sie sanft 2 Sekunden lang gegen die Seiten des Brustkastens. Dadurch wird die Luft wieder aus der Lunge herausgepreßt. Diese Bewegungen werden so lange vorsichtig und beharrlich fortgesetzt, bis man bemerkt, daß selbstthätige Atembewegungen beginnen, worauf man sofort aufhören muß. Nun
6. hülle man den Verunglückten in warme Decken ein und reibe die Glieder kräftig von unten nach oben;
7. bringe man ihn in ein warmes Bett und erwärme ihn äußerlich durch warme Gegenstände, Wärmflaschen, warme Steine 2c.;
8. gebe man ihm ein wenig Kaffee, Thee oder Wein;
9. hole man einen Arzt.

Die Bemühungen, das Leben zurückzurufen, müssen unablässig fortgesetzt werden, bis ärztliche Hilfe kommt, oder bis Atmung und Herzschlag stundenlang aufgehört haben.

11. In Kohlendunst, Leuchtgas, Grubengas oder Kohlensäure Erstickte bringe man vor allem an frische Luft. Der Rettende muß vorsichtig sein, die Thüren öffnen, die Fenster nötigenfalls einschlagen, bei Leuchtgas nicht mit einem Lichte eintreten, in Gruben nicht eher einsteigen, als bis durch Schießen, Hinabgießen von viel Wasser, durch Herablassen und schnelles Heraufziehen eines aufgespannten Regenschirmes die giftige Luft entfernt ist, und sich an einem Seile unter den Armen festbinden lassen. Bei dem Verunglückten wende man nötigenfalls die künstliche Atmung an; dann rufe man den Arzt.

12. Einen Erhängten muß man
1. eiligst vom Strick losschneiden, wobei ein unsanftes Herabfallen des Körpers oder eine Verletzung sorgfältig zu vermeiden ist;
2. von den enganschließenden Kleidungsstücken befreien;
3. so behandeln, wie einen Ertrunkenen, indem man zur künstlichen Atmung vorschreitet, ihn reibt und bürstet und ihm die Herzgrube mit kaltem Wasser bespritzt.

13. Bei Vergiftungen suche man die Art des Giftes zu erforschen und schicke sofort zum Arzte und zur Apotheke, wo man die Gegengifte kennt. Dann suche man, um das Gift aus dem Magen zu entfernen, Erbrechen zu erregen durch Reizung des Schlundes mit dem Finger oder einer Feder oder durch Trinken von viel warmem Wasser, von schleimiger und öliger Flüssigkeit.

14. Bei Schlagflüssen rufe man sofort den Arzt und entferne alle Kleidungsstücke am Halse. Dann lege man den Körper auf den Rücken und zwar den Kopf niedrig, wenn das Gesicht blaß, aber hoch, wenn das Gesicht gerötet ist.

15. Ohnmächtigen und Bewußtlosen entferne man alle einengenden Kleidungsstücke vom Halse; dann bringe man den Kranken in die frische Luft. Riechmittel, wie Hoffmannsche Tropfen, kölnisches Wasser oder Essig, leisten oft gute Dienste. Hat der Bewußtlose einen epileptischen Anfall, so versuche man nicht, die krampfhaften Bewegungen zu verhindern oder gar die geschlossenen Fäuste gewaltsam zu öffnen; denn dadurch werden die Krämpfe nur verschlimmert. Man suche nur zu verhüten, daß der Kranke sich verletze, lege etwas Weiches unter den Kopf, und warte ruhig ab, bis der Anfall vorüber ist.

Nach Dr. F. Esmarch.

131. Ratschläge zur Verhütung ansteckender Krankheiten.

Es sind die Krankheiten gemeint, die stets einen Bruchteil der Bevölkerung ergreifen, die man daher auch als Seuchen, Volks- oder Infektionskrankheiten bezeichnet. Man weiß, daß stets ein Gift die Ursache der ansteckenden Krankheiten bildet. Dasselbe besteht, wie zum Teil erforscht ist, zum Teil mit Sicherheit vermutet wird, aus ungeheuer kleinen lebenden Wesen von großer Lebenszähigkeit, welche zu den niedersten Pilzsorten gerechnet werden, die in den menschlichen Körper eindringen, in ihm reifen, sich rasch und unbeschreiblich zahlreich vervielfältigen und ihn vergiften. Die Eingangspforte, durch welche diese Keime in das Blut gelangen, sind bald die Nasen-, Mund- und Halsschleimhaut, bald der Magen und Darm, bald die Luftröhre und Lunge, bald die übrigen zugänglichen Schleimhäute, bald Verletzungen der Haut. Wie sie aber nie aus sich entstehen, sondern immer nur von außen in den Körper gelangen, so scheidet der kranke Körper sie auch wieder nach außen ab. Sie finden sich alsdann in den Auswurfstoffen des Kranken, und durch den menschlichen Verkehr kommt das Gift überall hin. Die Ansteckung geht nicht allein bei unmittelbarer Berührung vom Kranken aus, es können auch gesunde Mittelspersonen den Ansteckungsstoff auffangen, auf einen dritten, der den Kranken gar nicht gesehen hat, übertragen und selbst verschont bleiben. Das Gift haftet aber auch an leblosen Gegenständen: an Kleidern, Möbeln, Eß- und Trinkgeschirren, Waren u. s. f. und wird mit ihnen oft gar weit verschleppt.

Die Ansteckung bei den Pocken oder Blattern kann durch alle genannten Wege erfolgen. Das erste Erfordernis ist die sofortige Trennung des Kranken von den Gesunden. Die Pocken haben durch die Impfung viel von der Gefährlichkeit verloren, die sie vor der allgemeinen Einführung derselben besaßen. Seit dem Impfzwange sind die Pocken im allgemeinen viel seltener geworden; andererseits verlaufen sie bei wirksam Geimpften viel ungefährlicher und enden sicherer in Genesung.

Die Masern und der Scharlach verbreiten sich durch Berührung des Kranken, durch Zwischenpersonen und durch Gegenstände, die der Kranke berührt hat. Das Masergift ist in den Thränen und in dem Nasenschleim des Kranken enthalten. Berührung mit den Dingen, die der Erkrankte benutzt hat, ist zu vermeiden.

Die Diphteritis ergreift mit Vorliebe Kinder, verschont aber auch die Erwachsenen nicht. Sie befällt am häufigsten die Halsorgane; namentlich ist der Rachen der Sitz des Giftstoffes. Insbesondere birgt aller Schleim, der aus Mund und Nase kommt,

den Ansteckungsstoff. Daher hüte dich vor jeglicher Berührung mit demselben! Kannst du bei der Pflege die Berührung nicht immer vermeiden, so trage wenigstens Sorge, daß der Auswurf für dich und andere unschädlich bleibt. Das kannst du erreichen, wenn du deine Hände sofort nach jeder Berührung sorgfältig und gründlich mit Seife und Bürste in möglichst warmem Wasser wäscht und mit einem reinen Handtuche abtrocknest. Außerdem wird der Arzt geeignete Mittel angeben, die zur Vernichtung der unsichtbaren, an den Händen sitzen gebliebenen Giftkeime noch überdies anzuwenden sind. Alle Gegenstände, die mit den Lippen des Kranken in Berührung kommen, als Teller und Tasse, Löffel, Messer und Gabel, Tücher u. s. w. müssen gründlich in siedendem Wasser gekocht, gereinigt und gewaschen werden, bevor ein Gesunder dieselben wieder benützen darf. Schon durch Einatmen der Luft kann die Ansteckung eintreten. Der giftige Schleim bleibt an Wänden, Dielen, Möbeln und Kleidern hängen, trocknet aus und geht staubförmig in die Luft über. Es ist daher durchaus verwerflich, den Schleim auf den Boden oder in Tücher zu spucken. Derselbe soll vielmehr in passende, mit einem Deckel verschließbare Gefäße, die etwas Wasser enthalten, entleert werden. Der Inhalt wird am besten täglich verbrannt. Das Gefäß soll mit siedendem Wasser gereinigt werden. An Diphtheritis Erkrankte darf man nicht küssen; denn ein Kuß kann leicht Ansteckung bewirken. Beim Keuchhusten sind dieselben Vorsichtsmaßregeln anzuwenden.

Beim Unterleibstyphus bergen vor allem die Eingeweide die Gefahr. Hier ist besonders zu beachten, daß man die Ausleerungen des Kranken, sowie verunreinigte, gebrauchte Wäschestücke nicht berühren darf und die Hände stets sauber halten muß. Hat der Kranke beschmutzte Hände, so kann ein einziger Händedruck dir verhängnisvoll werden, wenn du die empfohlene Vorsicht außer acht läßt. Weil verunreinigtes Trinkwasser schon oft die Ursache der Krankheit war, so sorge man für gutes, reines Trinkwasser.

Der Flecktyphus ist in hohem Grade ansteckend und wird durch den Kranken selber, durch gesunde Mittelspersonen, durch die Kleider des Kranken, durch Tapeten und Vorhänge, die mit ihm in Berührung waren, verbreitet. Ein kurzer Aufenthalt im Krankenzimmer ist oft hinreichend zur Aufnahme des Giftstoffes. Je besser die Lüftung des Aufenthaltsortes des Kranken besorgt wird, desto geringer ist die Ansteckungsgefahr. Wo Schmutz und mangelhafte Körperpflege herrschen, da ist dem Auftreten der Krankheit Vorschub geleistet. Der Kranke ist von allen Familiengliedern abzusondern.

Die ägyptische Augen- oder die Körnerkrankheit besitzt eine hohe Ansteckungsfähigkeit. Die Bindehäute der Augen sind der Sitz des Leidens; in schweren Fällen schreitet das Übel auch auf die Hornhaut über. Nicht selten hat die Krankheit vollständige Erblindung oder erhebliche Beeinträchtigung des Sehvermögens herbeigeführt. In den Absonderungsflüssigkeiten der erkrankten Augen ist der Ansteckungsstoff zu suchen. Es besteht daher die Pflicht, den Erkrankten abzusondern, und alle Gegenstände, die er mit den Händen für seine Augen benutzt, nur den Kranken gebrauchen zu lassen, namentlich aber Handtuch und Waschgeschirr nur für ihn allein zu bestimmen.

Die Schwindsucht verschuldet $1/7$ aller Todesfälle. Sie wird durch Bazillen, durch die Tuberkelbazillen, verursacht. Weil die Schwindsucht besonders eine Krankheit der Lunge ist, so leiden Lungenschwindsüchtige regelmäßig an einem Auswurfe. In demselben befinden sich die Bazillen, die mit dem Auswurf aus dem kranken Körper gelangen. Der Auswurf trocknet unter der Einwirkung der Luft ein, wird fein zerstäubt der Atmungsluft zugeführt und kann durch dieselbe in den gesunden Körper aufgenommen werden. Die Hauptaufgabe ist deshalb die Vernichtung oder Unschädlichmachung des Auswurfs, sowie das Bestreben, jede Berührung des Auswurfes zu vermeiden. Für die Übertragung ist nur der getrocknete, nicht der feuchte Auswurf gefährlich. — In neuerer Zeit hat man Heilstätten oder Sanatorien für Schwindsüchtige errichtet. Nimmt ein solcher Kranker in den ersten Entwicklungsabschnitten oder Stadien der Krankheit seine Zuflucht zu einem Sanatorium, so kann er Heilung finden; ist die Krankheit weiter fortgeschritten, so wird das Fortschreiten derselben gehemmt, wenn der Kranke den Vorschriften des Arztes gemäß lebt.

Die Ursache der Cholera ist ebenfalls ein Bazillus und zwar der sogenannte Kommabazillus. Dieser Krankheitserreger wird durch Ausleerungen der Kranken verbreitet, und das Hauptverbreitungsmittel ist das Trink- und Gebrauchswasser, weshalb man, wenn in einem Orte die Cholera auftritt, nur reines Quellwasser oder gesottenes oder gut filtriertes Wasser trinken und gebrauchen soll.

Nach Dr. Cordes und anderen.

132. Gesundheitspflege in der Werkstatt.

Die hohe Sterblichkeitsziffer der gewerblich thätigen Bevölkerung würde erheblich herabgehen, wenn in den Werkstätten die hauptsächlichsten Forderungen der Gesundheitslehre mehr beachtet würden. Leider begegnet man in dieser Beziehung

oft einer Sorglosigkeit, die sich schwer rächt, wenigstens aber das allgemeine Wohlbefinden der Beteiligten stark herabdrückt.

Betreten wir z. B. des Morgens einen Arbeitsraum, in welchem tagsvorher mehrere Arbeiter beschäftigt waren, so fällt unser Blick zumeist sogleich auf das Waschbecken, welches häufig in der Nähe der Eingangsthür angebracht ist. In dessen ganzem Umkreise befindet sich eine Schicht von Schmutz, Seifenschaum u. dergl.; die Dielen sind nicht selten durch das ununterbrochene Abtropfen des Wassers durchfault; unter diesen haben sich bereits der Hausschwamm und andere Wucherungen eingenistet, und dies alles zusammen schafft einen Herd für die gefährlichsten Krankheitsstoffe, eine wahre Brutstätte für Bakterien. Treten wir weiter, und blicken wir schärfer unter oder zwischen die Arbeitsbänke, so finden wir nicht selten ein Chaos von fettdurchtränktem Einwickelpapier, sowie von Knochen, Wursthäuten, Apfelschalen und andern Speiseresten, welche den günstigsten Boden für alle Abarten von Pilzen abgeben.

Hierzu gesellen sich die staubartigen Abfälle von Metallen, Stein, Bein, Holz oder anderem Arbeitsrohmaterial, welche sich bei jedem Schritte wolkenartig erheben und die Atmungsorgane derartig erregen, dafs nur ein Hustenanfall augenblickliche Erleichterung bringt. Hier wäre es Sache der Geschäftsführer und Werkmeister, die Arbeiter dahin zu leiten, die Überbleibsel ihres Frühstückes oder Vesperbrotes nicht in die entlegensten Winkel zu werfen, ferner den Hausdiener oder Lehrburschen, welchem die Säuberung des Arbeitsraumes obliegt, strengstens zu beaufsichtigen, damit gründlich ausgekehrt werde. In solchen Werkstätten, wo sich durch Drehen, Bohren, Schleifen und Sägen Materialstaub bildet, ist das Kehren mit feuchten Sägspänen dringendst zu empfehlen.

Eine weitere Unsitte ist das Essen der Arbeiter zwischen der Arbeitszeit in den Freiviertelstunden ohne vorherige gründliche Reinigung der Hände und ohne Ausspülen des Mundes. Wenn man beobachtet, wie z. B. Metallarbeiter ihre Vespermahlzeiten mit den geschwärzten Händen, deren Fingerabdrücke sich am feuchten Brote bilden, mit all dem hieran haftenden Staube und Schmutze einnehmen, kann man sich eine Vorstellung machen, welche Menge solcher unorganischer Stoffe, die der Magen nicht verdauen kann, diesem in einem Jahre wohl zugeführt werden mag. Hierin ist der Grund mancher schweren Krankheit zu suchen.

Hand in Hand mit Reinlichkeit geht immer die gesunde, frische Luft. Der kräftige, arbeitende Mensch verbraucht

mit jedem Atemzuge eine bedeutende Menge Luft. In Arbeitsräumen, in welchen sich oft 10 und mehr Personen befinden, ist sonach der Luftverbrauch ein so grofser, dafs eine genügende Erneuerung durch Zuführung frischer Luft nie eintritt, wenn nicht eine vortrefflich wirkende Ventilation vorhanden ist. Ein solcher ungenügend gelüfteter Raum hat aber das Bestreben, die verbrauchte Luft zu ersetzen, und er zieht diesen Ersatz aus den Wänden und aus dem Boden. Die meisten Werkstätten sind ebenerdig gelegen; die aus dem Boden gesogene Luft ist also bereits mit Grubengasen und mit den Zersetzungsstoffen angefüllt, die stets dort den Boden durchtränken, wo die Bevölkerung eine dichtere ist.

Diese bereits gesundheitsschädliche Luft wird hier noch verstärkt durch das Anthropotoxin, das Gift, das seine mörderische Wirkung schon vor 140 Jahren dargethan hat, aber erst in der neuesten Zeit erkannt worden ist. Im Jahre 1756 sperrte der Nabob von Bengalen 146 gefangene Engländer in einen halbunterirdischen Raum mit nur einer kleinen Fensteröffnung, und am andern Morgen waren von diesen bereits 123 tot. Sie waren durch die Luft vergiftet.

Erst zwei französische Forscher der Neuzeit fanden dieses Gift. Sie verdichteten die Feuchtigkeit der ausgeatmeten Gase, verdünnten sie mit Wasser und spritzten eine Dosis dieser Lösung 18 Kaninchen unter die Haut ein. Von diesen 18 Versuchstieren starben 17 binnen 12 bis 24 Stunden.

Dafs sich dieses Gift auch in einem geschlossenen Raume, in welchem sich mehrere Menschen längere Zeit ununterbrochen aufhalten, in der Luft ansammeln mufs, steht aufser Zweifel, da durch Thür- und Fensterspalten wohl der Luftverbrauch zum Teil ersetzt wird, aber eine Erneuerung durch frische Luft ohne andere Ventilation nicht stattfinden kann. Dies können wir auch in einem nicht sehr geräumigen Schlafzimmer beobachten, in dem sich mehrere Personen befinden. Beim Erwachen findet man sich nicht gestärkt, sondern schwächer als vor dem Niederlegen; man fühlt den Kopf eingenommen, Mattigkeit in den Gliedern, Übelkeit vom Magen, — und dieser Zustand schwindet erst, wenn die Fenster geöffnet werden, oder wenn man an die frische Luft heraustritt.

Es ist also mit gröfster Sorgfalt darauf zu achten, dafs in den Arbeitsstätten die Luft so oft als möglich erneuert werde, wodurch nicht nur verdorbene Luft, sondern auch der in den vielen Werkstätten immerwährend in der Luft schwebende Staub des verarbeiteten Rohmaterials, insbesondere der für die Atmungsorgane so schädliche Stein- oder Metallstaub

entführt wird. Ist eine Ventilation zu kostspielig oder schwer durchführbar, dann soll wenigstens in der Vesperpause und während der Mittagsruhe durch Öffnen der Fenster ein Austausch der Luft herbeigeführt werden. Jene Arbeiter, die sich hieran gewöhnt haben und den günstigen Einfluſs empfinden, verabsäumen jetzt nie, ans Fenster zu eilen und dasselbe zu öffnen, sobald sie ihre Arbeitswerkzeuge niederlegen.

Noch ein dringendes Erfordernis ist Licht, nämlich das Tageslicht. Dieses in gröſstmöglicher Menge dem Arbeiter zu bieten, liegt im wohlverstandenen Interesse des Arbeitgebers selbst. Weiſs doch jedermann, daſs die Arbeitsfreudigkeit an einem heiteren Tage eine ungleich gröſsere ist als an einem bewölkten. Wenn wir auch davon absehen wollen, daſs durch fortdauernde angestrengte Arbeit beim Lampenlichte das Auge geschwächt wird und schlieſslich erblindet, kann selbst das gesunde Auge nie Eigenheit und Gefälligkeit der Arbeit bei künstlichem Lichte so bilden und unterscheiden wie bei Tageslicht.

Nach dem „Bildungs- Verein“.

B. Technologisches.

133. Rohstoffe aus dem Tierreich.

Im Körper der Tiere finden sich viele Stoffe, welche für das gewerbliche Leben von hoher Bedeutung sind.

Die Knochen bestehen aus Knochenerde (phosphorsaurem Kalk) und leimgebendem Knorpel. Die Knorpelmasse verwandelt sich beim Kochen in Leim. In den Zellen lagert sich der Kalk ab; dieser verleiht den Knochen die Festigkeit. Man erhält die Knochenerde, wenn man die Knochen unter Luftzutritt verbrennt. Um den Kalk zu erhalten, legt man die Knochen längere Zeit in verdünnte Salzsäure, durch welche der Kalk aufgelöst wird. Knochen, unter Abschluß der Luft gebrannt und dann zermahlen, liefern das Beinschwarz, eine Malerfarbe. Werden die Knochen ausgekocht und gebleicht, so kann der Drechsler daraus Kämme, Würfel, Messerbelege, Schachfiguren 2c. fertigen. Durch Härte, Feinheit und Dichtheit zeichnet sich das Elfenbein aus. Die Stoßzähne des Elefanten, die Eckzähne des Flußpferdes und des Walrosses bestehen aus demselben. Gegenstände aus Elfenbein sind wertvoller und haltbarer als solche aus Knochen.

Das Horn, das wir von verschiedenen Säugetieren bekommen, gebraucht man zu Knöpfen, Dosen, Kämmen, Messer- und Gabelgriffen 2c. Die Hörner werden zunächst ausgebrüht, damit die Fett- und Blutteile heraustreten. Hierauf schneidet man sie, wenn man ihre Spitzen abgeschnitten hat, der Länge nach auf,

erweicht die Masse in kochendem Wasser und preßt sie zwischen eisernen Platten. Horngegenstände dürfen der Hitze nicht ausgesetzt werden. Fischbein, aus den Barten des Walfisches geschnitten, ist auch eine hornartige, aber elastische Masse. Das Schildpatt liefert der Panzer der Caretteschildkröte.

Aus den Häuten verschiedener Tiere wird Leder bereitet. Dasselbe widersteht in hohem Maße der Fäulnis. Diesen Zweck erreicht man dadurch, daß man auf die Haut Stoffe einwirken läßt, welche sie gegen den Einfluß des Wassers schützen; man benützt hiezu gemahlene Eichenrinde (Lohgerberei), Alaun und Kochsalz (Weißgerberei) und Thran mit Talg (Sämischgerberei). Durch die beiden letztgenannten Bereitungsarten erzielt man weiche Ledersorten. Vor dem Gerben werden die Unterhautzellengewebe durch Abschaben entfernt. Die Haare lassen sich erst dann wegbringen, wenn sie durch Einlegen in gelöschten Kalk mit Wasser lose geworden sind. Hierauf legt man die Häute in Lohgruben und zwar so, daß sich jede Haut zwischen Lohschichten befindet; dann leitet man Flußwasser in die Grube und deckt sie zu. Erst wenn die Häute vollständig braun geworden sind, darf man sie herausnehmen. Dicke Häute müssen oft über ein Jahr in der Lohgrube liegen. Die alte, von der Gerbsäure befreite Lohe benützt man als Brennmaterial, indem man sie zu Lohkuchen formt und hernach trocknet. Das Weißleder bereitet man aus den Häuten von Ziegen und Schafen unter Einwirkung von Alaun und Kochsalz. Das sehr weiche Waschleder wird durch die Sämischgerberei hergestellt; man benützt dieses Leder zu Handschuhen, Beinkleidern u. s. w.

Aus kleineren Häuten und den Abfällen größerer Felle, aus Knorpeln und Sehnen kocht der Leimsieder den Tischlerleim.

Mannigfaltig ist die Verwendung der Tierhaare. Die Roßhaare benützt man zum Polstern der Möbel. Zu Bürsten und groben Pinseln gebraucht man die Schweinsborsten. Die feinen Malerpinsel werden aus den Haaren des Marders, des Dachses und des Fischotters hergestellt. Aus Hasenhaaren macht man den Filz, aus welchem man Filzhüte verfertigt. Die Kamelhaare verarbeitet man ebenfalls zu Filz; auch Tuchstoffe bereitet man aus denselben. Besonders wichtig ist die Wolle unserer Schafe. Dieselbe wird auf dem Spinnrade oder der Spinnmaschine gesponnen und zu den verschiedensten Tuchsorten verwebt. Das Lama Südamerikas und die Kaschmirziege Asiens liefern die Wolle zu den allbekannten Stoffen. Aus der Wolle der Angoraziege Kleinasiens gewinnt man das Kämelgarn.

Die flüssigen Fette heißen Thran, die festen Talg. Die Härte des Talges ist bei den einzelnen Tieren sehr verschieden. Zu den Talgstoffen rechnet man auch das Wachs, welches von

den Bienen aus Pflanzenstoffen gebildet wird. Gute Dienste leisten uns die Talg- und Wachslichter. Die schlechten, ranzigen Fette finden bei der Seifenbereitung Verwendung. Die Fette bestehen aus Fettsäure und Glycerin.

Die Raupe eines kleinen Schmetterlings, des Seidenspinners, liefert die Seide; aus derselben verfertigt man Zwirn, Schnüre, Bänder und Kleiderstoffe. Die Seidenzucht ist in Südeuropa ein Haupterwerbszweig. Viele Städte verdanken der Seidenfabrikation ihr Emporblühen und ihren Wohlstand.

Ein bedeutender Handelsartikel ist auch der Schellack der Gummilack-Schildlaus. Diesen verwendet man zu Siegellack, Firnissen und Kitt.

Eine prächtige rote Farbe verdanken wir der Cochenillelaus.

Die Schalen der Perlmuschel versehen uns mit der zu mancherlei nützlichen und schönen Dingen zu gebrauchenden Perlmutter. Aus Korallen fertigt man verschiedene Schmuckgegenstände.

Nach W. Schanze.

134. Die wichtigsten Rohstoffe des Pflanzenreiches.

1. Das Getreide nimmt die vornehmste Stellung im Welthandel ein; denn es ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel der Menschen. Beim Weizen unterscheidet man drei Hauptarten: den harten oder glasigen, den halbharten und den weichen oder mehligen Weizen. Eine Abart, der Dinkel oder Spelt, (aus dem man das Grünkorn gewinnt,) wird in gebirgigen Teilen von Süddeutschland, Österreich und Frankreich angebaut. Ein Hektoliter Weizen wiegt ungefähr 75 kg. — Der Roggen kommt bis zum siebzigsten Grad nördlicher Breite vor. Das Durchschnittsgewicht beträgt für das Hektoliter 70 kg. — Die Gerstenähre kann zwei-, vier- oder sechszeilig sein. Zum Brauen eignet sich die Sommergerste besser als die Wintergerste. Bei der Schwimmprobe sollen nicht über 2% schwimmen und bei der Keimprobe höchstens 4% nicht keimen; die übrigen Körner müssen gleichmäßige Keime zeigen. — Aus Hafer stellt man Hafergrütze und Hafergrieß dar; der größte Teil dieser Getreideart dient als Futter, besonders für Pferde. — Der Mais oder das Welschkorn hat seine Heimat in Mexiko. Der Fruchtstand des Maises ist ein Kolben, der in der halben Höhe des Halmes entspringt. Der Mais wird zu Mehl und Grieß vermahlen, zu Stärke verarbeitet und zu Spiritus gebrannt. Zu Futter eignet sich Grünmais vorzüglich. — Der Reis ist ein Kind der heißen Zone (Hinterindien und Sundainseln), hat sich aber allmählich auch in Amerika, Afri-

ka und Europa bis zum 45.° nördlicher Breite eingebürgert; deshalb spricht man vom ostindischen, Java-, Levantiner-, Karolina-, westindischen, brasilianischen, ägyptischen und italienischen Reis. — Die Hirse (in manchen Gegenden der Hirse), ein vorzüglich haltbarer Schiffsproviant, wird zu Speisen, z. B. zu Hirsebrei verwendet. — Der Buchweizen (oder das Heidekorn) ist von allen Getreidearten am weitesten nach Norden verbreitet, und man baut ihn mit Vorteil auf Rodungen, sowie in Sand- und Moorgegenden an. — Von den Hülsenfrüchten schätzen wir Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken und Lupinen; die drei ersten Sorten essen wir, die zwei letzten Sorten haben als Futter- und Düngemittel Bedeutung.

2. Die Kartoffel gedeiht noch in Gegenden mit rauhem Klima und mit magerem und dürftigem Boden; deswegen bildet sie dort das unentbehrlichste Nahrungsmittel. Auch ist sie ein brauchbares Futter für die Haustiere und dient als Rohmaterial bei der Stärkefabrikation und in der Branntweinbrennerei.

3. Mancher Pflanzensaft oder Pflanzenschleim erhärtet an der Luft; ein solches Produkt ist das arabische Gummi, welches aber von Afrika und nur zum kleinsten Teil von Arabien kommt. Ein anderes Klebmittel, der Tragant, wird von einer strauchartigen Schmetterlingspflanze ausgeschwitzt, die in Kleinasien, Syrien, Persien und Griechenland wächst.

4. Zur Gewinnung des Zuckers dient meistens der Saft des Zuckerrohres und der Runkel- oder Zuckerrübe. Das Zuckerrohr, eine in Mittel- und Südamerika, in Vorder- und Hinterindien angebaute Grasart, treibt aus der Wurzel mehrere walzenförmige, mit Knoten versehene, 4 bis 6 cm dicke und 2 bis 6 m hohe Halme hervor, die ein weißes Mark enthalten. Der Zuckergehalt beträgt bei diesem Saft 18% bis 19%, beim Saft der Zuckerrübe nur 10% bis 11%. — Den Traubenzucker findet man in Weintrauben, den Fruchtzucker in verschiedenen andern Obstsorten.

5. Es gibt Trauben-, Obst- und Beerenwein. Den Traubenwein preßt man aus den Weintrauben, den Obstwein meistens aus Äpfeln und den Beerenwein hauptsächlich aus Johannisbeeren.

6. Durch Brennen oder Destillieren von Kartoffeln, Korn, Zwetschgen u. s. w. erhält man Alkohol; beträgt der Gehalt desselben unter 50%, so nennt man ihn Branntwein; beträgt der Gehalt über 50%, so wird er Weingeist oder Spiritus genannt. Auf den Antillen und in Ostindien gewinnt man durch Destillation aus dem Zuckerrohrsaft Rum, auf Java und in Ostindien aus Reis und dem Saft der Kokosnuß den Arak.

7. Essigsäure kann aus allen alkoholischen Flüssigkeiten hergestellt werden; deshalb spricht man von Wein-, Obst- und Holzessig.

8. Die Kaffeebohnen sind die getrockneten Samenkerne des Kaffeebaumes. Dieses immergrüne Gewächs erreicht eine Höhe von 12 m; indes kommen auch viele Abarten nur als Sträucher vor. In den Pflanzungen läßt man den Kaffeebaum sowohl der größeren Tragfähigkeit als auch der leichteren Ernte wegen selten höher als 1 m werden. Er hat lorbeerähnliche Blätter, weiße, angenehm duftende Blüten und zweifächerige Steinbeeren, welche im Reifezustande tief dunkelrot und der Form nach der Kirsche ähnlich sind.

9. Unter Thee versteht man die getrockneten und gerollten Blätter des Theestrauches. Er wird in China und Japan bis zum 39.⁰ nördlicher Breite angebaut und zwar in den Vorbergen des Himalaja bis zu einer Höhe von 2000 m ebenso erfolgreich wie in den Hügelländern der Küstengegenden Chinas. Seit geraumer Zeit gibt es auch große Theepflanzungen in Brasilien, auf Sumatra, Java und Ceylon. Nach dem Aussehen unterscheidet man schwarzen, grünen und gelben (eigentlich grüngelben) Thee. Die Güte des Thees (es kommen viele Verfälschungen vor) ist einzig und allein durch seine Wirkung beim Genusse sicher zu stellen.

10. Die Kakaobohne ist der getrocknete Same des Kakaobaumes, dessen Heimat Mexiko und Mittelamerika ist, der aber auch auf Ceylon und den Sundainseln angebaut wird. In den Pflanzungen läßt man den Baum nur 5 bis 7 m hoch werden. Die gurkenähnliche, im frischen Zustande gelbliche Frucht erreicht eine Länge von 20 cm und eine Dicke von 7 cm; die weißen, eirunden Samen (fälschlich Bohnen genannt), 20 bis 60 an der Zahl, liegen in einem weichen, süßlichen Fruchtbrei. Die feinsten Kakaosorten genießt man rein nur als Kakao, die geringeren vermischt man mit Zucker und Gewürz (besonders Vanille) und verarbeitet sie zu Schokolade.

11. Der beste Tabak kommt von den westindischen Inseln Cuba (Havannazigarren), Domingo und Portorico; ferner beziehen wir aus Amerika noch guten Tabak von Virginien, Maryland, Ohio, Kentucky, Pennsylvanien, Florida, Venezuela (Varinas), Columbien und Brasilien. Aus Asien erhalten wir Tabak von Java, Sumatra, Manila (über Holland), Persien, Syrien und Smyrna. Von europäischen Sorten ist der Tabak aus Holland, der Türkei, Griechenland, Ungarn, Baden, der Pfalz und dem Elsaß sehr geschätzt.

12. Opium (ein Bestandteil desselben wird Morphin genannt) gewinnt man aus den unreifen Kapseln der Mohnpflanze; diese

baut man zum Zwecke der Opiumgewinnung in Kleinasien, Persien, China, Indien, Ägypten, Südostafrika und Rumelien an. Das Opium findet als Heilmittel Verwendung; die Perser dagegen essen, die Chinesen rauchen es; in England und Nordamerika greift das Opiumessen und Opiumrauchen immer mehr um sich.

13. Die Muskatnuß ist der Same eines immergrünen, ungefähr 15 m hohen Baumes, der seine Heimat auf den Gewürz- und Bandainseln, sowie in Neuguinea hat und von diesen Inseln nach Bourbon, Sansibar, Westindien und Brasilien verpflanzt wurde.

14. Wenn man sein will, wo der Pfeffer wächst, so muß man Vorder- und Hinterindien oder Mittelamerika oder das tropische Südamerika aufsuchen. Er wird von den Beeren eines klimmenden Strauches, der Pfefferpflanze, gewonnen. Die anfangs grünen, im Reifezustand roten Beeren stehen zu 20 bis 30 in Ähren beisammen. Den schwarzen Pfeffer stellt man aus den unreifen, den weißen aus den reifen Beeren her. — Die Heimat des spanischen Pfeffers (des Paprika) ist Westindien und das tropische Amerika; man baut ihn aber jetzt auch mit gutem Erfolge in Ungarn und Spanien an.

15. Die Gewürznelken sind die getrockneten Blütenknospen des Gewürznelkenbaumes, der eine Höhe von 12 m erreicht und auf den Banda- und Sundainseln, sowie auf der Insel Pulo Pinang gedeiht.

16. Unter Zimmet versteht man die Rinde des Zimmetbaumes. Die beste Sorte liefert Ceylon.

17. Die Kardamomen, Früchte einer bis $3^1/_2$ m hohen schilfartigen Pflanze, beziehen wir von Vorderindien, Ceylon, Java und Sumatra, den Safran, die Narbe der Blüte einer Crocusart, von Österreich, Persien, Arabien und Spanien, Kapern, die Blütenknospen des Kapernstrauches, von Italien und Spanien, Mandeln, die Samenkerne des Mandelbaumes, aus Portugal, Spanien, Südfrankreich und Italien. Die meisten Zitronen, Orangen und Pomeranzen kommen von den Mittelmeerländern zu uns.

18. Die ätherischen Öle, wie Zitronen-, Rosen- und Zimmetöl, gewinnt man durch Destillation.

19. Die Fette aus dem Pflanzenreich können flüssig, halbweich oder fest sein. Man erhält sie durch Auspressen, Ausschmelzen und Ausziehen mit flüchtigen Lösungsmitteln (z. B. mit Petroleumäther, Schwefelkohlenstoff u. s. w.). Einige solche Fette sind das Palmfett oder Palmöl (aus Früchten der Ölpalme dargestellt), das Olivenöl, das Leinöl, das Hanföl und das Ricinusöl.

20. Harze sind Pflanzensäfte, welche nach dem Austritte aus den Gewächsen mehr oder weniger erhärten. Zu denselben rechnet man den Terpentin (das Harz der Lärche, Tanne, Fichte u. s. w.), den Gummilack (das Harz einiger Feigenbaumarten), den Mastix von Chios und den Kautschuk (den Milchsaft mehrerer tropischer Gewächse).

21. Zum Gerben verwendet man die Rinden der Eichen, Weiden, Fichten, Tannen, Buchen und Birken, die Knoppern (Fruchtbecher einer in Griechenland, Kleinasien und Syrien einheimischen Pflanze), die Galläpfel (auf Eichenblättern) und den Sumach (ein Pulver aus Blättern einer in Italien, Spanien, Portugal und Griechenland einheimischen Pflanze).

22. Zum Färben dient der Krapp (eine rote Farbe aus der Wurzel der in Ostindien einheimischen Färberröte), der Waid (eine blaue Farbe aus den Blättern der in Thüringen angebauten Waidpflanze), der Saflor (eine rote Farbe aus der in Ostindien, Ägypten 2c. wachsenden Färberdistel), das Rot- oder Fernambukholz (von Ostindien, Südamerika und den Antillen), das Blau- oder Kampescheholz (von Mittelamerika) und das Gelbholz (von Ostindien und Amerika), der Indigo (ein blauer Farbstoff aus der Anilpflanze, die in Ostindien und Mittelamerika wächst,) und der Lackmus (auch ein blauer Farbstoff — jedoch aus Flechtenarten, die man an den Küsten Schwedens, Norwegens und des mittelländischen Meeres findet).

23. Die Pflanzenfasern verwendet man zu Gespinsten, Geweben, Geflechten, Seiler- und Polsterwaren, sowie zu Papier. Unter Baumwolle versteht man die Haare, welche die Samenkerne der Baumwollpflanze umhüllen. Das baumartige Gewächs liefert die beste, das strauchartige die geringere und das krautartige die geringste Sorte Baumwolle. Mit der Egreniermaschine trennt man die Wolle von den Samenkernen. Die meiste Baumwolle beziehen wir aus den vereinigten Staaten, aus Guayana, Brasilien und Ostindien. — Die Faser der Leinpflanze nennt man Flachs, die der Hanfpflanze Hanf. Die Stengel der beiden Gewächse muß man, nachdem die Samenkörner entfernt worden sind, rösten, trocknen, dörren, brechen, schwingen und hecheln; dann erst erhält man die verwendbaren Fasern. — Die Fasern der Jute, welche man in Indien und China findet, werden wie Flachs- und Hanffasern verarbeitet. — Der Manilahanf (die Faser der in Indien, auf den Molukken und Antillen einheimischen Musa oder Banane), sowie die Kokosnußfaser dienen ebenfalls zu Gespinsten.

24. Das Holz teilt man bezüglich seiner Verwendbarkeit ein in Brenn-, Bau- und Werkholz. Zum Brennen eignet sich jede Holzart; allein es besteht ein großer Unterschied; ein Zentner

Buchenholz erzeugt viel mehr Wärme als ein Zentner Lindenholz; darum sind auch die Preise der verschiedenen Brennholzsorten nicht gleich. Die Köhler verwandeln Brennholz in ihren Meilern durch Verbrennen desselben bei beschränktem Luftzutritt in Holzkohlen. — Das Holz besteht a) aus Zellulose, Zucker, Dextrin, Stärke, Eiweiß, Gerbstoff, Harz u. s. w., b) aus Kali, Kalk, Magnesia, Eisen, Natron und anderen mineralischen Bestandteilen; die mineralischen Bestandteile bleiben beim Verbrennen als Asche übrig. — Zu Bauholz benützt man bei uns meistens die Stämme der Fichten, Tannen, Kiefern (Föhren), Lärchen und Eichen. Eichen und Erlen wendet man bei Wasserbauten an. — Bei Benützung des Holzes zu verschiedenen Arbeiten hat man zu achten:

1. auf die Farbe; diese schwankt vom Weiß bis zum tiefsten Schwarz oder zeigt das Gelb, Graugrün, Braun und Rot fast in allen Schattierungen;
2. auf die Härte; die weichsten Hölzer liefern Pappel, Weide, Linde und Weimutskiefer; Ebenholz und Pockholz lassen sich nur mit den besten schneidenden Werkzeugen behandeln;
3. auf die Schwere; Holz mit sehr dichtem Gefüge ist spezifisch schwerer als Wasser und frisch gefälltes Holz spezifisch schwerer als ausgetrocknetes;
4. auf die Festigkeit; man hat darauf zu achten, von welchen Teilen des Stammes es herrührt, und unter welchen Bedingungen es gewachsen ist;
5. auf die Biegsamkeit und Zähigkeit; diese Eigenschaft zeigt sich, wenn man untersucht, wie stark sich das Holz belasten läßt, ohne zu brechen;
6. auf die Elasticität; von dieser Eigenschaft hängt die Brauchbarkeit des Holzes zu Resonanzböden ab;
7. auf die Spaltbarkeit; sie ist bei den Hölzern am größten, welche sich durch geraden Wuchs auszeichnen und kein allzudichtes und feines Fasergefüge, dafür aber große und ebene Spiegel besitzen.

Das Quellen und Schwinden des Holzes hängt von seinem Verhalten gegen die Feuchtigkeit ab und hat das Ziehen, Werfen und Reißen desselben zur Folge. Durch Aufnahme von Feuchtigkeit kann es leicht in Fäulnis übergehen; vor Fäulnis schützt man es durch einen Anstrich mit Ölfarbe ꝛc. oder durch Imprägnieren, d. h. man tränkt es mit einem fäulniswidrigen Mittel, z. B. mit Quecksilbersublimat oder mit Zinkchlorid. — Die Stämme der Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen, auch Eichen, Buchen und Ahornbäume werden zu Brettern und Latten zerschnitten und zu Tischlerarbeiten verwendet. Das Nußbaumholz, das feinste europäische Tischlerholz, hat ein dichtes Gefüge und nimmt infolgedessen

leicht eine schöne Politur an. Der Drechsler bedarf das Holz des Birn-, Zwetschgen-, Eiben- (oder Taxus-), Buchs- und Maulbeerbaumes, der Wagner das Holz der Esche und Birke und der Büttner oder Küfer das Holz der Eiche und des Kastanienbaumes. Zu Schnitzereien eignet sich besonders das Holz der Arve (der Zirbelnußkiefer), der Linde, der Espe, der Ulme und des Maßholders. Von außereuropäischen Hölzern kommen häufig zur Verwendung das Mahagoniholz (von Westindien und Mexiko), das Ebenholz (von Ostindien und einigen Teilen Afrikas), das Pockholz zu Kegelkugeln (von Mittelamerika) und das sogenannte Zedernholz zu Bleistiften (von dem virginischen Wachholderbaum).

Der Kork ist die Rinde der Korkeiche; hat diese ein Alter von 15 Jahren erreicht, so kann man in den Zeiträumen von 4 bis 8 Jahren die Rinde abschälen. Korkeichenwälder gibt es in Algerien, Spanien und Portugal. Gepulverter Kork gibt mit Leinöl gemengt das Linoleum.

G. K. nach Karl Albert Müller.

135. Nutzen verschiedener Mineralien.

1. Die Metalle.

Zu den Naturkörpern, durch welche die Menschen eine so hohe Kulturstufe erreichen konnten, gehören sicherlich in erster Linie die in ihrem Aussehen und in ihren sonstigen Eigenschaften so sehr verschiedenen Metalle. Nur selten kommen sie in der Erde rein oder gediegen vor; in den meisten Fällen sind sie vererzt, d. h. sie sind mit andern Substanzen, mit erdigen Stoffen, mit Schwefel u. s. w. verbunden. Um sie verwendbar zu machen, müssen sie nach ihrer Gewinnung von allen Zusätzen befreit werden. Sehr verschieden ist ihr Verhalten beim Hämmern. Die einen zeigen sich hierbei sehr geschmeidig und nehmen gerne die verschiedensten Formen an; man verarbeitet sie daher zu Gefäßen, Nägeln, Drähten u. s. w. Die andern dagegen springen oft schon beim ersten Hammerschlag in kleine Stücke; sie sind spröde. Dies macht sie aber doch nicht wertlos; man gebraucht sie teils als Zusatz zu andern Metallen, teils in der Medizin, wie Spießglanz und Arsenik. Von den geschmeidigen oder hämmerbaren Metallen haben manche jederzeit ein schönes Aussehen, einen prächtigen Glanz, auch wenn sie lange mit feuchter Luft oder Wasser in Berührung kommen; man nennt sie darum edle Metalle. Zu diesen zählt man Platina, Gold, Silber und Quecksilber. Alle übrigen Metalle, auch die spröden nicht ausgenommen, bekommen an der Luft

einen rostartigen Überzug; sie verlieren ihren ursprünglichen Glanz und heißen darum unedle Metalle.

Bezüglich der Verwendbarkeit der einzelnen Metalle ist folgendes merkenswert.

Das Platin, das sich nur gediegen und zwar in kleinen Körnern in Südamerika und im Ural vorfindet und eine bleiähnliche Farbe hat, ist der schwerste aller Körper, in keinem Ofenfeuer schmelzbar und zeichnet sich durch seine Unzerstörbarkeit aus. Man gebraucht es deshalb zu Schmelztiegeln, dann zu Koch- und Aufbewahrungsgefäßen für ätzende Stoffe in chemischen Fabriken und Laboratorien. In Rußland prägte man früher Münzen aus diesem harten Metall; das geschieht jetzt nicht mehr.

In neuerer Zeit benützen es die Buchbinder gerne an Stelle des Blattsilbers, weil es nicht schwarz wird wie dieses.

Das schöne, gelbglänzende Gold, das wegen seiner Weichheit mit Silber oder Kupfer legiert werden muß, und das häufiger vorkommende Silber, das ebenfalls eine ganze Reihe höchst wertvoller Eigenschaften besitzt, spielen in der Metallindustrie eine hervorragende Rolle.

Das silberweiße Aluminium, erst 1827 von einem deutschen Forscher entdeckt, wird aus Thon hergestellt und hat ein spezifisches Gewicht von 2,8; es kommt an Festigkeit dem gewöhnlichen Gußeisen gleich. Durch Kaltschmieden kann diese Festigkeit noch bedeutend erhöht werden. Wegen seines schönen Klanges eignet es sich vorzüglich zur Herstellung von Musikinstrumenten. Es schmilzt schon bei 700° C. und bleibt, wenn es geschmolzen ist, lange flüssig und somit lange zum Guß tauglich. Höchst wertvoll ist es ferner dadurch, daß es sich im kalten und warmen Zustande schmieden, zu Platten walzen und zu Draht ziehen läßt. Da es weich und dehnbar ist, kann man ihm leicht durch Treiben, Drücken, Stanzen, Prägen und Ziehen jede beliebige Form geben. Seinen hohen Glanz behält es sowohl in trockener, als auch in feuchter Luft recht lange, und selbst in großer Hitze ist es gegen den Sauerstoff der Luft beständig. Salziges Wasser greift das Aluminium kaum an. Auch gegen organische Säuren (Essig-, Apfel- und Zitronensäure) ist es nicht so empfindlich wie Eisen, Kupfer und Silber; deshalb benützt man es gerne zur Anfertigung von Kochgeschirren und Serviergefäßen aller Art.

Zur Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände eignet sich dies neue Metall wie nicht leicht ein anderes, da es — abgesehen von seiner leichten Bearbeitbarkeit und seinem schönen Glanze — die feinste Ciselierung annimmt. Erfolgreich kann es auch zu Blattmetall und Bronzepulver benützt werden.

Noch brauchbarer aber als das reine Metall sind die Legierungen desselben. Die Zahl derselben ist groß, da es sich willig fast mit allen Metallen verbindet. Es ist auffällig, wie sehr schon ganz geringe Zusätze von Aluminium andere Metalle verbessern; die angenehmste Erscheinung dabei ist, daß alle guten Eigenschaften des Aluminiums auf die Legierungen mit übertragen werden. Allen voransteht eine Legierung mit Kupfer, die Aluminiumbronze, die die Festigkeit des feinsten Stahles erreicht und damit eine Dehnbarkeit verbindet, die man bisher überhaupt nicht kannte. Die Eigenschaften gerade dieser Bronze sind unvergleichlich; sie ist zäh und schmiedbar wie feinstes Eisen, walzbar, nicht rostend, wetterfest und säurebeständig.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Aluminium für die Elektrotechnik geworden, da durch Versuche festgestellt worden ist, daß die Leitungsfähigkeit eines Kupferdrahtes fast auf das Doppelte erhöht wird, wenn man das Kupfer mit Aluminium vermengt.

Nachteilige Eigenschaften dieses Metalles sind, daß es sich schwer löten läßt und zum Plattieren von Eisen und Kupfer nicht verwendet werden kann.

Ein Kilogramm Aluminium kostet zur Zeit 5 bis 6 Mark.

Das Quecksilber ist ein flüssiges Metall, das in gediegenem Zustande nur spärlich in der Natur vorkommt. Es wird zum allergrößten Teile aus Zinnober dargestellt, welcher viel Quecksilber enthält.

Man gebraucht es zum Füllen der Barometer und Thermometer, und da es die Eigenschaft besitzt, die meisten Metalle aufzulösen, wie das Wasser den Zucker oder das Salz auflöst, so wird es besonders zum Scheiden des Goldes und Silbers aus anderen Mineralien, die nicht in Quecksilber löslich sind, in großen Quantitäten verwendet. Die Verbindung eines Metalls mit Quecksilber nennt man ein Amalgam. Ein solches Amalgam, das Zinnamalgam, dient als Folie der Spiegel. Weil das Quecksilber ein giftiges Metall ist, so müssen sich alle Arbeiter, welche damit zu thun haben, vor den Ausdünstungen desselben sehr hüten.

Das Nickel, seinen Eigenschaften nach dem Eisen ähnlich, jedoch etwas weicher, findet man in der Natur nur in Verbindung mit Arsenik und Kobalt.

Das Kupfer macht einen Hauptbestandteil mehrerer wichtigen Metallmischungen und Metallfarben aus. Zu den ersteren gehören: das Messing, welches aus Kupfer und Zink besteht; der Tombak, welcher dieselben Bestandteile, aber mit mehr Kupfer hat und unter anderem auch zu unechtem Goldschaum verarbeitet wird; die Bronze, aus Kupfer, Zink und Zinn und oft

auch ein wenig Blei zusammengemengt. Seit mehreren Jahren verwendet man eine Mischung aus Kupfer, Zink, Zinn und Eisen, das Talmigold, das eine goldgelbe Farbe und einen dauerhaften Glanz hat, zu Uhrketten, Broschen und Ohrgehängen. Das Kanonenmetall und die Glockenspeise bestehen aus Kupfer und Zinn. Das Neusilber ist eine Legierung aus Kupfer und Nickel. Die jetzt so sehr beliebten Alfenidwaren sind aus Neusilber; ihre Außenseite ist stark versilbert, so daß sie massiv silberne Tafelgeräte zu ersetzen vermögen.

Wenn Kupfer längere Zeit der feuchten Luft ausgesetzt ist, so bildet sich an ihm der giftige Grünspan. Läßt man in kupfernen Gefäßen sauere Speisen stehen, so gehen diese Veränderungen sehr schnell vor sich, und die Speisen sind in kurzer Zeit vergiftet. Man muß daher beim Gebrauche kupferner Geschirre äußerst vorsichtig sein und sie stets rein halten.

Ähnliche Veränderungen wie das reine Kupfer erleiden auch zum größeren oder geringeren Teile die kupferhaltigen Legierungen; deshalb ist auch bei ihnen, namentlich beim Messing, dieselbe Vorsicht nötig.

Die Farben, in denen das Kupfer einen wesentlichen Bestandteil bildet, sind schön grün oder blau, aber äußerst giftig. Das Bremer Blau, die Kupferlasur, Malachit oder Berggrün, Mineralgrün, die verschiedenen Sorten Grünspan gehören sämtlich hierher. Das ebenfalls sehr giftige Kupfervitriol findet in Färbereien Verwendung. Das reine Kupfer benützt man zur Herstellung getriebener Kunstgegenstände, ferner zu Kesseln, Pfannen, Töpfen, Schiffsbeschlägen, Draht u. s. w.

Aus Gold, Silber, Nickel und Kupfer prägt man Münzen.

Das Zinn verändert sich bei gewöhnlicher Wärme in der Luft ganz unbedeutend; wird es aber unter Zutritt der Luft geglüht, so verwandelt es sich in ein weißes Pulver, in Zinnasche, welche man zum Polieren des Messings u. dgl. und zum Färben des weißen Emails braucht. Da das Zinn sehr luftbeständig ist, so überzieht man andere leicht rostende Metalle mit demselben; deshalb findet auch das verzinnte Eisenblech, das sogenannte Weißblech, so häufig Verwendung. Kupferne und messingene Gefäße verzinnt man inwendig, um Vergiftungen durch Grünspan zu verhüten. Das zu dünnen Blättern ausgeschlagene Zinn, mit welchen man Champagnerflaschen bedeckt, wohlriechende Seife umgibt, und in welches man Schnupftabak verpackt, heißt Zinnfolie oder Stanniol.

Das Blei, das überaus weich und geschmeidig ist, wird häufig zu dünnen Platten ausgewalzt und zu biegsamen Röhren

gezogen. Die Bleiplatten gebraucht man zu allerlei Behältern, zu großen, kastenartigen Pfannen in Alaun- und Vitriolwerken, zur Dachbedeckung, zum Auslegen der Kammern in Schwefelsäurefabriken u. s. w. Aus Blei gießt man Kugeln und Schrot; dann bedient man sich dieses geschmolzenen Metalles, um Eisen in Stein zu befestigen. Wird Blei an der Luft geschmolzen, so wird es nach und nach eine pulverförmige Asche, die sogenannte Bleiasche; auch diese läßt sich — aber nur in noch größerer Hitze — wieder schmelzen und heißt dann Bleiglätte. Man macht aus dieser die Glasur des Töpfergeschirres, die man zur Fabrikation schöner Glassorten braucht, und das Bleiweiß, eine bekannte Anstrichfarbe für Thüren, Fenster u. s. w. Auch in der Porzellanmalerei, beim Firniskochen, zur Herstellung verschiedener Kitte und zur Darstellung des sehr giftigen Bleizuckers findet sie Verwendung. Die Mennige, häufig Bleirot oder Pariserrot genannt, ist ein sauerstoffreicheres Bleioxyd; man benützt sie gerne zum Anstreichen eiserner Gegenstände und vieler Blechspielwaren, als Malerfarbe, zum Färben von Siegellack, zur Herstellung feiner Gläser und zu feineren Glasuren. Noch sauerstoffreicher als die Mennige ist das Bleisuperoxyd oder Bleibraun; es wird zur Herstellung von Zündmischungen und zur Bereitung einer feinen braunen, aber teueren Deckfarbe benutzt. Da sämtliche Bleiprodukte, also alle Bleifarben, Bleikitte ꝛc. sehr giftig sind, ist Arbeitern, welche mit genannten Stoffen umgehen müssen, die größte Reinlichkeit, insbesondere ein gründliches Waschen vor jeder Mahlzeit sehr anzuempfehlen.

Das Zink ist bei gewöhnlicher Temperatur sehr spröde; es kann deshalb eine Zinkplatte leicht mittelst eines Stoßes durchlöchert werden. Dagegen ist es bei der Hitze des siedenden Wassers sehr geschmeidig; darum muß es auf diesen Grad erst erhitzt werden, wenn man es zu dünnen Platten walzen will. Aus Zink gießt man Statuen, Lampen, Vasen und ähnliche Gegenstände; dann benützt man es auch gerne zu Dachbedeckungen und zu Badewannen, aber nicht zu Gefäßen, in denen Speisen und Getränke aufbewahrt werden sollen, weil es der Gesundheit nachteilig ist. Auch die Zinkoxyde nützen in verschiedener Weise; man gebraucht sie in Färbereien und zur Herstellung von Anstreichfarben.

Das unentbehrlichste aller Metalle ist unbedingt das Eisen, aus dem die verschiedensten Werkzeuge, Geräte, Maschinen und tausenderlei Gebrauchs- und Luxusartikel hergestellt werden. Man unterscheidet dreierlei Sorten Eisen: Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. Dieselben sind hinsichtlich ihrer Eigenschaften so wesentlich von einander verschieden, daß sich manche Dinge, zu denen sich die eine Art ganz besonders eignet, aus der anderen Sorte

gar nicht herstellen lassen. Messer und Feilen z. B. können nur aus Stahl, Nägel am zweckmäßigsten aus Schmiedeeisen, große Röhren und Maschinenräder bloß aus Gußeisen verfertigt werden.

Das Eisen, welches aus dem Hochofen fließt, heißt Roh- oder Gußeisen; es läßt sich schmelzen und gießen, aber nicht hämmern und schmieden, weil es spröde ist und daher unter dem Schlage eines Hammers zerspringt. Leider ist es auch nicht schweißbar; dagegen läßt es sich feilen, bohren und drehen.

Das weiche Stab- oder Schmiedeeisen schmilzt in dem gewöhnlichen Ofenfeuer nicht, erweicht aber in der Glühhitze und kann durch Walzen in Bleche und durch Hämmern in verschiedene Formen gebracht oder geschmiedet werden. Weil dieses Eisen sehr zähe ist, läßt es sich auch zu feinem Draht ziehen. Eine höchst wertvolle Eigenschaft von ihm ist auch noch seine Schweißbarkeit, nach welcher sich glühende Teile durch Hämmern innig, fest und dauernd vereinigen lassen. Wegen seiner geringen Härte aber eignet es sich wenig zur Herstellung von Werkzeugen, gar nicht zur Anfertigung von Schneide- und Bohrwerkzeugen und zu Stichwaffen.

Der Stahl oder das gehärtete Eisen vereinigt zwei sehr nützliche Eigenschaften in sich: er ist nämlich schmelzbar wie Gußeisen, nur etwas schwerer; dann läßt er sich auch schweißen und schmieden wie das weiche Schmiedeeisen und nimmt eine schöne Politur an. Wenn man ihn glühend macht und ihn gleich darauf in kaltes Wasser bringt, so wird er so hart, daß man mit demselben Glas ritzen kann; er heißt nun gehärteter Stahl. Ein solcher ist fast so spröde wie Glas, wird aber, wenn man ihn aufs neue erhitzt und langsam erkalten läßt, wieder weich und biegsam. Daher verlieren stählerne Messer und Scheren ihre Härte, wenn man sie ins brennende Licht hält, weil sie nachher in der Regel langsam erkalten. Gehärteten Stahl braucht man zu Feilen, Stahlfedern, Nähnadeln u. s. w.

Gegenstände, wie Degenklingen und Säbel, die also beim Gebrauche (zum Stoßen) nicht abspringen sollen, verfertigt man aus Stahl, dem man durch mäßiges Erhitzen einen Teil seiner Sprödigkeit und Härte nimmt. Hierbei läuft der Stahl violett oder blau an, weshalb diese Farben auch oft auf stählernen Gegenständen gesehen werden. Der Erfinder des jetzt allgemein bekannten Gußstahls ist Krupp in Essen, dessen gezogene Gußstahlkanonen in aller Welt gefürchtet sind, und dessen Stahlglocken auf vielen Kirchtürmen hängen. Das Eisen gibt auch, wie mehrere andere Metalle, verschiedene Farbstoffe; so sind Eisenstoffe enthalten im Berliner Blau, in der schwarzen Tinte, im Rotstift und im gelben Ocker. Eisenhaltig ist

auch das Eisenvitriol; dasselbe bildet blaßgrüne Krystalle und findet in der Färberei häufig Anwendung.

2. Stein- und Erdarten.

Auch diese Mineralien sind, wenn gleich ihr Aussehen meist weniger gefällig ist als das der Metalle, von großem Nutzen.

Unter den kalkhaltigen Steinen finden der Kalkstein und der Gips am häufigsten Anwendung. Vom ersteren gibt es mehrere Arten. Ist er schön gefärbt und aus lauter kleinen Krystallen zusammengesetzt, so heißt er Marmor; man verwendet diesen teils zu Bauwerken, teils zu Statuen. Zu letzterem Zwecke benützt man mit Vorliebe den weißen, körnigen Marmor von Carrara in Italien. Ist der Kalk erdig und zerreiblich, so bildet er die Kreide, die zum Schreiben, zum Färben von Lederzeug und zum Polieren von Glas und Metall dient. Der eigentliche Kalkstein bildet zum Mauern als Kalk ein unentbehrliches Material. Zu diesem Zwecke wird er im Kalkofen bis zum Glühen erhitzt oder gebrannt. Hierbei verliert er fast die Hälfte seines Gewichts und erhält ganz andere Eigenschaften; unter diesen ist diejenige am auffallendsten, daß er, mit Wasser befeuchtet, sich erhitzt und dann zerfällt. Der gebrannte Kalk wird hierauf so lange mit Wasser übergossen, bis er sich damit gesättigt hat und sich nicht weiter in Berührung mit demselben erhitzt. Er stellt dann eine weiße, breiartige Masse, den gelöschten Kalk, dar, welcher, mit Kies oder Sand vermischt, Mörtel heißt und zur Befestigung der Mauersteine dient, indem er zwischen diesen erhärtet und sie verbindet.

Auch vom Gips gibt es verschiedene Sorten: den ordinären Gips, das Marienglas und den Alabaster, die alle viel weicher als Kalksteine sind. Aus Alabaster macht man vielerlei Kunstsachen, z. B. Uhrgehäuse, Vasen, Statuen u. s. w. Die Gipssteine verarbeitet man auf folgende Weise: Man brennt die Gipsstücke bei geringer Hitze in einer Art Backofen; dadurch verlieren sie das in ihnen enthaltene Wasser und werden mürbe. Nach dem Brennen mahlt man den Gips fein und bringt ihn in den Handel. Soll er gebraucht werden, so übergießt man ihn wieder mit Wasser, welches er begierig einsaugt. Einige Zeit lang bildet er dann einen weichen Brei, der sich in Formen gießen läßt und darin bald erhärtet. Auf diese Weise werden alle Gipsfiguren und Verzierungen an Zimmerdecken, auch an Gesimsen der Gebäude u. s. w. gemacht; auch der künstliche Marmor oder Stuck ist ein so zubereiteter und gefärbter Gips, den man nach dem Trocknen poliert. Alle Sachen aus Gips und Alabaster müssen vor Regen und Nässe bewahrt werden.

Ein nicht minder nützliches Mineral ist der Thon. Besonders sind es zwei Eigenschaften, die ihn wertvoll machen: er ist erstens bildsam oder formbar, wenn er gehörig angefeuchtet wird; zweitens kann man ihn brennen, d. h. durch Hitze erhärten, so daß er die Form, welche man ihm im weichen Zustande gegeben hat, auf die Dauer behält. Der reine Thon hat eine weiße oder graue Farbe und fühlt sich fettig an; daher sein Name fetter Thon. Meist ist er jedoch mit Eisen, Kalk und Sandteilen vermengt, wodurch seine Farbe und seine Eigenschaften etwas verändert werden. Der sandreiche Thon heißt magerer Thon; je mehr Sand er enthält, desto weniger ist er zum Formen geeignet.

Der kalkige Thon, der auch Mergel genannt wird, ist ein für viele Gewächse sehr fruchtbarer Boden und dient daher auch zum Verbessern unfruchtbarer Äcker.

Der eisenhaltige Thon hat eine braune Farbe und brennt sich rot. Zu dieser Sorte gehört auch der Lehm, der in der Regel mit Kalk und Kieselsteinen gemengt ist. Man gebraucht ihn zum Belegen von Dreschtennen und Kegelbahnen, zum Setzen von Öfen, zur Herstellung von Ziegeln und, mit Stroh vermengt, zur Ausfüllung der Fachwände.

Alle aus Thon verfertigten Gegenstände sehen auf der Bruchfläche entweder matt und erdig oder glasartig aus. Zu der ersten Abteilung gehören die Ziegelsteine, das ordinäre Töpfergeschirr und die Fayence, welche aus gutem Thon und mit mehr Sorgfalt als das gewöhnliche Töpfergeschirr hergestellt wird. Alle diese Produkte saugen Feuchtigkeit ein und lassen dieselbe durch, wenn man sie nicht wasserdicht macht; deshalb überzieht man die Kochgeschirre inwendig mit einer Glasur; auch Ziegelsteine werden zuweilen, um das Eindringen von Feuchtigkeit zu verhüten, glasiert. Die Glasur besteht aus denselben Stoffen, aus denen das Glas zusammengesetzt ist; sie werden fein gemahlen und dann aufgetragen; beim Brennen schmelzen sie zu einem glasartigen Überzug.

Glasartig an der Außenseite sind Steingut und Porzellan; dieselben lassen auch ohne Glasur kein Wasser durch. Sie werden aber dennoch glasiert, weil sie dadurch eine glättere Oberfläche erhalten, von der sich alle Unreinigkeiten leicht abwaschen lassen. Das Steingut, aus welchem man gewöhnlich Krüge, Häfen und dergleichen macht, besteht aus einem nicht ganz reinen Thon; zur Herstellung des Porzellans kann man nur die feinste Thonerde brauchen, die überdies noch auf das sorgfältigste behandelt werden muß. Diese Thonerde, Porzellanerde genannt, ist ganz weiß und findet sich nur in wenigen Gegenden vor. Aus

Porzellan werden nicht allein alle Arten von Geschirr, sondern auch viele Kunstgegenstände, wie Statuen, prachtvolle Vasen, durchscheinende Bilder u. s. w. hergestellt.

Daß sich aus Quarz und Pottasche oder Soda Glas bereiten läßt, ist bekannt.

3. Die Salze

sind im Wasser auflösliche Mineralien, welche beim Verdunsten des mit Salz gesättigten Wassers in regelmäßigen Formen oder Krystallen sich absetzen.

Der Salpeter, der auf der Zunge ein kühlendes Gefühl erzeugt, verursacht, wenn man ihn auf glühende Kohlen wirft, ein lebhaftes Verbrennen derselben; man gebraucht ihn daher in solchen Fällen, in denen man Körper leicht entzündlich und verbrennlich machen will, also zur Herstellung des Salpeterschwammes, zu Feuerwerken und zur Bereitung des Schießpulvers, welches ein Gemisch von Schwefel, Salpeter und Kohle ist.

Aus dem Salpeter gewinnt man auch die Salpetersäure oder das Scheidewasser; diese Säure können manche Metallarbeiter nicht entbehren. Der meiste Salpeter wird künstlich aus Ammoniak dargestellt, da der natürliche, den man nur an einigen Stellen auf der Erde findet, zum Bedarf nicht ausreicht.

Ein anderes wichtiges Salz, das hauptsächlich in Färbereien und in Kattundruckereien, ferner bei der Weißgerberei, dann zum Planieren des Papiers, damit es nicht lösche, und auch in der Medizin gebraucht wird, ist der Alaun. Er hat einen süßlichen Geschmack und ruft ein zusammenziehendes Gefühl auf der Zunge hervor.

Das wichtigste und weit verbreitetste aller Salze ist unstreitig das Kochsalz. Man findet es in festen Massen in der Erde und nennt es dann Steinsalz, teils auch aufgelöst in Quellen, welche Solen heißen, und teils im Meerwasser. Ist das Steinsalz klar und rein, was oft der Fall ist, so kann es sogleich in den Handel gebracht werden; enthält es aber erdige Beimengungen, so löst man es im Wasser auf, läßt die erdigen Teile sich absetzen und dampft aus der unreinen Auflösung das Wasser ab, worauf das Salz zurückbleibt. Auch aus der Sole entfernt man das Wasser durch Verdampfen; enthält die Sole aber viel Wasser, so muß sie zuerst gradiert werden, d. h. man pumpt das ursprüngliche Salzwasser auf ein aus Balken aufgeführtes Haus, das Gradierhaus, dessen Wände mit Reisern ausgelegt sind, und läßt es auf diese herabtröpfeln. Weil dadurch ein großer Teil des Wassers verdunstet, so ist die in Behältern unter dem Gradierhaus sich sammelnde Flüssigkeit viel salzreicher geworden. Dieselbe wird

hierauf in große Pfannen gebracht; durch Kochen bringt man das Wasser zum Verdunsten, und das reine Salz bleibt in der Pfanne zurück.

Das See- oder Meersalz gewinnt man hauptsächlich an den Küsten der wärmeren Länder während des Sommers. Man leitet das Seewasser in geräumige, nicht sehr tiefe Gruben am Strande, läßt das Wasser verdunsten und hackt das auskrystallisierte Salz heraus. Wie notwendig das Salz als Nahrungsmittel, zum Einsalzen des Fleisches, der Fische u. s. w. ist, weiß jeder; außerdem wird es in vielen Gewerben gebraucht, namentlich in Seifensiedereien und Weißgerbereien; ferner stellt man eine nützliche Säure aus demselben dar, welche, mit Salpetersäure vermischt, das Königswasser gibt, dessen man sich zur Auflösung des Goldes bedient.

Minder häufig als die eben genannten Salze finden Glaubersalz, Borax und Salmiak Verwendung. Das Glaubersalz wird bei der Glasfabrikation zuweilen statt der Soda, sehr häufig aber in der Medizin benutzt; den Borax bedarf man bei der Herstellung feiner Gläser und beim Schmelzen edler Metalle und den Salmiak in Färbereien und beim Löten verschiedener Metalle.

4. Die brennbaren Mineralien.

Das Mineralreich liefert auch mehrere brennbare Stoffe; es sind dies der Schwefel, der Torf, die Stein- und die Braunkohle, der Graphit, das Erdöl und der Bernstein. Der Schwefel findet sich in allen vulkanischen Gegenden, in großen Mengen besonders in Sizilien, und kommt in Stangen gegossen (Stangenschwefel) oder als feines Mehl (Schwefelblume) in den Handel; man benützt ihn zur Herstellung der Schwefelhölzchen, des Schießpulvers und der Schwefelsäure oder des Vitriolöls. Wenn er verbrannt wird, so entstehen dabei erstickend riechende, saure Dämpfe. Hält man in solche Dämpfe Zeuge, Strohhüte 2c., so werden verschiedene Farbstoffe vernichtet; darum bleicht man durch dieselben Strohhüte, Leinwand, wollene und seidene Zeuge; auch Obstflecken verschwinden durch solche Dämpfe; ferner erweisen sie sich sehr wirksam zum Töten schädlicher Insekten.

Ein sehr wichtiges Brennmaterial liefern uns die Stein- und Braunkohlen, die man glücklicherweise in großer Menge in verschiedenen Ländern der Erde findet; dieselben enthalten auch eine brennbare Luftart, das Leuchtgas. Man erhält dieses Gas, wenn man die Kohlen in geschlossenen Gefäßen erhitzt; durch Abzugsrohre leitet man dasselbe in einen Sammelbehälter, das Gasometer. In den erstgenannten Gefäßen bleibt eine sehr harte und poröse Kohle zurück, die beim Verbrennen noch eine große Hitze

gibt, aber einen starken Luftzug erfordert; man nennt diesen Rückstand **Coaks**. In einem größeren, kühlen Raume verdichten sich Dämpfe zu einer dicken Flüssigkeit, nämlich zu **Teer**.

Unser Respekt vor der Steinkohle wird noch größer, wenn man bedenkt, daß die gewaltigen Fortschritte und Umwälzungen, welche die Industrie und der Verkehr im Laufe dieses Jahrhunderts erfahren haben, durch die Erschließung der in ihr schlummernden Kräfte ermöglicht worden ist. Nicht nur Wärme, lebendige Kraft und Licht liefert uns dies Mineral; der Wissenschaft und Technik ist es auch gelungen, eine unabsehbare Reihe wertvoller **Farb-**, **Heil-** und anderer **Stoffe** aus demselben herzustellen und damit blühende Industrien ins Leben zu rufen. Noch vor ungefähr 30 Jahren standen dem Färber nur aus Tieren und Pflanzen gewonnene, sogenannte natürliche Farbstoffe, sowie die im Mineralreich vorkommenden oder aus Metallen und Erden herstellbare Farben zur Verfügung. Seit der Einführung der **Teerfarbstoffe** ist ein vollständiger Umschwung in der Färberei eingetreten; kein Wunder: dieselben zeichnen sich auch durch eine vorher nicht gekannte Schönheit der Nuance (Farben-Unterschied, -Abstufung) und durch überraschende Einfachheit in ihrer Anwendung aus. Zur Zeit ist die Gruppe der **Anilinfarben**, die nichts anderes als Steinkohlenteerprodukte sind, schon ungemein groß; es gibt rote, blaue, grüne, braune, graue, gelbe, schwarze, violette, orangene und olivene Anilinfarben. Im reinen Zustande ist das Anilin ein farbloses Öl, das an der Luft sich rot färbt und erst in einer Kältemischung von Äther und fester Kohlensäure erstarrt. Sein Geruch erinnert an den des frischen Honigs; der Geschmack ist aromatisch brennend. Im Wasser kann das Anilin nur schwer aufgelöst werden, um so leichter aber in fetten und ätherischen Ölen, in Äther und Alkohol.

Groß sind die Vorteile der Anilinfarbenerfindung in technischer und wirtschaftlicher Beziehung.

Die wirtschaftlichen Vorteile unserer einheimischen Teerfarbenindustrie sind darin zu suchen, daß ein großer Teil der früher für natürliche Farben ins Ausland gewanderten Summen, die sich auf viele Millionen Mark beliefen, nunmehr im Lande bleibt, und daß im Gegenteil durch die bedeutende Ausfuhr unserer Teerfarbenprodukte jährlich viele Millionen Mark unserem Lande zufließen. Hierzu kommt noch, daß vielen Tausenden von Arbeitern durch diese neue Industrie eine Erwerbsgelegenheit im eigenen Lande geboten wird, eine Thatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse.

Sehr groß ist auch die Zahl der Arzneiwaren, die aus den Produkten der Steinkohle zur Zeit hergestellt werden.

Den mächtigen Kohlenlagern im Innern der Erde haben wir auch das nützliche Petroleum oder Erdöl zu verdanken. Man nimmt nämlich an, daß zur Zeit der Steinkohlenbildung sich Kohlenwasserstoffgase erzeugten, die sich zu einem Öle verdichteten. Dieses Öl, das aus Kohlen- und Wasserstoff besteht, wurde zuerst in Amerika in großer Menge gefunden. Ein Bohrloch in Pennsylvanien lieferte 1859 mit Anwendung einer kleinen Pumpe täglich 1600 Liter und später sogar über 4000 Liter. Auch in Dalmatien, Kroatien, Ungarn, Galizien, Polen u. s. w. sind Ölquellen nicht selten, und die ewigen Feuer zu Baku am kaspischen Meere sind nichts anderes, als durch bisher unbekannte Umstände in Brand geratene Petroleumquellen. Am reichlichsten kommt das Petroleum noch heute in Pennsylvanien und im Kaukasus vor.

Das Petroleum, das im rohen Zustande dunkel- oder auch halbbraun aussieht und eine ziemlich dickflüssige Masse bildet, enthält sehr flüchtige Bestandteile, entzündet sich sehr leicht und ist deshalb sehr feuergefährlich. Um es für unsere Lampen brauchbar zu machen, muß man es mehrmals destillieren; dabei trennen sich die leicht entzündbaren Stoffe (Petroleumäther und Benzin). Das geläuterte Erdöl erscheint nun wasserhell oder schwach gelb gefärbt und zeigt einen bläulichen Schimmer. Während das rohe Petroleum sich schon bei + 6° R. entzündet, geschieht dies bei dem gereinigten Öle erst bei einer Wärme von 30° bis 38° R.

Auch der rußige Graphit ist eine brennbare Substanz. Dieses für die Bleistiftindustrie nötige Mineral findet man bei Passau, in Sibirien und in England. Man zersägt es in feine Stängelchen, legt diese in Holz ein und bringt den Bleistift so in den Handel. Um aber auch die Abgänge und unreinen Stücke benützen zu können, werden dieselben fein gemahlen und dann mit reinem Thon gemengt. Den Teig formt man hierauf zu langen, dünnen Stäbchen und brennt diese; die auf solche Weise gewonnenen Bleistifte sind den aus reinem Graphit bestehenden ziemlich gleich an Güte. Auch Schmelztiegel, in denen Gold, Silber, Messing und dergleichen Metalle geschmolzen werden, stellt man aus einer Mischung von Thon und Graphit her. Außerdem gebraucht man den Graphit noch zum Anstreichen eiserner Öfen und zum Schmieren von Maschinen; zu letzterem Zwecke wird er mit Öl gemengt.

Ein kostbares brennbares Mineral ist auch der Bernstein; aus demselben werden hauptsächlich Zigarrenspitzen und verschiedene Schmuckgegenstände verfertigt. L. Sch. nach Verschiedenen.

136. Über Gold- und Silberindustrie.

In der Metallindustrie steht das Gold als König der Metalle obenan. Seine Seltenheit gibt ihm neben andern

Eigenschaften mehr innerer Art einen Vorzug vor allen andern metallischen Elementen. Zu seinen innern Eigenschaften gehören seine Reinheit und sein schöner metallischer, matter Glanz, seine ungeheure Dehnbarkeit und Elasticität, welche gestatten, es zu den feinsten Plättchen zu verarbeiten, und endlich seine Unveränderlichkeit und Unempfindlichkeit gegen Rost und atmosphärische Einflüsse. Alle diese Eigenschaften zusammen geben dem Golde einen Charakter, der vorzugsweise seine Verwendung und Bearbeitung bestimmt: es ist ganz besonders das Metall für Schmuck. Schmuck und Gold sind auch durch den Sprachgebrauch so miteinander verbunden, dafs wir unwillkürlich bei dem Worte Gold an Schmuck uns erinnert fühlen. Daraus ergibt sich auch, dafs seine Verwendung für niedrige Zwecke stets unstatthaft erscheint. Ganz goldene Geräte, goldene Figuren haben immer etwas der Würde des Materials Unangemessenes; es müfste denn sein, dafs solche Produkte in einer Weise gearbeitet und zusammengesetzt sind, dafs das Gold, von seiner höheren Stelle als schmückendes Element verdrängt, den Untergrund für weiteren Schmuck höherer Ordnung — Steine, Email, Farben u. s. w. — abgibt. Mit Perlen und Edelsteinen besetzte goldene Geschirre, mit Email aller Art verzierte goldene Geräte, Goldbrokatstoffe u. dgl. sind in ihrer Art ebenso angemessen und korrekt, wie Silbergeschirr mit goldenen Verzierungen, oder einfachere Gewebe mit goldenen Mustern.

Als Schmuck kann das Gold nur in vernünftiger, d. h. in sparsamer Weise angewendet werden. Überladung mit Schmuck überhaupt ist das Zeichen eines barbarischen, verwilderten Geschmacks. Als Schmuck kann und soll das Gold keine Last werden, soll den zu schmückenden Teil weder drücken, noch beengen. Für eine hohe, ja die gröfste Gewichtsleichtigkeit, in welcher der Goldschmuck hergestellt werden soll, gibt das Material selbst Fingerzeige. Bei den Antiken finden wir durchweg diese Eigenheit des Goldes besonders verwertet, und die gröfsten und prachtvollsten Kränze, Diademe, Ohrringe und anderweitigen Schmucksachen sind von einer Leichtigkeit, die demjenigen, der den Schmuck nach seinem Materialwert zu schätzen gewohnt ist, gewifs höchst unbegreiflich vorkäme. Wie ungeheuer tief unsere Kunstindustrie gegen früher gesunken ist, kann man namentlich an der durchgängig Mode gewordenen Art und Weise sehen, wie die Gegenstände aus edlen Metallen geschätzt und angepriesen werden, jener Art und Weise, die weitaus den gröfsten

Nachdruck auf den Materialwert legt, und die Façon, den eigentlichen Kunstwert, kaum nebenbei erwähnt.

Schliefslich noch die Untersuchung, in welcher äufseren Erscheinung das Gold am meisten seiner schmückenden Bestimmung entspricht. In der Natur ist ein reiches Schmuckkästchen das ganze Jahr hindurch offen vor die Augen der Menschen hingestellt. Der Frühling mit seinen tauigen Gräsern und den dunkelgrünen Wiesenplanen, der Sommer mit seinen Blüten und Blumen, der Herbst mit den reifenden Früchten, selbst der Winter mit den reifumzogenen Zweigen, wechseln ab in der Aufgabe, die Erde zu einem fortwährenden Festsaal zu gestalten. Vergleichen wir all diese Dekorationsversuche der Natur, so haben sie miteinander das Gemeinsame, dafs der Schmuck stets mit einem leichten Reife, einer Art tauiger Patina überdeckt und überzogen ist, nach deren Verwischung das Objekt, es sei Blume oder Frucht, es sei ein betauter Grashalm oder ein weifsgereifter Ast, den Charakter seiner natürlichen Ursprünglichkeit und Frische verliert. Wie lockend und reizend ist die frischgepflückte Frucht vom Baume oder Weinstock, wie ansprechend die noch wie mit feinem Blütenstaub überdeckte Blume und Blüte! Man streife diesen zarten Überzug weg, und die Farben werden nicht besser, aber das Aussehen des Ganzen wird unendlich gemeiner. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Golde und seiner Verwendung. Dasselbe hat eine so reine Farbe, einen so eigentümlichen, matten Schimmer, dafs es in dieser Beziehung mit den schönsten Produkten verglichen werden kann, womit der Herbst die Bäume und der Sommer die Pflanzen schmückt. Der durch Politur hergestellte Glanz des Goldes erhöht dessen Wert so wenig, wie das Abstreifen des zarten Taues von der gepflückten Frucht. Zudem liegt hierin noch ein anderer Nachteil. Der helle Glanz hebt alle feine Modellierung auf und macht sie gröfstenteils unsichtbar. Ein Vergleich mit Kunstprodukten aus Messing wird dies noch klarer stellen. Gegenstände aus Messing erfordern immer ein gewisses Körpervolumen, dessen Massenhaftigkeit gerade dadurch, dafs man dasselbe blank poliert, verschwindet, indem sie durch die verschiedenen Lichtreflexe zerteilt und in kleinere Streifen zerlegt wird. Was beim Messing und seinen gröfsern Massen von Vorteil, kann beim Gold und seinen zarteren Bildungen nur von Nachteil sein. Ganz blank und glänzend polierte Goldprodukte stellen sich demnach, wenn sie massiver gearbeitet sind, dem Messing gleich, erniedrigen sich also oder lassen ihre feinere Durchbildung und plastische Formgebung

durch die vielen sich kreuzenden Glanzlichter unsichtbar werden und nicht zur Geltung kommen, vernichten also das gerade, was am höchsten zu schätzen ist, die künstlerische Form. Dagegen kann eine vernünftige Verbindung des matten Goldkörpers mit einzelnen polierten Glanzstreifen die schönsten Wirkungen haben. Diese Glanzlichter sind dann selbst für sich Schmuck auf der goldenen Unterlage, wie der sich auf dem Flügel des Schmetterlings spiegelnde Sonnenstrahl. Im ganzen Altertum ward diese Art, das Gold zu bearbeiten, gekannt und geübt, und wenn einerseits der matte Grund sogar durch eine Art ganz eigener, erst jüngst wieder entdeckter Körnung hergestellt wurde, dienten stellenweise angebrachte Lichter dazu, eine sonnenfarbige Abwechslung in das Kunstgebilde zu bringen.

Den nächsten Platz nach dem Golde nimmt das Silber ein. Es steht in allen Beziehungen, welche das Gold auszeichnen, demselben nach, findet sich viel häufiger, ist daher bedeutend wertloser, hat nicht jene absolute Elasticität und Dehnbarkeit, wie das Gold, dagegen aber eine der Farbe des Goldes in ihrer Weise durch sanften Glanz fast gleichkommende weifse Farbe. In Bezug auf das Gold gilt es als Hinter- und Untergrund, worauf dasselbe als Schmuck sich geltend macht; für tieferwertige Metalle, Kupfer, Eisen u. s. w., nimmt es oft allein, oft gemeinsam mit Gold dessen Bedeutung als Schmuckmittel an.

Das eigentliche Feld jener Verwendung findet das Silber in der Gefäfs- und Gerätebildung. Hiezu eignet es sich durch seine Bildsamkeit und durch seinen matten reinen Farbenton, der die Konturen und Umrisse der Figuren in voller Wirkung erscheinen läfst.

Die Gefäfse und Geräte aus Silber bildeten früher in jedem ansehnlichen Hause einen besondern Schatz, deren Kunstwert noch immer ein bedeutender ist trotz der Handwerksmäfsigkeit, der den meisten dieser Gegenstände aus dem 16. Jahrhundert anhängt, weil sie eine Eleganz zeigen, von der wir heutzutage noch weit entfernt sind.

Die ältesten uns erhaltenen Silbergegenstände zeigen regelmäfsig noch eine besondere Verzierung durch Vergoldung. Fragt man nach der Art der Anwendung dieser Vergoldung, so ergibt sich aus dem bereits Gesagten, dafs das dekorative Beiwerk vergoldet erscheinen, während der Grund den Silberton beibehalten soll.

Endlich tritt das Silber als Ersatz des Goldes als selbständiges Schmuckmittel auf. Da es aber die grofse Dehn-

barkeit und Gefügigkeit des Goldes nicht besitzt, so hat sich das Silber in dem Filigran einen besondern Schmuckstil geschaffen. Diese zierlichen, durchsichtig zusammengeflochtenen Fadengewinde sind ungemein leicht und geben einen Fingerzeig, in welcher Weise die Kunst das Material vergeistigt, wenn sie demselben nach allen Seiten seiner Eigentümlichkeiten hin gerecht zu werden versteht.

Nach J. Stockbauer.

137. Die Verklärung durch die Industrie.

Es ist doch ein eigenes Ding um die Industrie; ihren Jünger schreckt keine Schwierigkeit, keine Ferne, kein Ansehen der Dinge, keine Herkunft. Es ist, als ob ihre Stimme überall die tröstenden Worte riefe: „Lasset das Kleine, das Unbedeutende zu mir kommen; ich will es verklären!"

Nicht um Perlen und Edelsteine dreht sich die Industrie, nicht um Gold und Silber. Um das Niedrige bewegt sie sich, um den schmutzigen Tabak, den unscheinbaren Flachs, die flockige Baumwolle, die schmutzigen Kohlen, das gemeine Eisenerz, die niedrige Zuckerrübe und ähnliche Gebilde der Erde. Aus niedrigem Staube fließt die Quelle des Reichtums, Millionen Hungernde speisend, Millionen Dürstende tränkend, Millionen Nackende kleidend. Die Industrie bleibt bei dem Niedrigen nicht stehen; sie steigt auch zu dem Verachteten hinab. Des Bettlers Lumpen werden in der Hand des Papierfabrikanten zu einem wertvollen Artikel. Unter stolzen Gebäuden ruhen sie sorgfältig geschützt, wie liebe Freunde, ihrer künftigen Verklärung zu milchweißem Papier harrend. Neben den feinen Lumpen ruhen auch grobe, wollene. Ihnen ist ein anderes Schicksal bestimmt. Entweder düngt man mit ihnen die Äcker, um sie in kostbaren Saaten wieder auferstehen zu lassen, oder man verwandelt sie wieder zu Geweben. Zu diesem Ende läßt man die wollenen Lumpen auf einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen Maschine wieder aufhaspeln, um sie nun als neue Wolle an die Tuchfabriken zu verkaufen. Eine wunderbare Verwandlung muß mit ihr vorgegangen sein; denn während der Zentner wollener Lumpen nur einen Wert von 2 bis 3 ℳ besaß, ist er plötzlich auf 20—30 ℳ gestiegen, wenn man gut gesichtet hatte. Kein Wunder; aus den aufgehaspelten wollenen Lumpen entstehen wieder schöne neue Kleider, neue prächtige Wolldecken u. s. w. Wer weiß, ob uns nicht schon im Leben ein ähnliches Kleid schmückte, das, einst kaum die Blöße des Bettlers deckend, uns noch mit stiller Freude erfüllte. So sammelt die Industrie die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme, und verklärt sie in ewigem Kreislaufe. Selbst die Abfälle der Kunst-

wolle finden noch ihre Verklärung in den Fabrikzweigen der Pappe, der Tuchtapeten, des Filztuches oder des Berliner Blau's.

Dem ährenlesenden Armen gleich sammelt die Industrie sogar Papierschnitzel. Sie weiß wohl, daß im Pfennige der Zehner, im Zehner die Mark steckt, und daß letztere endlich auch in unbeachteten, mit Füßen getretenen Papierschnitzeln zu finden sei.

Zu diesem Zwecke zerstampft sie dieselben zu einem Teige, bringt diesen in Formen, tränkt ihn mit Öl und Leimwasser, trocknet die Form, drechselt sie ab, schleift sie mit Bimsstein, malt und lackiert sie endlich. Wir sind in eine Papiermaché-Fabrik getreten, wie sie sich in Altenburg, Braunschweig, Dresden, Frankfurt a.M., Gotha, Ilmenau, Nürnberg, Offenbach, Schleusingen, Sonneberg u. s. w. finden. Hier feiern die ehemals verachteten Papierschnitzel ihre Auferstehung in herrlichen Dosen und Masken, oft aber auch in Kunstwerken bedeutender Art, wie es zwei herrliche Leuchter im Dome zu Erfurt beweisen.

Eine Kinderpuppe scheint ein unbedeutender Gegenstand der Industrie zu sein; die Bedeutung dieser Fabrikation ist jedoch bei dem erstaunlichen Verbrauche dieses Artikels eine ungeheuere, besonders für viele arme Bewohner unserer Gebirge, namentlich des Thüringer Waldes. Auch hier spielt der Papierteig (in der Herstellung von Puppenköpfen) eine große Rolle. Die unbeachteten Sägespäne gesellen sich als Ausfüllung der Puppenleiber den Papierschnitzeln an die Seite, manche Thräne der Armut durch den leichten Erwerbszweig stillend.

Auch die Hobelspäne besitzen eine gleicherhabene Bedeutung. Auf sie gründete der Mensch die Schnellessigfabrikation. Zu diesem Zwecke häuft er das wertlose Material, den Abfall des Tischlers, in großen Fässern zusammen, setzt ein zweites Faß mit Branntwein darüber, läßt denselben tropfenweise über die Hobelspäne hinweggleiten und gewinnt somit durch dieselben eine ungeheure Fläche auf engem Raume, um dadurch den Spiritus mit der größtmöglichen Menge von atmosphärischer Luft in Berührung zu bringen. Durch solche einfache Vorrichtung zwingt der Mensch den Spiritus, sich mit dem Sauerstoffe der Luft zu verbinden und den herrlichsten Essig auf die wohlfeilste Weise zu liefern.

Noch merkwürdiger ist die Benutzung des Straßen- und Chausseestaubes. Die schönen Blumenampeln, die wir heute in den feinsten Stuben als herrliche und billige Zierden in ihren schönen roten und grauen, oft kunstreich bronzierten und versilberten Formen so gern sehen, sind seine Produkte. Was uns einst als schmutziges Wesen unangenehm in den Weg trat, ist nun im neuen Kleide zum gern gesehenen Freunde geworden. Wie oft wür-

den wir bei gleichem Veredeln des Niedrigen selbst unter den Menschen diese Freude erleben können!

Dem schmutzigen Kote reiht sich der Meerschaum an die Seite. Das aus Kieselerde, Talk, Thon und Eisenoxyd bestehende Mineral wird zu schönen Pfeifenköpfen verarbeitet. Unendlich viel Material ging früher bei dem Bohren und Schneiden desselben verloren. Jetzt benützt man auch den Abfall wieder, indem man aus ihm die unechten Meerschaumköpfe dadurch verfertigt, daß man ihn fein zerreibt, siebt, mit Wasser und irgend einem Bindemittel, namentlich mit Pfeifenthon, zu einem Teige knetet und dann im getrockneten Zustande genau wie den echten Meerschaum behandelt. Es ist dies ein einfaches, seit 1772 bekanntes Verfahren, das wir dem haushälterischen Sinne eines einfachen Bewohners des Thüringer Waldes, Christoph Dreiß in Ruhla, zu danken haben.

Fast jeden Teil eines toten Tieres weiß die Industrie gewissermaßen zu beleben und zu veredeln. Sie bebt nicht vor dem durchdringenden, oft unerträglichen Leichengeruche der Abdeckereien zurück. Ohne die Gedärme des Schafes würden wir keine Darmsaiten, mithin keine Streichinstrumente kennen; der erhebende Genuß der Musik würde einen großen Teil seines melodischen Wohllautes nicht haben. Mit den Häuten gründet sich der Gerber seinen Herd, mit den Flechsen und Sehnen der Leimfabrikant. Was der Weißgerber von seinen Fellen als wertlos und unnütz abschabt, liefert dem letzteren noch gegen 46 % Leim; Rindsfüße und Pergament-Abschnitzel geben noch 62 %, Abschnitzel von Ochsenhäuten aus Buenos-Ayres 60 % Leim. Selbst einen abgenutzten Handschuh verachtet er nicht. Dieser liefert ihm noch mit allerlei Abfällen, z. B. Hammelfüßen, kleinen Knochen, den unbrauchbaren, ihrer Haare beraubten Hasen- und Kaninchenfellen und mit vielerlei Abfällen der Lohgerbereien gegen 42 % Leim. Somit gründet sich wieder auf Abfälle ein neuer wichtiger Fabrikzweig. Ohne den Leim wären gar manche Tischlerarbeiten nicht denkbar, so z. B. keines der herrlichen Mahagonimöbel, welche nur durch Aufleimen der sogenannten Fourniere verfertigt werden können; ohne ihn würde der Buchdrucker seine unentbehrliche, aus Sirup und Leim bereitete Druckerwalze nicht besitzen. Ja, ohne diese Leimwalze würden wir heute noch keine Schnellpresse haben, mit der wir in der Stunde 1000 bis 12000 Bogen zu bedrucken imstande sind, während die Handpresse höchstens 250 Bogen liefert. Die Leimwalze ermöglichte erst ein Arbeiten mit der Schnellpresse.

Die Industrie läßt nicht einmal das Stückchen Leder umkommen, das eben als unbrauchbar vom Tische des Schuhmachers fiel. Ist es noch groß genug, so verfertigt sie aus ihm noch einen brauchbaren ledernen Knopf, indem sie ihm durch eigene Schneid-

maschinen seine Gestalt, durch Pressen sogar den Anblick des Künstlerischen in dem darauf gepreßten Bilde verleiht. War das Stück zu klein, dann übernimmt es mit Vergnügen die Berlinerblau-Fabrik. Ihr kommt es nicht auf die Größe des Abfalls, sondern lediglich auf diesen selbst und seine Billigkeit an. Sie glüht den tierischen Stoff mit Pottasche, laugt das Verbrannte aus, versetzt die Lauge mit Eisenvitriol und Alaun, worauf sich das kostbare Blau erzeugt, das seine Herstellung dem Stickstoffe des tierischen Stoffes verdankt. Was einst der Mensch als Abfall mit Füßen trat, dient nun in der Kattundruckerei als wichtiges Farbmaterial zu Blau und Grün, ebenso in den Färbereien der Seide, Wolle und Baumwolle, um nun im neuen, geschmackvollen Kleide den Menschen zum neuen Menschen zu machen.

Auch um den tierischen Knochen, der früher wertlos auf Wegen und Angern herumlag, streitet sich die Industrie noch. Den wertvolleren wünscht wieder der Knopffabrikant; jeder andere ist dem Zuckerfabrikanten recht. Ohne das schwarze Knochenmehl würde er den bräunlichen Zuckersaft nicht zu klären, keinen Raffinadezucker zu liefern imstande sein. Mit dem Beginne der Zuckerfabrikation kam also ein Artikel zur Geltung, den vorher nicht einmal ein Hund mehr angesehen hatte. Die Knochen, die vorher in Dörfern und auf Angern unbeachtet umherlagen, waren auf einmal gesuchter als wertvolle Erze. Nicht nur die Straßen, sondern auch die Kirchhöfe wurden nun von den Knochensammlern abgesucht. Kein Wunder, wenn plötzlich manchem der Appetit nach Zucker verging; man lebte dazu anfänglich noch in dem Wahne, daß eine unmittelbare Umwandlung der Knochen in Zucker stattfinde und wußte nicht, daß er nur zur Klärung des Zuckersafts verwendet wird.

Das Knochenmehl bildet auch einen wesentlichen Bestandteil unserer unentbehrlichen Stiefelwichse; mit ihm erzeugt die zugesetzte Schwefelsäure, da das Knochenmehl aus phosphorsauren Kalkteilen besteht, den schwefelsauren Kalk, d. h. Gips. Dieser ist es, der dem Leder den Glanz durch Bürsten verleiht. Sirup und Öl sind nur dazu da, um das Leder geschmeidig zu erhalten.

Seit Jahrtausenden sendete uns Afrika seinen Salmiak. Tausenden von Brustkranken half er wieder auf die Füße. Und was war er? Nichts als ein Produkt des Kamelmistes. — Wenn die feine Dame im feinen mit Türkischrot gefärbtem Kleide stolz durch den glänzenden Salon der hohen Gesellschaft ging, wem hatte sie zum Teil das schöne Aussehen ihres Purpurkleides zu danken? Dem Kuhmiste! Nur auf ihm beruht die Türkischrotfärberei. Der feine Kamm, den sie zu gleicher Zeit im künstlich geflochtenen Haare trug, zierte einst als Horn das Haupt eines

Ochsen. So ruht selbst im Verachteten ein Mittel, das zur Gesundheit verhilft und Schönheit und Glanz verleiht.

Wohin wir auch im Gebiete der Industrie blicken, überall tritt uns das Bild der Verklärung des Niedrigen entgegen, den Geist erhebend und belebend.

Wie es auf dem Gebiete der Industrie ist, so ist es auch in der Natur. Nichts geht in dieser verloren, kein Stäubchen, kein Tropfen, kein Hauch, keine Kraft. Kein Atemzug ist umsonst; denn die ausgehauchte Kohlensäure wird aus der Luft wieder mit dem Regen niedergeschlagen, um noch als Pflanzennahrung zu dienen. Keine Zigarre vermag der Raucher zu vernichten; sie muß verbrannt als neue Kohlenstoffverbindung wie die ausgehauchte Kohlensäure dienen. Kein Blitz kann durch die Luft zucken, ohne zu nützen; er muß aus dem Stickstoff und Wasserstoff der Luft Ammoniak bilden. Wenn wir dasselbe auch kaum ahnen, führt es der Regen den Pflanzen doch als neue, wichtige Quelle des unentbehrlichen Stickstoffs, als Nahrung zu. Keine Blume kann nutzlos durch die stille Nacht ihre Balsamdüfte senden; sie müssen der Pflanze wieder zu gute kommen. Wohin wir uns auch wenden, der Stoffwechsel, die Umgestaltung der Stoffe macht alles gleichsam wieder zu Geld, das Kleinste, das Unbedeutendste. Dadurch erhält sich die Welt im ewigen Gleichgewichte, in ewiger Harmonie. Jedes Teilchen erhält dadurch sein Anrecht auf Thätigkeit, Leben und Unsterblichkeit. In das Große eingreifend, muß diese ewige Umgestaltung das Ganze vermehren, und wär's auch nur ein Tropfen, der sich ins weite Meer versenkte; mit ihm verbunden, feiert er in der Majestät und Herrlichkeit desselben seine eigene Verklärung.

L. Sch. nach Karl Müller.

138. Handwerk und Wissenschaft.

Als sich die Engländer auf der Insel Tschusan festgesetzt hatten, bedurfte ein englischer Offizier einer neuen Uniform. Der Regimentsschneider war nicht zu haben; nur ein chinesischer Schneider stand zu Diensten. Ihm ward der Auftrag, eine neue Uniform zu fertigen, und als Muster eine alte Uniform mit einem Flicken auf dem Rücken gegeben. Der Chinese entledigte sich seines Auftrages sofort und lieferte nach kurzer Zeit das neue Kleidungsstück. Der Meister hatte sich vollständig an sein Muster gehalten; denn siehe da, er hatte auch den Flicken auf dem Rücken nicht vergessen. So erzählten die Zeitungen zur Zeit des chinesisch-englischen Krieges als Probe chinesischer Weisheit.

Wir brauchen wahrlich nicht nach China zu gehen, um solches Handwerk aufzusuchen. Unser tägliches Leben bietet von der Hand-

werksmäßigkeit in Künsten und Gewerben, im Haus und auf der Straße leider mehr, als wir auf den ersten Blick ahnen. Die meisten arbeiten ohne Kenntnis der Gesetze nach einem alten Muster, nach einem alten Rezepte. Der Seifensieder hat es von seinem Lehrherrn, dieser von dem seinigen und so fort. Drei bis vier Jahre hatten sie nötig, zu lernen, notdürftig nach einem alten Rezepte ihre Lauge zu machen, ihren Talg zu verseifen. Keiner von ihnen wußte etwas von Ole-in, Stearin, Glycerin in Ölen und Fetten, von ihren Verbindungen zu Seife mit Alkalien. Keiner lernte das Gesetz kennen, daß Natron eine feste, Kali eine schmierige Seife bildet, daß das Bleipflaster des Apothekers ebenfalls nur eine Seife ist, welche aus den Stoffen des Öles und aus Bleioxyden gebildet wird. Jeder arbeitete fort nach seinem Rezepte, und es ging alles gut, wenn die Bestandteile dieselben waren. Eine geringe Abweichung aber stürzte den armen Handwerker in die größte Verlegenheit.

Ich habe gesehen, daß ein Seifensieder in Verzweiflung geriet, weil seine Seife nicht im eisernen Kessel jene schwarzen Streifen freiwillig annahm, welche der Seife das bekannte marmorartige Ansehen verleihen und vom Publikum als Merkmale einer guten Seife so oft angesehen werden. Er hatte in der weißen Seife in der That unbewußt eine reinere geliefert; aber seine Kunden, vom Vorurteil befangen, verschmähten sie, und gingen fort, um die schlechtere, marmorstreifige anderswo zu kaufen. Der Arme hatte das Zusehen; denn er wußte nicht, daß die schwarzen Streifen nur von Schwefeleisenverbindungen herrührten, die sich aus schwefelhaltigen Bestandteilen der Lauge bildeten, und die er sich künstlich hätte bereiten können. So betrog sich die Hausfrau selbst, und der Seifensieder kam um die Kundschaft. Auch jener Lithograph wußte es nicht, daß sich, wo man mit Braunkohlen heizt, aus den schwefelsauren Salzen derselben Schwefelwasserstoff bildet, und daß dasselbe mit Bleisalzen schwarze oder braune Schwefelbleiverbindungen liefert. Er legte darum unbekümmert sein mit kohlensaurem Bleioxyd (Bleiweiß) gefertigtes Pergamentpapier in seine geheizte Arbeitsstube, und — nach mehreren Monaten war es, weil braun, unbrauchbar geworden. Sein Geld war dahin. Wohl dem Maler, der noch rechtzeitig lernte, daß man in Städten, wo man mit Braunkohlen heizt, selbst kein Ölbild in gutem Zustande zu halten vermag, da die Bleifarben desselben sich stets mit dem Schwefelwasserstoffgase der verbrannten Braunkohlen, namentlich der sogenannten Knorpel, zu schwärzen pflegen. Auch der Buchbinder hätte von ihm hinsichtlich seiner eleganten französischen, mit Bleiweißpapier ausgestatteten Schreibmappe lernen können. Ohne Kenntnis der Naturgesetze waren sie,

wie jeder Mensch, tausend Zufälligkeiten in die Hand gegeben, und viele büßten Geld ein infolge dieses Mangels an naturwissenschaftlichen Kenntnissen.

Aber halt! da kommt ein Mann, der die Gesetze kennen wird. Ist es doch unser vielgesuchter Uhrmacher, der die ganze Welt auswendig weiß. Richtig! Er erzählt dem Physiker freudig, daß er eben eine Wage zustande gebracht habe, wie sie genauer wohl nicht zu treffen sei. Es verlangt uns, sie zu sehen, und da steht das Wunderwerk mit einem Zünglein, welches genau im Schwerpunkte des Wagebalkens angebracht ist. Der Physiker schaut dem Manne ins Gesicht, als ob er sehen wollte, ob's auch wirklich richtig darin stehe. Ja, es ist richtig darin, nur nicht in der Wage. Lieber Freund, sagt der Physiker, eine Wage ist unbrauchbar, wenn sie zu richtig ist; eine solche steht wie festgenagelt im Schwerpunkte. Sie soll aber einen Ausschlag geben, soll balancieren, und das erreicht man, wenn das Zünglein dicht unter, aber nicht in dem Schwerpunkte sich wiegt. Das hätte man wissen sollen. Ich empfehle mich. Seine Zeit ist dahin und sein Geld. Aber — Probieren geht über Studieren, sagt man ja. Wie viel Zeit hätte er sparen können durch die Wissenschaft!

Wie mag es denn mit jenem Schlosser stehen, welcher die Welt mit kostbaren Brückenwagen versorgt, mit jenen Dezimalwagen nämlich, auf welche man sogleich mit beladenen Wagen fährt? O, lieber Freund, der Mann „räuspert sich zwar gewaltig und spuckt"; nichtsdestoweniger arbeitet aber auch er nach einem alten Rezept. Eine Zwanzigpfund-Wage ist sein Modell. Verlangt man eine Vierzigpfund-Wage, so wird er alle Teile des Modells noch einmal so lang machen und in gleichem Verhältnis immer länger, je schwerer die Wage zu tragen haben soll. Somit könnte wirklich der Fall eintreten, daß seine Brücke bei mehreren tausend Pfund Belastung recht gut als Brücke über den Rhein dienen könnte, da der gute Mann nichts von Hebelkraft, nichts von mechanischen Verhältnissen, sondern nur von Maschinenteilen weiß. Er wird euch genau nach seinem Modelle, wie der Schneider aus China, Stück für Stück zusammensetzen. Die Maschine wird gut oder schlecht werden, je nachdem sein Modell war. Darüber hinaus wird er nichts Neues schaffen; denn da er nichts von Gesetzen weiß, wird er auch nichts selbst erdenken, selbst bauen nach eigenem Riß. Er ist ein Handwerker mit dem Maßstabe in der Hand, nicht mit dem Naturgesetze im Kopfe. Da wird eine Wage wie die andere. Ist die erste gut, so sind auch die übrigen gut und umgekehrt. An einen Fortschritt aber ist dabei nicht zu denken. Fehlt's ihm wo, nun, dann wird's ihm wie dem Seifensieder gehen. Dann geht Probieren über Studieren.

Jener „Zeugarbeiter“ mit seinen Mühlen ist nicht besser. Da folgt ein Nagel wie der andere, ein Brett wie das andere. Wie sollte es auch anders sein? Ohne Naturgesetz keine Freiheit der Bewegung! Sie sind und müssen alle Knechte ihrer Unwissenheit sein, während der Kundige, wissenschaftlich Gebildete ruhig an das Wasser tritt, das Gefälle berechnet, ruhig die zu leistende Aufgabe betrachtet und darnach alle gegebenen Verhältnisse so benutzt, daß die Mühle das Höchste leisten muß, was sie unter den gegebenen Bedingungen leisten kann. Aber dazu gehört freilich mehr. Da gibt es an Zentrifugalkraft, Zentripetalkraft, Tangentialkraft, an Zerlegung der Kräfte u. s. w. zu denken. Das sind freilich den meisten Handwerkern „spanische Dörfer.“ Wissen sie doch kaum, was das Wort Mechanik sagen will!

So bleiben sie Knechte ihrer eigenen Unwissenheit. Daher kommt es, daß schamlose Betrüger ihnen ihr Geld bei sehenden Augen aus der Tasche ziehen, ohne daß sie es merken. Liefern nicht die Zeitungsblätter die Beweise „fuderweise“ dazu mit Quacksalbereien, Rheumatismusketten, welche oft keinen Funken von Elektricität in sich tragen? Jeder pfiffige Zigeuner wird noch alle Tage sein Glück machen können.

Und woher dies alles? Weil die meisten nur nach der Form, nach dem Rezepte und nicht nach dem Gehalte fragen. Wir haben den chinesischen Schneider auf den Straßen, in den Häusern, in den Fabriken, in den Gewerken. Wir haben ihn unter den Bauern, welche die Jauche in den Straßengraben laufen lassen, während sie auf ihrem Acker eine Goldtinktur sein würde. Wir haben ihn in den Gemeinden, welche ihre Wälder für faule Kapitalien halten und somit von den Bergen schlagen, um in einigen Jahren nutzlose Felsen, versandete Flüsse und Weiden, leere Gemeindekassen, Not über Not dafür zu haben. Wir haben ihn im Tüncher, welcher die Stube mit dem arsenikhaltigen Schweinfurter Grün übermalt, um damit die Familie langsam zu vergiften. Weiß er doch nicht, daß sich in feuchten Stuben eines der giftigsten Gase, das Arsenikwasserstoffgas, daraus entwickelt!

Wir haben den Handwerker überall, wo man nur nach altem Herkommen, nicht nach eigener Einsicht in die tiefen, aber einfachen Naturgesetze handelt. Wir haben den Handwerker bis in unsere Küche, und viel, sehr viel wäre darüber zu sagen, daß Studieren über Probieren gehe. Doch die Welt drängt vorwärts. Die furchtbar anwachsenden Bedürfnisse der Menschheit werden auch hier als bester Hebel den alten Sauerteig ausfegen, den Menschen zu geistigerem, seiner würdigerem Streben vorwärts treiben, wenn er auch nicht wollte. Mancher zarte Keim, namentlich unter den Maschinenarbeitern, Papierfabrikanten, Müllern u. s. w. ist schon

aufgegangen, unterstützt durch die edlen Bemühungen wissenschaftlich Gebildeter.

Darum raffe dich auf, junger Mann, benutze jede Gelegenheit, um zu lernen, einen guten Vortrag aus dem Gebiete der Naturwissenschaften zu hören, frage nach einem lehrreichen Buche, das die Gewerbe behandelt, und denke und beobachte bei deiner Arbeit!

Nach Karl Müller.

139. Die Kunst im Gewerbe.

Kunstgewerbe oder Kunstindustrie nennt man die Verbindung der Kunst mit dem Gewerbe. Man versteht unter Erzeugnissen der Kunstindustrie diejenigen, welche ihrem Wesen nach für einen praktischen Zweck bestimmt sind, deren Formen jedoch durch die Kunst so veredelt sind, daß sie zugleich als Kunstwerke betrachtet werden müssen, wie z. B. gewisse Möbel, Gefäße, Prachtgewänder u. s. w.

In alter Zeit bestand kein Unterschied zwischen Handwerkern und Künstlern. Was wir jetzt Künstler nennen, war nur ein höher entwickelter Handwerker, und in der That hat auch noch heute jeder Künstler unendlich viel Handwerk notwendig; wer die Ausbildung in demselben vernachlässigt, besitzt nicht die Mittel, seine idealen Gedanken auszusprechen. Im Altertum, im Mittelalter und selbst noch bis in die Anfänge unseres jetzigen Jahrhunderts war jeder bessere Handwerker bestrebt, die Erzeugnisse seines Gewerbes künstlerisch auszubilden, teils weil er selbst mehr Freude daran hatte, teils um sie leichter und besser verkaufen zu können. Erst seitdem ging das Bestreben der Veredlung, auch der gewöhnlichsten Dinge, durch die Kunst fast gänzlich verloren.

Die Industrie mit ihren Maschinen nahm den Handwerkern einen großen Teil der Arbeit ab. Mit Hilfe von Maschinen können alle Produkte viel schneller und billiger hergestellt werden als durch Menschenhände. Die Handwerker mußten daher, um die Konkurrenz nur einigermaßen aushalten zu können, bei ihren Arbeiten auf allen Schmuck und oft selbst auf die Solidität verzichten, und so kam es schließlich dahin (und die schlechten Zeiten nach den verheerenden Kriegen Napoleons I. begünstigten diese Richtung), daß man auf allen Gebieten der Industrie und der Gewerbe und sogar auf demjenigen, welches die Herstellung von Schmucksachen aus Gold und Edelsteinen besorgt, nur nach Billigkeit, ohne Rücksicht auf Geschmack, strebte, daß infolgedessen alle Fabrikate über die Maßen schlecht wurden.

Das war besonders in Deutschland der Fall, während man in England die Solidität und in Frankreich die Eleganz der Form

nie ganz aus dem Auge verlor. Daher kam es, daß vor einigen Jahrzehnten in Deutschland nur englische und französische Ware geachtet, in großen Massen aus diesen Ländern bezogen und dadurch der Nationalreichtum immer mehr geschädigt wurde. Im Jahre 1851 wurde auf Veranlassung des Prinz-Gemahls von England die erste allgemeine Industrieausstellung zu London veranstaltet. Hierbei stellte es sich klar heraus, daß die Erzeugnisse der Franzosen die schönsten waren, beim Publikum am meisten Beifall fanden und den Weltmarkt beherrschten, und daß infolgedessen die Industrie für das Land eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes ward. Die praktischen Engländer sahen sofort die Wichtigkeit der Sache ein. Sie erkannten auch bald, daß der französische Geschmack ein hohler sei, daß das Übergewicht, welches ihnen die Geschicklichkeit ihrer Arbeiter, der erfinderische Sinn ihrer Künstler gab, leicht zu übertreffen sein müsse. Sie beschlossen daher aus volkswirtschaftlichem Interesse, einen Wettkampf auf dem Gebiete der Kunstindustrie mit den Franzosen aufzunehmen.

Es wurde zu dem Zwecke eine eigene Behörde eingerichtet. Man strebte zunächst dahin, einen Stamm erfindender Musterzeichner und geschickter Arbeiter zu bilden und den Geschmack derselben auf eine gesunde Grundlage, auf das Studium der besten Erzeugnisse der früheren Kunstperioden aller Länder, zu stellen und zugleich das Interesse und den Geschmack des Publikums auf diese Richtung hinzulenken. Als Mittel dazu errichtete man durch das ganze Land hin eine große Anzahl gewerblicher Schulen, in welchen besonders das Zeichnen gelehrt wurde, und in London, als dem Mittelpunkt, neben der Schule zugleich eine große Sammlung mustergültiger Gegenstände verschiedenster Art aller Zeiten und aller Völker. Daran schloß sich noch die Belehrung durch Vorträge und Schriften. Dies ist der Grundgedanke des Kensington-Museums zu London, welches im Laufe der Jahre sich in großartigster Weise entwickelt hat. An dasselbe schließen sich noch mehrere kleinere Museen in verschiedenen Städten des Landes an.

Der günstige Einfluß dieser Einrichtungen war schon nach wenigen Jahren sichtbar. Entstanden in England in unmittelbarem Anschluß an das Museum doch sogar einige ganz neue Industriezweige, welche jetzt zu hoher Blüte gelangt sind. Schon auf der Ausstellung vom Jahre 1862 und noch mehr auf jener vom Jahre 1867 trat die englische Industrie der französischen konkurrenzfähig gegenüber, und die Statistik weist nach, daß seit dieser Zeit die Einfuhr kunstgewerblicher Gegenstände nach England sich wesentlich verringert, ja sogar eine Ausfuhr derselben nach Frankreich begonnen hat.

Nun begannen die Franzosen für ihre Industrie zu fürchten

und gründeten ihrerseits eine kunstgewerbliche Vereinigung mit einem Museum.

In Österreich gründete Eitelberger im Jahre 1864 das Museum für Kunst und Industrie zu Wien nach dem Muster des Kensington-Museums zu London. Das Hauptgewicht legte er auf die Sammlung mustergültiger Gegenstände, welche nach der verschiedenen Technik, in welcher diese Gegenstände hergestellt sind, in zwölf Gruppen geteilt ist. Daran schließt sich eine große Fachbibliothek, eine ausgezeichnete Sammlung von Ornamentstichen und seit mehreren Jahren auch eine vortrefflich organisierte Kunstgewerbeschule an. Zugleich wirkt das Museum durch öffentliche Vorträge und Veröffentlichung verschiedener Schriften und Kupferwerke.

Einige Jahre später (1867) wurde in Berlin von Privaten das deutsche Gewerbe-Museum gegründet, welches sich im allgemeinen der Anlage des österreichischen Museums anschloß und vorerst seinen Schwerpunkt in eine Schule legte. Unter dem besonderen Schutze des Kronprinzen von Preußen und Deutschland entwickelte sich auch die Sammlung mustergültiger Gegenstände von sehr kleinen Anfängen zu einem sehr bedeutenden Umfang. Eine sehr günstige Gelegenheit zur Vervollständigung und Bereicherung dieser und aller ähnlichen Sammlungen boten die in den letzten Jahrzehnten zahlreichen Ausstellungen, besonders die Weltausstellungen zu Paris, Wien und Philadelphia. Darauf erhielt das Institut durch die kunstgewerblichen Gegenstände, die man aus der Kunstkammer des königlichen Museums damit vereinigte, eine außerordentliche Bereicherung und führt nunmehr die Bezeichnung Kunstgewerbe-Museum.

In Berlin hat das Gewerbe und speziell das Kunstgewerbe eine große Förderung erfahren. Es sei hierbei nur an die königliche Kunstschule, an die verschiedenen Fachklassen des Kunstgewerbe-Museums und an die verschiedenen gewerblichen allgemeinen und Fach-Schulen erinnert, welche in den letzteren Jahren teils seitens der Stadt selber, teils von Vereinen und Innungen ins Leben gerufen wurden, um das Handwerk und den einzelnen Handwerker auf die hohe Stufe vollendeter künstlerischer Technik zu erheben und ihn dadurch unabhängig vom Auslande und dessen Mustern und die deutsche Industrie und deren Erzeugnisse für den Weltmarkt immer fähiger zu machen.

Einige Jahre später (1871) wurde ebenfalls von Privaten das bayerische Gewerbe-Museum zu Nürnberg gegründet. Es legt ein besonderes Gewicht auf die Vorbildersammlung, hält öffentliche Vorträge und hat eine sogenannte „permanente Ausstellung“ und gesonderte Fachschulen für Galvanoplastik, feinen Metallguß ꝛc. Ferner erteilt es auf mündliche oder schriftliche Anfragen, das Pa-

tentwesen und den Muster- und Markenschutz betreffend, kostenfreie Aufschlüsse, arbeitet gegen entsprechende Gebühren Patent- und Gebrauchsmusterschutz-Eingaben und die hiezu nötigen Zeichnungen aus und weist kostenlos die Bezugsquellen für Rohprodukte und Fabrikate aller Art nach. Endlich werden im chemischen Laboratorium Untersuchungen oder Analysen von Mehl, Butter, Margarine ꝛc. gegen geringe Gebühren vorgenommen.

Kurze Zeit vorher oder auch bald nachher wurden ähnliche Institute auch zu Pest, Moskau, Brünn, Mailand, Hamburg, Leipzig, Dresden, Weimar, Danzig, Karlsruhe u. s. w. gegründet. Die Kunstindustrie ist schon jetzt, obgleich noch mitten in der Entwickelung begriffen, ein Faktor von großer Wichtigkeit geworden, mit welchem jeder Staat zu rechnen gezwungen ist. Die moderne Reform der Kunstindustrie ist eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung und gehört ohne Frage zu den glänzendsten Seiten unserer heutigen Kulturentwicklung. Was in dieser Richtung seit 1870 in unserem deutschen Vaterlande in frischem Wetteifer aller beteiligten Kräfte geschehen ist, muß geradezu staunenswert genannt werden.

Zum Teil nach Palms Lesebuch.

C. Aus der Physik und Chemie.

140. Die Kleinmotoren im Gewerbebetrieb.

Als bewegende Kräfte für Gefüge, die man heutzutage wohl kaum als „Maschinen“ bezeichnen würde, benützte man bis zum vorigen Jahrhundert die menschliche und tierische Kraft, die Wasserkraft, den Wind und die Federkraft. Da kam eine neue Kraft — der Dampf — in Verwendung. Durch dieselbe wurde auf dem gewerblichen Gebiete und in unserem ganzen Kulturleben eine große Umwälzung herbeigeführt. Laut pries man das „Zeitalter des Dampfes“, und noch heute spielt der Dampf eine große Rolle. Vor 60 Jahren kam der Schwede Erikson auf den Gedanken, den Dampf durch heiße Luft zu ersetzen, und er baute 1833 die erste Heißluftmaschine; sie entsprach aber nicht der Erwartung, daß sie die Dampfmaschine verdrängen werde. Da diese ohne genügende Aufsicht großen Schaden anrichten kann, da sie ferner nicht überall aufgestellt werden darf, und da sie in kleinerer Ausführung nicht sparsam arbeitet, so machte man den Versuch, brennendes Gas, Petroleum oder Benzin als bewegende Kraft zu verwenden, und der Versuch gelang; es kamen die Gasmotoren in Gebrauch. In neuester

Zeit richten die Gewerbtreibenden, insbesondere die Kleingewerbtreibenden, ihr Augenmerk auf die Elektromotoren und mit Recht; denn diese können fast an jedem Platze: neben, unter oder über der Maschine, der sie Bewegung verleihen sollen, aufgestellt werden; ihre Bedienung ist einfach und ihr Gang geräuschlos; sie sind sehr leicht rein zu halten, und belästigen nicht durch Hitze. Ihr ganzer Mechanismus besteht in der Hauptsache aus einer in zwei Lagern rotierenden Achse, die von dem Magnetgestell umgeben ist, und zum Anlassen und Abstellen genügt schon das Rücken eines Hebels.

Ein Kleinmotor muß, damit er möglichst allseitige Anwendung finden kann, folgende Eigenschaften haben:

1) er muß überall sich aufstellen lassen, selbst in bewohnten Räumen höherer Stockwerke;
2) er muß ohne Explosionsgefahr sein und deshalb keiner Bauerlaubnis bedürfen;
3) er muß sich schnell aufstellen und auseinander nehmen lassen; man muß mit ihm leicht in eine andere Wohnung umziehen können;
4) er muß keine Belästigung für die Umgebung mit sich führen, sei es durch Hitze, Geräusch, Geruch oder fliegende Schmutzteile;
5) er muß keiner besonderen Wartung bedürfen;
6) er muß möglichst billig arbeiten.

Die Kräfte, die man für Motorenzwecke benützt, sind:

1) die Spannkraft der erhitzten Luft in Heißluftmotoren;
2) die Explosions- und Spannkraft brennbarer Gasgemenge in Gas-, Petroleum- und Benzinmotoren;
3) die in der Wasserleitung der Städte zur Verfügung stehende Wasserkraft in Wassermotoren;
4) die Federkraft in Federmotoren und
5) die elektrische Kraft in Elektromotoren.

L. Sch. (Nach Verschiedenen.)

141. Die neuesten Anwendungen der Elektricität.

Die große Leichtigkeit, mit der sich die Elektricität in fast alle anderen Formen der Naturerscheinungen umwandeln läßt, nämlich in Licht, Wärme, Magnetismus und mechanische Bewegung, diese Leichtigkeit macht die Elektricität ganz außerordentlich geeignet, um praktisch verwertet zu werden. Ein Lichtstrahl bleibt stets ein Lichtstrahl; er leuchtet und erwärmt; aber er läßt sich nicht in andere Formen der Naturkraft umwandeln. Ein elektrischer Strom dagegen braucht nur durch getrennte Kohlenspitzen gesendet zu werden, um Licht zu erzeugen; er braucht nur durch Drähte gesendet

zu werden, um Wärme hervorzubringen; um einen Eisenstab spiralförmig herumgeführt, erzeugt er Magnetismus; in die Nähe eines anderen Stromes oder eines Magneten gebracht, bringt er diesen in Bewegung oder kommt selbst in Bewegung; durch eine zusammengesetzte Flüssigkeit gesendet, zerlegt er sie in ihre Bestandteile. Diese leichte Umwandlungsfähigkeit der Elektricität ist einer der Hauptbeweggründe, durch welche dieselbe sich einen immer weiteren Raum in der Technik erobert.

Elektrische Ströme zu erzeugen, ist auf verschiedene Weise möglich. Zwei Metalle, in eine Flüssigkeit gebracht und zu einem geschlossenen Kreise verbunden, geben einen elektrischen Strom. Zwei verschiedene Metalle, in Berührung mit einander gebracht, erzeugen einen elektrischen Strom, wenn man die eine Berührungsstelle erwärmt oder abkühlt. Endlich erzeugen wir elektrische Ströme durch Bewegung, indem wir einen Drahtkreis in der Nähe eines Magnets oder eines elektrischen Stromes in beliebiger Weise bewegen.

Den Hauptanstoß zu der großen Entwicklung der Elektrotechnik in den letzten Jahren gab das Bedürfnis zur allgemeinen Einführung der elektrischen Beleuchtung. Elektrisches Licht hatte man lange schon für besondere Zwecke gemacht. Seine Herstellung war aber umständlich und teuer. Sollte das elektrische Licht aber praktisch verwendet werden, sollte es möglich sein, dasselbe zur Beleuchtung von Straßen, Plätzen und großen Gebäuden zu benutzen, so kam es vor allen Dingen darauf an, die Erzeugung des benötigten elektrischen Stromes bequemer und billiger zu machen.

Das elektrische Bogenlicht entsteht, wenn ein starker, elektrischer Strom zwischen zwei Kohlenspitzen übergeht, die durch eine kleine Strecke erhitzter Luft von einander getrennt sind. Die Kohlen-Enden, zwischen denen das elektrische Licht hervorbrechen soll, müssen stark erhitzt werden. Von den glühenden Kohlenenden reißen sich fortwährend Teilchen ab und fliegen glühend durch die Luftschicht hindurch zu der gegenüberliegenden Kohlenspitze. Dies ist das allgemeine Bild des elektrischen Bogenlichtes.

Das elektrische Glühlicht beruht auf wesentlich anderer Grundlage als das elektrische Bogenlicht. Während bei letzterem die trennende Luftschicht zwischen den beiden Kohlen vom Strom durchflossen und dadurch die Kohlen sowohl, wie die mit Kohlenteilchen versetzte Luftschicht ins Leuchten kommen, ist die Grundlage des elektrischen Glühlichtes die Erwärmung eines vollständigen Leiters durch den elektrischen Strom.

Die Anwendung der Kohle zur Erzeugung von Glühlicht empfahl sich zwar von vornherein durch die erwähnten Vorteile; aber es war sehr schwer, Kohle in so dünne Streifchen zu bringen, wie sie für das Glühen nötig sind, ohne dabei ihre Haltbarkeit

zu beeinträchtigen. Edison, ein Amerikaner, war es zuerst, welcher brauchbare Kohle in dieser geringen Stärke herstellte, und welcher dadurch das Glühlicht für alle Zwecke der praktischen Benutzung geeignet machte und die Anwendung desselben zur Beleuchtung von Stadtteilen im großen lehrte.

Die elektrische Beleuchtung war es zwar, welche den Anstoß zu der erfolgreichen Entwicklung der Elektrotechnik gab; aber man hatte auch schon lange versucht, die Elektricität zur Leistung von Arbeit zu benutzen. Jakobi in Petersburg brachte eine elektromagnetische Maschine in ein Boot, dessen Rad er mit der Maschine in Verbindung brachte. Diese trieb das Boot auf der Newa mit mäßiger Geschwindigkeit fort. Die Arbeitsleistung durch Elektricität ist also eigentlich nichts anderes als eine Übertragung von Arbeit von einer Stelle zu einer anderen, beliebig entfernten.

Die hauptsächlichste Anwendbarkeit dieser elektrischen Kraftübertragung besteht darin, daß eine Kraftquelle dadurch an einer Stelle Arbeit leisten kann, von der sie weit entfernt ist. Es dürfte also diese elektrische Übertragung der Arbeit hauptsächlich dazu dienen, um Wasserkräfte an entfernten Stellen Arbeit verrichten zu lassen. Die Kraft, welche von Wasserfällen und überhaupt von fließendem Wasser zum Treiben von Maschinen benützt werden kann, wird von der Natur in unerschöpflicher Fülle direkt geboten.

Ein anderes Gebiet der Anwendung der elektrischen Kraftübertragung ist folgendes. Alle unsere Maschinen werden hauptsächlich durch Verbrennung von Kohlen getrieben, und man hat deshalb die Kohlen aus den Bergwerken an die betreffenden Stellen zu schaffen, wo sie Verwendung finden. Falls .die Kosten dieses Transportes zu groß werden sollten, wird es sich vielmehr empfehlen, die Kohlen, anstatt sie zu befördern, an den Bergwerken selbst in großen Dampfmaschinen behufs Krafterzeugung zu verbrennen und die Kraft auf elektrischem Wege dorthin zu leiten, wo man sie braucht.

Handelte es sich bei den jetzigen Anwendungen der elektrischen Kraftübertragung nur um die Leistung einer Arbeit an einem bestimmten Orte, der von dem Orte, wo die Kraftquelle sich befindet, mehr oder minder entfernt ist, so haben praktisch zuerst Siemens und Halske in Berlin eine andere außerordentlich wichtige Anwendung der elektrischen Kraftübertragung gezeigt, nämlich zur Fortbewegung von Lasten.

Auf dieser Grundlage beruhen die elektrischen Eisenbahnen, die jetzt in vielen deutschen und außerdeutschen Ortschaften eingerichtet sind. Die Eisenbahn in Lichterfelde bei Berlin,

die erste eingerichtete elektrische Eisenbahn, hat eine Länge von 2,6 Kilometer und wird mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometer in der Stunde bei voller Belastung des Wagens mit 26 Personen befahren. Von den mehrfachen anderweitig neu angelegten elektrischen Eisenbahnen soll hier nur die Bahn in den Steinkohlengruben von Zaukerode bis Dresden erwähnt werden. Die Bahn geht durch einen Tunnel von 700 Meter Länge und dient besonders zur Förderung von Steinkohlen. Die Lokomotive führt 10 Wagen mit 8 Tonnen Gewicht bei einer Geschwindigkeit von 3 Meter in der Sekunde.

Die auf der Hand liegenden Vorzüge einer solchen elektrischen Eisenbahn bestehen in der geringen Abnutzung der Schienen, ferner darin, daß bei einer stehenden Dampfmaschine der Gebrauch an Brennmateral bei weitem geringer ist als bei einer Lokomotive. Dazu kommen aber noch andere Vorzüge. Es ist bei der elektrischen Eisenbahn nicht die kostspielige Anwendung von Tunnels und die Sprengung oder Durchstechung von Bergen in dem Maße nötig wie bei Dampfmaschinen, weil die elektrische Eisenbahn auch geeignet ist, nicht zu hohe Steigungen mit Leichtigkeit zu überwinden. Ein anderer wesentlicher Vorteil ist der, daß sie keinen Rauch entwickelt. Dadurch wird sie besonders zum Betriebe von Staatsbahnen sehr geeignet, ebenso zur Benutzung in langen Tunnels.

Die Anwendung der Elektricität zur Kraftübertragung ist von Siemens und Halske noch in einem anderen Falle ausgeführt worden, der hohe Beachtung verdient. Es handelt sich darum, Lasten senkrecht auf große Höhen zu befördern. Dies wurde bisher zum Teil durch Seilbetrieb bewerkstelligt, indem der Aufzug durch Seile gehoben wird, die über Rollen laufen und von Menschen oder Maschinen gezogen werden. Durch die öftere Beschädigung dieser Seile ist dieser Betrieb ein recht gefährlicher, abgesehen von anderen Nachteilen, die ihm anhaften.

Bei dem Vorhererwähnten kam es wesentlich darauf an, die Anwendbarkeit der Elektricität zu solchen Zwecken im allgemeinen zu zeigen; aber die Kostenfrage bei Anlegung elektrischer Betriebswerke ist die Hauptsache. Und diese gestalten sich bei richtiger und zweckmäßiger Anlage bedeutend billiger als bei der jetzt noch meistens gebräuchlichen Dampfkraft, und man kann nach dem Ausspruche Werner Siemens, des Schöpfers der neueren Elektrotechnik, wohl unbeanstandet behaupten, daß dem elektrischen Strome noch die größte Zukunft bevorsteht und derselbe der Menschheit noch die wesentlichsten Dienste leisten wird. Nach Dr. L. Graetz.

142. Mit Accumulatoren*) betriebene Strafsenbahnwagen.

Diese haben bis jetzt eine allgemeinere Anwendung noch nicht finden können, teils weil sie im Betriebe mehr Umstände und gröfsere Kosten als die Bahnen mit zugeleitetem Strom machen, teils auch weil es früher nicht gelungen war, den Wagen genügend Energie**) für einen langen Betrieb mitzugeben. Trotzdem stehen sie auf der Tagesordnung, weil sie es ermöglichen, die bestehenden Bahngeleise ohne weitere Neueinrichtungen zu benutzen. Da die Technik der Aufspeicherung der elektrischen Energie, wie ja die Elektrotechnik überhaupt, noch in der Kindheit ist, so dürfen wir für die Zukunft noch sehr wesentliche Verbesserungen auf dem Gebiete der Aufspeicherung erwarten, und es wird voraussichtlich die Zeit kommen, in welcher die Wagen auf und ohne Schienen mit aufgespeicherter Elektricität gefahren werden können.

Bei den bis jetzt versuchsweise in Anwendung gekommenen Accumulatorenwagen wird eine Accumulatorenbatterie in den Wagen gestellt, deren Strom die elektrischen Motoren treibt. Als passender Ort für die Unterbringung der Accumulatorenzellen wird der Raum unter den Sitzen benutzt. Zur Einsetzung und Herausnahme der Zellen wird die Seitenwand des Wagens mit Thüren versehen, durch welche die Batterie eingeschoben und herausgenommen werden kann. Die in einem Gestell mit Rollen untergebrachte geladene Batterie setzt man auf einen niedrigen Wagen, welchen man seitlich an den Strafsenwagen heranfährt. Durch eine Handwinde wird dann das Gestell mit den Zellen in den Wagen geschoben, und es kann in gleicher Weise aus demselben gezogen werden.

Nach Arthur Wilke.

143. Das Telephon oder der Fernsprecher.

Durch das Telephon ist unser an Erfindungen und neuen Einrichtungen so reiches Zeitalter abermals um ein Verkehrsmittel bereichert worden, welches noch eine große Zukunft hat.

Dasselbe besteht aus einem Stahlmagneten, der an einem Pole mit feinem Kupferdraht umwunden ist. Dieser Draht, dessen Windungen eine Spule bilden, ist mit einer nicht leitenden Hülle umgeben. Vor dem Ende des Magnets und durch einen geringen Zwischenraum von demselben getrennt, befindet sich ein sehr dünnes Eisenplättchen (eine Membrane) und vor diesem ein hölzerner Deckel, welcher in der Mitte eine trichterförmige Öffnung enthält, an

*) Accumulator = Sammler, Anhäufer. **) Energie = Kraft.

welche auf dem Abgangsort der Nachricht der Mund des Absenders derselben, auf dem Ankunftsorte das Ohr des Empfängers der Nachricht gebracht wird.

Spricht oder singt man nun in die trichterförmige Öffnung, so schwingt das Eisenplättchen mit. Durch das, wenn auch nur in den geringsten Grenzen stattfindende Auf- und Abschwingen des Eisenplättchens wird der Magnetismus des Stabes vermehrt oder vermindert. Jede Schwankung des Magnetismus in dem Stahlmagnet ruft aber weiter in der Drahtspirale, die denselben umgibt, einen elektrischen Strom hervor, welcher in seinem Verlaufe der erregenden Schallwelle vollkommen ähnlich ist, da er mit der Schwingung des Eisenplättchens beginnt, in seiner Stärke steigt und fällt. Dieser Strom setzt sich durch die Drahtleitungen fort, durchläuft am entfernten Orte die Drahtspirale des zweiten Telephons und bringt hier in dem Magnet dieselben Änderungen des Magnetismus hervor, so daß das Eisenplättchen nunmehr durch den Magnet zu Veränderungen seiner Lage, mithin zu Schwingungen veranlaßt wird, welche denen entsprechen müssen, die am ersten Orte durch die Schallwellen erzeugt wurden. Die Schwingungen des Eisenplättchens am zweiten Orte erzeugen dann dieselben Schallwellen, d. h. die gesprochenen oder gesungenen Laute; es wird demnach jeder Ton unserm Ohr vernehmlich, wenn wir das Telephon unserm Ohre nahe bringen. Aber nicht nur einzelne Töne werden auf diese Weise übertragen, sondern auch die menschliche Sprache, ferner volle Akkorde und ganze Musikstücke. Die Töne erklingen ganz in der Art des Echos; man vernimmt die Worte wie aus weiter Ferne, allein nach kurzer Übung so klar und deutlich, daß man jede Biegung der Stimme und aus dieser den Redenden unzweifelhaft erkennt. Die Empfindlichkeit der Eisenplättchen ist so groß, daß sie jeden Laut der in der Nähe geführten Gespräche mitteilen, sobald sie von den Schallwellen erreicht werden.

Der Erfinder des Telephons ist der deutsche Lehrer Philipp Reis (geboren 1834 in Gelnhausen), der seine ersten Versuche in Friedrichsdorf bei Homburg anstellte. Da durch dessen Vorrichtung jedoch nur die Höhe des Tones, nicht aber der Klang übermittelt werden kann, so hat dieselbe eine praktische Verwertung nicht gefunden. Große Verdienste um die Verbesserung erwarben sich der Amerikaner Graham Bell und der Deutsche Siemens, dessen Fernsprecher in der Reichs-Telegraphenverwaltung allgemein zur Anwendung gelangt ist; doch bleibt weiteren Verbesserungen noch ein großes Feld. Vorzüglich richtet sich das Bestreben darauf, die Entfernungen zu erweitern, auf welche man sich durch das Telephon verständigen kann.

Den Fernsprechverkehr vermittelt in größeren Städten ein besonderes Amt. Jede Stelle ist durch eine besondere Leitung aus Stahldraht, welcher an eisernen Ständern über die Dächer der Häuser fortgeführt wird, mit dem Fernsprechvermittlungsamte verbunden. Dieses Amt hat die Aufgabe, die einzelnen Leitungen nach dem jedesmaligen Wunsche der Stelleninhaber miteinander in Verbindung zu setzen, wenn ein Gespräch erfolgen soll.

Die großen Erfolge, welche durch die Erfindung des Telephons erzielt wurden, veranlaßten zahlreiche Versuche, Apparate herzustellen, die in Verbindung mit dem Telephon selbst ganz schwache Geräusche auf weitere Entfernungen vernehmen lassen. Diese Apparate, Mikrophone genannt, haben die Tragweite des Telephons bedeutend vergrößert und sind nicht allein bei Beobachtungen von Erderschütterungen und bei Entdeckung von unterirdischen Wasserläufen erfolgreich angewandt worden, sondern man hat dieselben auch zur Untersuchung der zartesten Laute des menschlichen Organismus benutzt. Nach Schürmann und Windmöller.

144. Die Röntgen-Strahlen.

Gegen Ende des Jahres 1895 wurde von dem Professor Dr. von Röntgen in Würzburg eine bedeutsame physikalische Entdeckung gemacht; es wurde von ihm eine neue Art von Strahlen aufgefunden, die höchst merkwürdige, bisher unbekannte Eigenschaften besitzen. Zum besseren Verständnis seiner Entdeckung muß jedoch einiges vorausgeschickt werden. Vor einigen Jahrzehnten beschäftigten sich die Physiker häufig mit dem Studium der Induktionserscheinungen und besonders mit dem der elektrischen Entladungen im luftverdünnten Raume und in Gasen. Um dieses Studium zu erleichtern, konstruierte der Bonner Mechaniker Geißler besondere, nach ihm benannte Röhren. Diese Geißlerschen Röhren sind mit sehr verdünntem Gas angefüllt, und in den beiden Enden derselben befinden sich Platindrähte (Elektroden) eingeschmolzen. Bringt man die beiden Platindrähte mit den Polen einer Elektricitätsquelle von hoher Spannung in Berührung, so durchsetzt die Elektricität das Gas. Man sieht dann, namentlich wenn das Gas in diesen Röhren sehr verdünnt ist, folgendes: das Gas in den Röhren bleibt fast vollkommen dunkel; nur gegenüber der negativen Elektrode erscheint auf den Röhren ein mit gelbem, grünem oder bläulichem Lichte leuchtender Fleck, der „Fluorescenzfleck“. An diesen von dem negativen Pole ausgehenden Strahlen, den Kathodenstrahlen, wurden von Hittorf, Professor der Physik an der Akademie zu Münster, zwei Eigenschaften wahrgenommen, nämlich: die Kathodenstrahlen pflanzen

sich nur geradlinig fort; dann, sie leuchten selbst nicht, bringen aber an den Wänden der Röhre Fluorescenzerscheinungen hervor.

Beim Studium dieser merkwürdigen Kathodenstrahlen machte Röntgen seine große Entdeckung. Er umkleidete nämlich eine Hittorfsche Röhre mit einem Gehäuse von schwarzem Karton, der so dick war, daß vom Sonnenlichte keine Spur durchdrang. In der Nähe der Hittorfschen Röhre befand sich ein mit Bariumplatincyanür bestrichener Schirm. (Ein solcher Schirm hat die Eigenschaft, weiß zu leuchten, sobald er von Licht- oder Kathodenstrahlen getroffen wird.) Nun schickte Röntgen durch die mit dem undurchsichtigen Karton umkleidete Hittorfsche Röhre einen starken Induktionsstrom. Jedesmal, wenn die Elektricität durch die Hittorfsche Röhre hindurchdrang, leuchtete der Schirm auf. Die Strahlen, die dies verursachten, mußten den schwarzen Karton durchdrungen haben. Dem menschlichen Auge wurden sie dabei nicht sichtbar. Röntgen stellte fest, daß diese Strahlen nicht von allen Stellen der Hittorfschen Röhre ausgehen, sondern nur von derjenigen Stelle derselben, die von den Kathodenstrahlen getroffen wird. Bringt man zwischen diese Stelle und den leuchtenden Schirm irgend einen Körper, z. B. ein Buch, eine Holz- oder Metallplatte, so zeigt sich ein deutlicher, aber nicht vollkommen dunkler Schatten des Gegenstandes auf dem Schirm. Die Röntgenstrahlen gehen also durch die Körper hindurch, und zwar durch Körper, die für die bisher bekannten Lichtstrahlen ganz undurchdringlich sind.

Aber die Röntgenstrahlen haben noch eine weitere Eigenschaft, die für ihre praktische Verwertung von unabsehbarer Bedeutung ist; sie wirken auf die zur Photographie benutzten Gelatine-Trockenplatten, wie die gewöhnlichen Lichtstrahlen es thun. Man kann die von den Röntgen-Strahlen hervorgerufenen Bilder, wie sie Röntgen zuerst auf dem fluorescierenden Schirm sah, auf der photographischen Platte fixieren. Eigenartig ist bei einer solchen Bilderaufnahme, daß, ganz anders als sonst, die Holzkassette, die die lichtempfindlichen Platten enthält, nicht geöffnet zu werden braucht; die Röntgen-Strahlen gehen durch das Holz hindurch. Wegen dieser Eigenschaft kann man mit ihnen auch, was am meisten Aufsehen und Verwunderung erregt, Bilder von Gegenständen aufnehmen, die rings von undurchsichtigen Substanzen umgeben sind. Röntgen photographierte so einen in einem Holzkasten eingeschlossenen Satz Messinggewichte, eine in einer Holzschachtel befindliche Drahtspule u. s. w. Am meisten aber überraschte die Aufnahme einer Hand, in der deutlich das Knochengerüst zu sehen war.

Diese Erscheinung erklärt sich so: Die Umhüllung, das Holz des Kastens und der Schachtel, die Muskeln und die Haut, die die Handknochen umkleiden, sind für die Röntgen-Strahlen durchgängig, das Metall dagegen gar nicht und die Knochen viel weniger als die Muskeln. (Der Ring an der Hand ist deshalb am deutlichsten sichtbar.)

Für die ärztliche Wissenschaft kann die neue Entdeckung ein Hilfsmittel von unschätzbarem Werte werden, da die Möglichkeit gegeben erscheint, innerliche Vorgänge im menschlichen Organismus mit Hilfe der Röntgen-Strahlen photographisch zu erkennen und so auch den lebendigen Körper innerlich in seinen Veränderungen zu beobachten.

Aus: Illustriertes Unterhaltungsblatt.

145. Die Wunder Gottes in der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre;
ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimm's, und siehe die Wunder der Werke,
die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
den kleinsten Staub fühllos beschau'n?
Durch wen ist alles? O, gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrau'n.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
an meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
ein Gott der Ordnung und dein Heil;
ich bin's, mich liebe von ganzem Gemüte,
und nimm an meiner Gnade teil!

Gellert.

146. Was ist eine chemische Verbindung?

Über keinen Zweig der Wissenschaft herrschen im Volke so wunderbare und sonderbare Begriffe wie über die Chemie. Es gibt Unzählige, die sich vom Sauerstoffe eine Vorstellung machen, als wäre das etwas so Saures, daß einem die Zähne weh thun, wenn man es nur ansieht, als wäre Wasserstoff noch zehnmal nässer als Wasser, und als wäre Stickstoff ein Ding, daß alle Menschen daran ersticken, wenn es nur in die Stube hineinguckt. Und doch hört man die Namen Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff so häufig, daß man meinen sollte, es sei kein Mensch auf der Welt, der diese Dinge nicht in- und auswendig genau kennte.

Was ist denn nun eigentlich Sauerstoff? — Gesetzt, es brächte jemand einem Unkundigen eine Flasche voll Sauerstoff, so würde dieser sicherlich behaupten, es sei eine leere Flasche. Er würde die Flasche schütteln und finden, daß gar nichts darin ist; denn Sauerstoff ist, wie Luft, durchsichtig und farblos. Er würde den Stöpsel aufmachen und hineinriechen, aber auch da nichts finden; denn Sauerstoff ist ein geruchloses Gas. Er würde die Zunge hineinstecken, um daran etwas zu schmecken, aber auch da nicht die Spur entdecken; denn Sauerstoff ist auch geschmacklos.

Aber der Unkundige wird staunen, wenn er durch einige Versuche erst sehen wird, was mit diesem Sauerstoff geschehen kann. Wir wollen ein paar Versuche damit anstellen.

Man nimmt ein Stück Holzkohle und steckt's auf einen Draht, zündet es an, daß es ein wenig glimmt, und steckt es so in die Flasche mit Sauerstoff. Sofort sieht man, wie die Kohle mit wunderbar lebhafter Flamme darin zu brennen anfängt. Zieht man's schnell hervor, so glimmt's wieder nur, steckt man's wieder hinein, so flackert's wieder lebhaft auf, bis die Kohle ganz und gar verzehrt ist. In der Flasche muß also etwas anderes sein als gewöhnliche Luft.

Wie aber, wenn man viele Kohle zu diesem Versuche nimmt? Wird sie immerfort so schön verbrennen? Dies wird nicht der Fall sein. Es wird nur eine bestimmte Masse von Holzkohle in der Flasche verbrennen, und dann ist es aus; denn es ist kein Sauerstoff mehr in der Flasche. Wo aber, muß der Unkundige fragen, ist der Sauerstoff geblieben? Und wo ist eigentlich die Kohle geblieben, die darin rein aufgezehrt worden ist? Und endlich, was ist denn jetzt in der Flasche?

Der Kundige antwortet darauf: „Der Sauerstoff ist nicht verschwunden, und die Kohle ist nicht verschwunden, sondern beides ist noch immer in der Flasche, und zwar ist jetzt in der Flasche

eine neue Luftart, die man Kohlensäure nennt. Diese Luftart besteht aus Kohlen- und Sauerstoff, die sich chemisch verbunden haben."

Gewiß wird der Unkundige hierüber staunen und über das, was man eine chemische Verbindung nennt, eine Aufklärung haben wollen; denn das muß doch ein ganz eigentümliches Ding sein, wenn es schwarze, rußige Kohle mit einer klaren, durchsichtigen Luftart, wie der Sauerstoff, so durcheinander arbeiten kann, daß aus beiden zusammen eine neue Luft wird, die gar nicht ein bißchen rußig ist.

Also, was ist eine chemische Verbindung? — Fast alle Dinge, die man im gewöhnlichen Leben oder in der Natur zu Gesicht bekommt, sind nicht einfache Stoffe, sondern sie sind zusammengesetzt aus verschiedenen Stoffen. Nur einzelne Metalle, wie Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink u. s. w., sind einfache Stoffe, Elemente, und kommen im gewöhnlichen Leben vor. Die Chemie hat sich aber die Aufgabe gestellt, herauszubringen, aus wie viel einzelnen Stoffen die Welt besteht, und hat zu diesem Zwecke alles, was nur zu haben ist, der Untersuchung unterworfen. Bei dieser Untersuchung fand sich dann, daß die vielen Millionen Dinge, die auf der Erde vorhanden sind, nur aus etwa siebenzig einfachen Stoffen bestehen, die in verschiedener Weise miteinander verbunden sind.

Wer in aller Welt würde glauben, daß z. B. Kochsalz aus zwei Dingen besteht, von denen das eine ein Metall und das andere eine giftige Luftart ist; und doch ist es so. Das Metall heißt Natrium und die Luftart Chlor. Diese beiden sind Grundstoffe, die, wenn sie sich chemisch verbinden, Kochsalz werden.

Salz ist also kein Grundstoff. Aber man glaube ja nicht, daß aus Natrium etwa nichts weiter gemacht werden könne als Kochsalz, oder daß das Chlor nur dazu gebraucht würde. Das Natrium verbindet sich mit vielen anderen Stoffen zu ganz anderen Dingen und das Chlor nicht minder. Und so ist es mit allen Grundstoffen; sobald sie sich chemisch mit einem anderen Stoffe verbinden, wird aus ihnen ein ganz anderes Ding, das weder im Ansehen, noch im Geschmack, noch im Geruch den Grundstoffen oder einer anderen Verbindung derselben ähnlich ist.

Wie aber ist es mit der chemischen Verbindung? Wie wird sie bewerkstelligt? Wodurch wird sie hervorgerufen? Kann man alle Dinge in der Welt chemisch verbinden? — Hierauf gibt die Chemie folgende Antwort:

Die etwa siebenzig Grundstoffe oder Elemente haben die besondere Eigenschaft, daß unter gewissen Umständen die kleinsten Teilchen eines Stoffes eine Anziehung ausüben auf die kleinsten

Teilchen eines anderen Stoffes, und dadurch verbinden sich zwei Stoffe durch eine eigene Kraft der Anziehung und bilden in ihrer Vereinigung ein ganz neues Ding, das den Stoffen oft gar nicht mehr ähnlich ist.

Man bezeichnet diese Neigung eines Stoffes, sich mit einem anderen zu verbinden, gewöhnlich mit dem Namen „Verwandtschaft“ und sagt z. B.: „Der Sauerstoff hat eine chemische Verwandtschaft zur Kohle und verbindet sich mit ihr chemisch, um Kohlensäure zu bilden.“ Allein diese Bezeichnung „Verwandtschaft“ führt leicht irre; denn man glaubt, daß die Stoffe, die eine Verwandtschaft zu einander haben, auch untereinander in irgend einer Weise sich gleich oder ähnlich sein müssen, wie das eben im gewöhnlichen Leben bei Verwandten der Fall zu sein pflegt. — Die Sache ist aber gerade umgekehrt: je verschiedener und abweichender die Eigenschaften zweier Stoffe von einander sind, desto lebhafter findet ihre Verbindung statt. Zwei Stoffe, die ihrer Natur, ihren Eigenschaften nach sich ähnlich sind, verbinden sich gar nicht miteinander oder nur äußerst schwer. Eisen und Silber z. B. sind zwei Grundstoffe, die ihrer Natur nach viel Ähnlichkeit miteinander haben; aber sie verbinden sich nicht chemisch miteinander. Dagegen hat Sauerstoff nicht die geringste Ähnlichkeit mit Eisen, und doch verbindet sich unter geeigneten Umständen Sauerstoff mit Eisen und bildet unseren gewöhnlichen Rost, der alles Eisen überzieht, wenn es der feuchten Luft ausgesetzt ist.

A. Bernstein.

147. Die Chemikalien des Kleingewerbes.

Chemikalien finden in den Gewerben mannigfache Anwendung. Viele dieser Stoffe sind giftig oder wirken zerstörend; eine nähere Kenntnis der wesentlichsten Eigenschaften derselben ist daher unstreitig für jeden, der mit denselben zu thun hat, von Nutzen.

Die Schwefelsäure,

die im alltäglichen Leben unter dem Namen „Vitriol“ bekannt ist und in sehr vielen Gewerben Verwendung findet, besteht aus Schwefel, Sauerstoff und Wasserstoff. Sie ist farb- und geruchlos und in konzentriertem Zustande dickflüssig. Läßt man sie in offenen Gefäßen stehen, so zieht sie aus der Luft begierig Wasser an, wird dadurch verdünnt, und nimmt an Masse zu, so daß ein ziemlich volles Gefäß bald überfließt. Deshalb muß die Schwefelsäure in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, wenn sie nicht an Wirksamkeit verlieren soll. Gießt man Wasser in dieselbe, so erhitzt sie sich außerordentlich heftig und verspritzt zum Teil, wodurch

in der Nähe befindliche Menschen und Gegenstände sehr leicht erheblich beschädigt werden können. Darum soll man bei vorzunehmender Verdünnung stets die Schwefelsäure ins Wasser gießen, weil dann die Vereinigung ohne Spritzen erfolgt. Bringt man Schwefelsäure auf die Haut, so zerstört sie dieselbe und erregt brennenden Schmerz. Salz, Kork, Zucker u. s. w. verkohlen durch Schwefelsäure. Leder und Kleidungsstücke macht sie anfangs mürbe; nach längerer Einwirkung derselben zerfallen sie. Furchtbar ist ihre Wirkung, wenn sie mit den zarten Schleimhäuten der Zunge und des Halses in Berührung kommt. Der Genuß von Schwefelsäure verursacht meist unter furchtbaren Schmerzen den Tod. Alle diese Wirkungen der Schwefelsäure beruhen darauf, daß sie mit großer Begierde und unter starker Erhitzung Wasser an sich zieht, also den genannten Stoffen entzieht. Sehr verdünnte Schwefelsäure vermag kein Wasser mehr aufzunehmen, weshalb sie nicht zerstörend wirkt. Immerhin darf sie auf Kleider nicht gebracht werden, weil das Wasser verdunstet und konzentrierte Säure zurückbleibt, welche rote Flecken hervorruft, das Gewebe zerstört und durchlöchert. Die Säure muß man durch sorgfältiges Waschen gänzlich entfernen, oder man betupft die betreffenden Stellen alsbald mit Salmiakgeist, einer alkalischen Flüssigkeit, welche die Wirkung derselben aufhebt. Bei der Aufbewahrung der Säure ist große Vorsicht nötig; sie geschehe in Flaschen mit Glasstöpseln und mit der Aufschrift „Schwefelsäure" an solchen Orten, wo die Flasche nicht zerschlagen wird, und wo Verwechslung durch Unkundige nicht stattfinden kann, also nicht in Werkstätten und Wohnräumen. Gold und Platin werden von der Schwefelsäure gar nicht, Blei wird nur wenig angegriffen; in verdünntem Zustande greift sie auch Kupfer, Silber und Quecksilber nicht bemerkbar an. Kupfer und dessen Legierungen werden durch Abreiben mit Schwefelsäure schön blank; sie dient deshalb als Putzwasser.

Die Salpetersäure,

ein Bestandteil des Salpeters, wird durch Erhitzen mit Schwefelsäure aus dem Salpeter abgeschieden und ist unter dem Namen Scheidewasser bekannt. Das zum Verkauf kommende Scheidewasser ist gewöhnlich mit Wasser verdünnte, meist unreine Salpetersäure. Die farblose rauchende Salpetersäure stößt an der Luft schwache weiße Dämpfe aus. Die meisten Metalle, wie Eisen, Kupfer, Silber und Quecksilber werden von derselben unter Entwicklung rotbrauner, giftiger Dämpfe aufgelöst, nur Gold und Platin nicht. Daher dient Salpetersäure als „Scheidewasser" zum Scheiden oder Trennen des Goldes vom Silber. Sie ist reich an Sauerstoff, welchen sie, auf organische Stoffe (Holz, Kork, Federn,

Wolle) gebracht, teilweise an diese abgibt. Dadurch werden dieselben gelb gefärbt und allmählich zerfressen. Auf der Haut erzeugt die Salpetersäure gelbe Flecken, ja zuweilen Wunden. Beim Verdünnen mit Wasser erhitzt sie sich nicht; auch zieht sie an der Luft kein Wasser an. Man muß sie in Gefäßen, welche mit Glasstöpseln verschlossen sind, aufbewahren, weil sie leicht verdunstet und ihre Dämpfe nachteilig auf die Gesundheit, namentlich auf die Atmungsorgane einwirken. Durch den Einfluß der Sonnenstrahlen wird sie teilweise zersetzt, weshalb man mit Salpetersäure gefüllte Gefäße an dunkle Orte stellen muß.

Die Salzsäure.*) Wird Kochsalz mit Schwefelsäure zersetzt, so entwickelt sich ein farbloses Gas, das stechend sauer riecht und mit dem in der Luft enthaltenen Wasserdampf dicke Nebel bildet. Man nennt es Chlorwasserstoffgas. Leitet man dieses Gas in Wasser, bis dasselbe damit gesättigt ist, so erhält man die wässerige Chlorwasserstoffsäure, eine farblose, sauerriechende und sauerschmeckende Flüssigkeit, die jedoch weniger zerstörend als die bereits genannten Säuren wirkt. In ihrem Verhalten gegen Metalle gleicht sie der Schwefelsäure. Zink, Aluminium und Eisen lösen sich sehr leicht in derselben auf. Sie vermag auch die Oxydschicht zu lösen, welche sich auf vielen Metallen beim Liegen an der Luft bildet und wird deswegen zum Blankbeizen solcher Metalle benützt. Dem Spengler ist sie als „Lötwasser" bekannt. Gießt man Salzsäure auf gepulverten Braunstein, so entwickelt sich, besonders bei gelindem Erwärmen, das durch seine bleichende Wirkung bekannte Chlorgas.

Versetzt man die Salzsäure bis zu $^1/_3$ ihrer Masse mit Salpetersäure, so entsteht eine gelbe, stark nach Chlor riechende Flüssigkeit, die man gewöhnlich „Königswasser" nennt.

Diese zeichnet sich dadurch aus, daß sie auch alle diejenigen Metalle, welche in den gewöhnlichen Säuren nicht löslich sind, zu lösen vermag. Man kann jedoch das Königswasser nicht längere Zeit aufbewahren; darum stellt man es am besten unmittelbar vor dem Gebrauche durch Vermischen von 3 Teilen Salzsäure und 1 Teil Salpetersäure her.

Der Chlorkalk ist eines unserer gebräuchlichsten Mittel zum Bleichen und Reinigen verschiedenartiger Stoffe und wird daher auch Bleichkalk genannt. Er ist eine feste, pulverige Masse von grauweißer Farbe und unangenehmem Geruch.

Man kann den Chlorkalk als mit Chlorgas möglichst gesättigten, gelöschten Kalk betrachten. Damit man ihn zum Bleichen und Reinigen benutzen kann, zerreibt man ihn in einer Schale mit

*) Sie führt diesen Namen, weil man zu ihrer Bereitung das gewöhnliche Steinsalz verwendet.

wenig kaltem Wasser zu Brei, gießt dann 10 Gewichtsteile kaltes Wasser hiezu und rührt das Ganze gut um. Es entsteht dadurch eine milchige, trübe Flüssigkeit, welche sich aber bei längerem Stehen in verschlossener Flasche klärt. Diese Lösung wird noch mit viel Wasser verdünnt. Dann erst bringt man den zu bleichenden Stoff, den man vorher in sehr verdünnte Schwefelsäure eintauchen muß, in diese Lösung. Durch die dem Stoffe anhaftende Säure wird das Chlor frei gemacht und dadurch die bleichende Wirkung hervorgerufen. Das Chlor zerstört die Farben; deshalb tritt die ursprünglich weiße Farbe des Stoffes wieder hervor. Die Chlorkalklösung darf aber weder zu stark sein, noch zu lange einwirken, weil sonst die Stoffe selbst durch das Chlor ihre Festigkeit einbüßen oder ganz zerstört werden; Seide und Wolle lassen sich nicht mit Chlor bleichen.

Der Chlorkalk ist ein Stoff, welcher sich leicht, besonders im Licht, zersetzt. Man muß ihn daher in gut verschlossenen Flaschen oder Steinbüchsen im Keller aufbewahren; man darf ihn auch nie in heißem Wasser lösen oder seine Lösung zum Sieden erhitzen, da er sich in höherer Temperatur verändert und seine Eigenschaft, Chlor zu entwickeln, also bleichend zu wirken, verliert. Mit der Haut in Berührung gebracht, wirkt der Chlorkalk nicht auffallend; nur innerlich, also nach dem Genusse, würde er eine Vergiftung herbeiführen. Daß der Chlorkalk oder das aus demselben entweichende Chlor auch die bei ansteckenden Krankheiten so gefährlichen Ansteckungsstoffe zu zerstören vermag und daher ein sehr gutes Desinfektionsmittel ist, bedarf nur der Erwähnung.

Das Ammoniak. Das Ammoniakgas, eine luftförmige Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff, ist farblos, von durchdringend stechendem Geruch und wird vom Wasser begierig aufgesaugt. Mit Ammoniakgas gesättigtes Wasser heißt Salmiakgeist. Das Ammoniak greift die Haut an, aber nicht in zerstörender Weise, steht also im Gegensatz zu den Säuren, ja es hebt die ätzende Wirkung derselben auf.

Läßt man flüssiges Ammoniak verdunsten, so wird eine große Menge Wärme gebunden, folglich eine starke Erniedrigung der Temperatur herbeigeführt; man benützt es deshalb zur fabrikmäßigen Herstellung von Eis.

Der Salmiakgeist dient bei Insektenstichen und Bissen giftiger Tiere zur Zerstörung des in die Wunde gedrungenen Giftes.

Die Pottasche ist kohlensaures Kali, also eine Verbindung von Kohlensäure und Kalium. Die meiste Pottasche wird in holzreichen Gegenden Rußlands und Nordamerikas dargestellt. Man verbrennt das Holz zu Asche und übergießt dieselbe zur Gewinnung der Aschensalze mit heißem Wasser; dieses durch die Asche gesickerte

Wasser, die Lauge, gibt durch Eindampfen zunächst eine unreine, rohe Pottasche, die noch gereinigt werden muß. Die im Handel vorkommende Pottasche besteht aus unregelmäßigen Stücken von schmutzigweißer Farbe, hat einen scharf laugenartigen Geschmack, zerfließt allmählich durch Aufnahme von Feuchtigkeit aus der Luft und löst sich im Wasser leicht und vollständig auf. Sie ist wichtig für die Seifenbereitung, sowie zur Darstellung des Kalisalpeters, des Alauns, des Glases und des Ätzkali.

Die Soda ist kohlensaures Natron. Weil sie billig hergestellt werden kann, und weil sie ähnlich wirkt wie die Pottasche, hat sie dieselbe vielfach verdrängt. Man stellt sie in großen Massen aus Kochsalz her. Nach Behandlung desselben mit Schwefelsäure und Glühen mit Kohle und Kreide erhält man beim Auslaugen der Rohsoda mit Wasser eine Sodalösung. Durch Verdampfen derselben gewinnt man eine krystallisierte Soda, welche gegen 63 % chemisch gebundenes Wasser enthält. Die durch Erhitzen dargestellte, entwässerte Soda nennt man kalcinierte d. i. verkalkte Soda. Die geruchlosen Krystalle sind im Wasser leicht löslich, ziehen aber aus der Luft keine Feuchtigkeit an, sondern verlieren sogar allmählich einen Teil ihres Krystallwassers; sie verwittern und zerfallen zu einem weißen Pulver. Aus der Soda bereitet man, besonders bei der Verwendung zur Seifenfabrikation, die ätzende Natronlauge. Auch doppeltkohlensaures Natron läßt sich in großen Mengen aus der Soda gewinnen; dasselbe ist reicher an Kohlensäure und milder von Geschmack als Soda. Dieses Salz, das doppeltkohlensaure Natron, dient besonders zur Darstellung von Sodawasser; eine Mischung von doppeltkohlensaurem Natron und Weinsteinsäure gibt das Brausepulver.

Nach Hirzel.

Aus der Wirtschaftslehre.

148. Denksprüche.

1. Am Geld, im Trunk und im Zorn erkennt man des Menschen Gemüt.

2. Geld ist entsetzlich prosaisch und dennoch das beste Mittel gegen die Prosa des Lebens.

3. Ein Querbaum auf dem Weg des Lebens ist das Geld.
Der Weise, der ihn meist zu niedrig hält,
er wagt den Sprung und – bricht oft das Genick;
der Kluge kriechet durch und macht sein Glück.

149. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war zwar ein Kleinstädter und nie weit über die nächsten Dörfer hinausgekommen, hatte aber doch mehr von der Welt gesehen, d. h. er besaß mehr Lebenserfahrung als mancher, der in Paris oder London gelebt hat. Zu diesem Herrn Witt kam eines Tages ein junger Anfänger, Herr Wills, der wollte zu einer Spekulation Geld von ihm borgen. „Viel," fing er an, „wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen." Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. „Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?"

„Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa!"

„Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler wert ist. Er kann damit reich werden."

„Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein?" — „Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus."

„Ei, das wäre! Die hieß?" — „Wenn man ihn einmal fragte: Wie geht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an, ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell! Sie haben ja auch bei dem Bankrott verloren? Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht wert, eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. Er saß in schönen Umständen, der

Mann; aber, wie gesagt, die einzige schlimme Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?"

„Ich? Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt."

„Ja recht! Mein Gedächtnis verläßt mich. Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer Redensart das ganze Haus auf mit Hintergebäude und Warenlager. Was dünkt Ihm dazu?"

„Ei, um Himmelswillen! Die möcht' ich wissen. Die hieß?"

„Wenn man ihn einmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie beim Handel verdient? Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte, — ganze hundert Reichsthaler. Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler! Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Warenlager. Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm nun besser?"

„Ei, das versteht sich, die letzte!" — „Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm; denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab, und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt, und da sprach ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm."

„Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Warenlager gefällt mir." — „Er wollte also?"

„Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!"

„Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Not hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell."

Johann Jakob Engel.

150. Wirtschaftliche Lebensregeln.

1. Benutze die Zeit! Zeit ist Geld. Durch die höchstmögliche und weise Ausnutzung der Zeit gelangt man am ersten auf die Heerstraße, die zum Reichtum führt. Die Zeit ist sozusagen der Stoff, aus welchem das menschliche Leben gemacht ist, und doch wird nichts so sehr vergeudet, wie die Zeit. Man denke

nur einmal über das scheinbar so harmlose Wort „Zeitvertreib" nach, und man wird finden, daß es nur im Kopfe eines gewerbsmäßigen Müßiggängers entstanden sein kann, der keinen Begriff von der Kostbarkeit der Zeit hatte. Wer die Zeit so voll und ganz ausnützen will, um in der Welt vorwärts zu kommen, darf vor allem kein Langschläfer sein. Abgesehen davon, daß für den Frühaufsteher der Tag gewissermaßen länger ist, sind auch Geist und Körper in der Frühe am frischesten und deshalb am thatkräftigsten. Daher die Sprichwörter: „Früh zu Bett und auf zu früher Stund', macht den Menschen glücklich, reich, gesund," und „Morgenstunde hat Gold im Munde."

2. Gib weniger aus, als du verdienst! Das heißt: Wie groß oder wie klein auch deine Einnahme sein mag, es genügt nicht, daß du in den Grenzen deiner Mittel lebst, daß du dich vor dem Laster der Verschwendung und vor dem Schuldenmachen hütest; du hast auch so zu wirtschaften, daß du noch Geld zurücklegen kannst; denn auch Ersparnisse sind Einnahmen. Immanuel Kant war nicht bloß kränklich, sondern auch von Haus aus arm; dennoch wurde er ein verhältnismäßig vermögender Mann; denn er hinterließ bei seinem Tode außer seinem Hause und seiner Bücherei ein Barvermögen von etwa 50000 Mark. Und wodurch hatte er sich dieses Vermögen erworben? Ausschließlich durch seinen Fleiß und durch die Befolgung der Regel: Gib weniger aus, als du verdienst! Denn was er sich zurücklegte, bestand lediglich aus den Ersparnissen von seinem Gehalte und von den Einkünften aus seinen Vorlesungen und seinen Schriften. Er hat nie eine Erbschaft gemacht oder Geschenke angenommen; denn er mochte nichts umsonst haben, wollte aber auch niemandem etwas schuldig sein. Mit stolzer Freude erzählte er noch in seinem Greisenalter, daß er einst, als er sich noch in den ärmlichsten Verhältnissen befand, stark genug gewesen sei, das Geld zurückzuweisen, das ihm von einigen Freunden in der zartesten Weise zur Anschaffung eines neuen Rockes angeboten war. Zehn Jahre war er Hauslehrer geblieben, um sich die für die Stellung eines Universitätslehrers nötigen Mittel selbst zu verdienen und zu ersparen, und auch als Professor war sein Gehalt nur ein mäßiges. Seine Sparsamkeit war aber ebenso weit entfernt von Geiz und Knickerei wie von Verschwendung; denn er befolgte dabei nur die folgende Regel:

3. Gib kein Geld für entbehrliche, überflüssige Dinge aus! Solche Dinge, mögen sie auch noch so billig sein, werden immer zu hoch bezahlt, und wer kauft, was er nicht braucht, wird oft nur zu bald verkaufen müssen, was er braucht. Es gibt Leute, welche selbst hungern und ihren eigenen Kindern das Brot entziehen, um das nötige Geld für ein unnötiges schönes Kleid

zusammenzubringen. „Seide und Sammet aber löschen das Feuer in der Küche aus.“ Der erkünstelten Bedürfnisse gibt es überhaupt weit mehr als der natürlichen, und durch die Befriedigung der ersteren sind schon manche reiche und vornehme Leute an den Bettelstab gekommen und genötigt worden, die um Hilfe anzusprechen, auf welche sie früher hochmütig herabgesehen hatten, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen und Ansehen gekommen waren. Ihr glaubt vielleicht, eine einzige Tasse Thee oder Kaffee, ein Glas Wein oder Bier, bisweilen ein leckerer Bissen, etwas feinere Kleider und dann und wann ein besonderes Vergnügen, — dies alles habe so viel nicht auf sich; aber merkt euch: „Ein Wenig mehrmals wiederholt, macht ein Viel.“ (Benjamin Franklin.) Deshalb bezieht sich die obige Regel namentlich auch auf kleine Ausgaben, die täglich wiederkehren. Wer z. B. täglich 10 Pfennig mehr ausgibt, als nötig wäre, macht jährlich einen unnötigen Aufwand von $36\frac{1}{2}$ Mark. Ausgaben dieser Art werden am leichtesten zur Gewohnheit, und wie schwer sich eine Gewohnheit, zumal eine schlechte, wieder ablegen läßt, braucht hier nicht nochmals betont zu werden; daher widerstehe man dem ersten Gelüste. Wer einen Pfennig nicht so lieb hat, wie zehn Mark, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er ein Zehnmarkstück wechselt. Und wer immer darauf denkt, zu kaufen, was ihm gefällt, der vergißt leicht die Bezahlung. Eine weitere Hauptregel aber lautet:

4. Mache nie und unter keinen Umständen Schulden! Wer sich in Schulden stürzt, gibt anderen ein Recht über seine Freiheit, über seine Unabhängigkeit. Borgen macht Sorgen. „Könnt ihr zur gesetzten Frist euren Gläubiger nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn er euch begegnet. Ihr werdet ängstlich sein, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Ein rechtschaffener Mann sollte jedem ohne Furcht ins Angesicht sehen können; verschuldete Armut aber raubt das Selbstgefühl, die Selbständigkeit und die Tugend. Die Gläubiger haben ein besseres Gedächtnis als die Schuldner, und niemand sieht fleißiger in den Kalender als jene. Dem Schuldner kommt die Zahlungszeit immer zu früh. Darum bewahrt eure Freiheit und Unabhängigkeit; seid arbeitsam und treu! Legt etwas für das Alter und für Notfälle zurück; denn die Mittagssonne scheint nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß sein; die Ausgaben aber sind gewiß und dauernd, so lange ihr lebt. Es ist leichter, zwei Schornsteine zu bauen, als einen warm zu halten. Geht lieber ohne Abendbrot zu Bett, als daß ihr mit Schulden aufsteht! Erwerbt, so viel ihr könnt, und haltet zu Rate, was ihr erworben habt: das ist der wahre Stein der

Weisen.“ (Benj. Franklin). Einem Immanuel Kant gereichte es in seinen alten Tagen zu großer Genugthuung, daß er nie Schulden gehabt hatte. „Mit gutem Gewissen,“ sagte er einmal, „konnte ich immer „Herein!“ rufen, wenn es an meine Thür klopfte; denn ich war sicher, daß kein Gläubiger draußen stand.“ Und das erklärte sich einfach dadurch, daß er es machte, wie es eigentlich alle machen sollten: er kaufte nur dann etwas, wenn er es sofort bezahlen konnte. Damit hängt auch die Regel zusammen:

5. Mache keine Ausgaben auf Rechnung einer erst noch zu erwartenden Einnahme! „Der Habich,“ heißt's mit gutem Grund im Volksmund, „ist besser als der Hättich,“ und „ein Sperling in der Hand ist mehr wert, als eine Taube auf dem Dache.“ Diese Sprichwörter wollen zunächst nichts anderes sagen, als daß ein kleiner, aber sicherer Besitz einem großen, aber erst noch zu erwartenden und deshalb ungewissen stets vorzuziehen ist. Hieraus folgt aber weiter, daß eine erst in Aussicht stehende Einnahme uns niemals veranlassen darf, daraufhin loszuwirtschaften. Wie leicht kann die Einnahme ausbleiben, und dann haben wir uns in Verlegenheiten gebracht, aus denen wir vielleicht nie wieder herauskommen, ja die uns mit der Zeit über den Kopf wachsen können. Und selbst wenn die erwartete Einnahme oder der erhoffte Gewinn nicht ausbleibt, so haben wir uns die Freude daran schon vorweg genommen, und auch diese konnte nicht einmal eine ungetrübte sein, da sie mit Zweifel und Sorge gemischt war. Im übrigen wird man bei jedem Unternehmen gut thun, eher den zu erhoffenden Gewinn, als den zu befürchtenden Verlust zu niedrig anzuschlagen.

6. Laß die strengste Ordnung in deiner Wirtschaft und in deinem Geschäfte herrschen! Die Ordnung ist die Seele der Wirtschaftlichkeit. Sie erheischt vor allem: daß man alles zu seiner Zeit thue, daß man nichts ohne Not aufschiebe, daß man, was man heute thun kann, nicht dem folgenden Tage überlasse. Des weiteren erfordert die Regel: daß man über alle Einnahmen und Ausgaben genau Buch führe, damit man den Stand seines Vermögens jeden Augenblick überschauen kann und damit man weiß, ob die Ausgaben nicht die Einnahmen überschreiten.

7. Verliere nicht gleich den Mut, wenn schwere Zeiten kommen! Vielleicht wechseln in keinem Berufe die guten und schlimmen Zeiten so häufig wie in dem des Landmannes, und doch gibt die Natur meist, was sie mit der einen Hand versagt, mit der andern wieder. Gedeiht z. B. in einem Jahre das Getreide nicht, so gedeihen vielleicht die Futtergewächse um so besser, oder umgekehrt. Auch in den Gewerben und im Handel bieten

sich fast immer Mittel und Gelegenheiten dar, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, sobald der eine oder andere Zweig leidet oder ganz eingeht. Wer dann mit Aufmerksamkeit um sich sieht, wird leicht auf die Herstellung oder den Vertrieb eines Handelsartikels fallen, der zeitgemäß ist und viel begehrt wird, und kann sich hierdurch wieder schadlos zu halten suchen. Wer aber gleich alles verloren gibt, der hat schon alles verloren. Laß daher, lieber Leser, in keiner Lebenslage, scheine sie auch noch so trübe und aussichtslos, den Mut sinken, sondern strebe, auf deine eigene Kraft und auf Gott vertrauend, unverzagt und unverdrossen weiter; denn das ist der einzig richtige und sichere Weg zu jedem Erfolge!

Nach Schramm-Macdonald.

151. Borgen macht Sorgen.

Borgen zum Wohlleben ist eins, Borgen aber zum Geschäft ist ein anderes. Jenes ist toll, nichtswürdig, ja schändlicher denn stehlen, wenn man voraus weiſs, daſs man nicht wieder zahlen kann. Borgst du aber, um dein Geschäft zu fördern, um deiner Thätigkeit mehr Stoff und Raum zu gewinnen, so ist das Borgen ehrenwert; denn es facht deinen Fleiſs an, daſs du mit dem Erborgten zwanzigfachen Zins gewinnst. Dieses Borgen macht heilsame Sorgen, und die scheue nicht!

Körte.

152. Vom Sparen.

Spare! Mit den fünf Buchstaben wäre manchem, der's nur einmal probieren wollte, sicherlich zu helfen. Für viele aber ist's eine harte Nuß, die sie nicht knacken mögen. Darum haben sie aber auch zuletzt nichts zu nagen und zu beißen.

Sparen soll ich, sagt der eine; aber wovon? Zinsen und Renten beziehe ich nicht; wovon soll ich mir also etwas abbrechen? — Erstlich: Von deinem Hab und Gut sollst du dir etwas abbrechen, von deinem Einkommen und Erwerb, von deinem Verdienst und Taglohn! Und zweitens: An Mund und Kleid, an Magen und Kragen sollst du's ersparen! „Wer Geld und Gut denkt zu erlangen, muß erstlich mit dem Mund anfangen."

Sparen soll ich, sagt der andere, aber wie viel? Die Ersparnisse von meinen acht Zehnern sind nicht der Rede wert und können nichts helfen. — Aber viele Bäche machen einen Strom, viele Körner machen einen Haufen, viele Federn ein Bett, viele Reiser einen Besen. „Wer das Kleine nicht acht't, dem wird das Große nicht gebracht." Ich kenne einen Herrn Haltzurat, der früher mit Schieferstiften, Siegellack und andern Kleinigkeiten im

Kasten auf gut beschlagenen Schuhen durch die Dörfer zog und jetzt einen großen Kaufladen hat und Gelder auf Zins ausleiht. Mit ehrlichen Pfennigen hat der Mann sein Sparen angefangen; denn er wußte, daß 300 kupferne Pfennig auch einen Silberthaler ausmachen.

Sparen soll ich, sagt der dritte, aber wann? Heißt es nicht: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht?“ Lassen wir denn das Sparen, bis die Lust gebüßt ist und die Rosen auf den Wangen abblättern. — Soll ich antworten? Spare beizeiten, ehe es zu spät ist, ehe es auf die Neige geht mit deinem Vorrate und deiner Kraft, etwas zu erwerben. Spare in den Sommertagen für die Wintertage des Lebens! Jeder gesunde Mensch aber hat wenigstens einmal im Leben seine Sommer- und Erntezeit. In jungen Tagen baut man sich für das Alter die Hütte; „wenn man im Rohre sitzt, muß man die Pfeifen schneiden.“

Sparen soll ich, sagt der vierte, aber wozu? „Kommt Zeit, kommt Rat!“ — Richtig; auch für dich wird Rat werden, nämlich zum Bettelsack über dem Nacken und zu einem Eckchen im Armenhause. Denn Herr Sparenichts und Herr Habenichts haben von Anbeginn unter einem Dache gewohnt.

Sparen soll ich also, aber wo es lassen? fragt Nachbar Ratlos. — Ist bei dir zu Stadt und Land keine Sparkasse und der Sparpfennig in deinem eigenen Gewahrsam nicht sicher, so mache einen wohlhabenderen und rechtlichen Mann zu deinem Einnehmer und bitte ihn dabei — nicht aus Mißtrauen, sondern wegen Lebens und Sterbens — um zwei Zeilen Bescheinigung über geschehene Einzahlung.

Aber noch eins! Hat dir das Sprichwort: „Spare was, so hast du was!“ das Sparen angeraten, so gerate aber doch nicht aufs Geizen; sondern laß rechts den Geiz und links die Verschwendung liegen, und gehe unbeirrt die edle Mittelstraße der Sparsamkeit.

Sparen ist wohlgethan, aber nur ja nicht auf fremde Unkosten oder auf dem unrechten Fleck, wie der Hamster, der andern das Korn ausdrischt, um für sich einen Vorrat zu sammeln.

Nach dem Volksspiegel.

153. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage;
Armut ist die größte Plage;
Reichtum ist das höchste Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze;
schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne,
eben als es zwölfe schlug;
und da galt kein Vorbereiten,
heller ward's mit einem Male
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze;
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken,
und ich dacht': Es kann der Knabe
mit der schönen lichten Gabe
wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort!"

Goethe.

154. Die beiden Windmüller.

In der Nähe von Stralsund lebten zwei Windmüller; Steffen hieß der eine, Manucke der andere. Beide waren verheiratet, und jeder hatte 4 Kinder. Ihre Mühlen lagen einander ganz nahe in einer sehr kornreichen Gegend; gute Verkehrswege führten dahin, und wenn man die Mühlen von ferne sah, so hätte man glauben müssen, daß in den wirtschaftlichen Verhältnissen ihrer Besitzer kein Unterschied bestehen könnte. Aber wie sah es in der Nähe aus! Bei Manucke waren Mann, Frau und Kinder sauber gekleidet. Bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten gab es immer etwas Ordentliches zu essen; sie bezahlten ihre Steuern regelmäßig; den Leuten ging es gut. Die Mühle aber war der reine Staat außen und innen. Das Fundament war gut verputzt, damit die Steine nicht herausfielen; das Holzwerk war gestrichen, um es vor Fäulnis zu schützen, und das Räderwerk klapperte so lustig, als ob es erst gestern vom Mühlenbauer gekommen wäre. Aber Manucke war auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei der Arbeit. „Die Mühle," sagte er, „ernährt mich; ich muß sie in tüchtigem Stande erhalten."

Und wie der Mann, so dachte und that auch die Frau, und die Kinder fingen schon an, es den Alten nachzuthun. Der Älteste, der Karl, namentlich half schon ordentlich beim Mahlen und war doch erst 8 Jahre alt.

Bei Steffen nun sah es anders aus. Die ganze Familie ging zerlumpt; denn es war kein Geld da, um die Kleider zu erneuern. Nur zum Schnaps hatten sie immer noch etwas übrig. An der Mühle aber war auch schon jeder Ziegel und jedes Brett lose, und das Gangwerk mahlte so schlecht, daß das Mehl immer noch einmal so oft aufgeschüttet werden mußte als bei Manucke. Und doch war diese wackelige Mühle nicht älter als die Manuckesche! Schließlich kam in der Nacht ein Sturm, der den ganzen Bau umwarf. Die beiden jüngsten Kinder wurden erschlagen. Die anderen retteten zwar ihr Leben; aber als sie am andern Morgen die Trümmer besahen, da lohnten die morschen Brocken nicht mehr die Mühe des Auflesens. Die Familie wanderte aus, und ich habe nichts mehr von ihr gehört.

Wie wichtig ist doch die Persönlichkeit des Menschen mit ihren sittlichen Eigenschaften für sein Wohlergehen! Ordnung und Sitte im Haus, also in der Familie, ist die Grundlage aller wirtschaftlichen Wohlfahrt.

Mahraun.

155. Von der Arbeit.

Arbeit nennt man diejenige Thätigkeit des Menschen, welche darauf gerichtet ist, die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse herbeizuschaffen. Alle Thätigkeiten, welche nicht diesen bestimmten Zweck verfolgen, werden nicht „Arbeit“ genannt, und wenn damit auch noch so große Anstrengungen und Kunstfertigkeiten verbunden sein sollten. — Es ist gewiß nichts Leichtes, einen schweren Stein eine steile Anhöhe hinaufzurollen. Wer aber diese Anstrengung täglich einige Male ausführen wollte, bloß um den Stein wieder hinabrollen zu sehen, von dem könnte man wohl sagen, daß er sich tüchtig abquält, aber nicht, daß er „arbeitet“. — Es gehört schon eine ziemliche Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit dazu, ein sogenanntes Kunstschloß auseinander zu nehmen und wieder zusammenzusetzen. Wollte aber jemand dies täglich vornehmen, bloß um seine Geschicklichkeit zu beweisen, dem würde man doch raten, lieber zu „arbeiten“.

Der Dieb, wenn er die Taschen anderer Leute leeren will, bedarf vieler Gewandtheit und großer Übung; er muß sich oft großen Anstrengungen unterziehen, wenn er in dunkler stürmischer Nacht in die Häuser einbrechen und mit seinen gestohlenen Sachen entfliehen will. Der Seeräuber, der Falschmünzer, der Urkundenfälscher, diese alle müssen sich oft großer Anstrengung und Gefahr unterziehen, wenn sie ihre Zwecke erreichen wollen; aber können wir mit Fug und Recht sagen, daß diese Leute „arbeiten“? — Sie unter sich nennen ihre Thätigkeiten und Anstrengungen wohl „Arbeit“; aber die Volkswirtschaft thut es nicht. In einer geordneten Gesellschaft und im Staate ist es verboten, gesetzwidrige Mittel anzuwenden, um einen Zweck zu erreichen; es kann darum eine gesetzwidrige Thätigkeit auch nicht „Arbeit“ im volkswirtschaftlichen Sinne genannt werden.

Bei jeder Arbeit sind zweierlei Anstrengungen zu unterscheiden: eine geistige und eine körperliche. Jeder körperlichen Anstrengung muß eine geistige vorausgehen; die geistige Anstrengung, d. i. die Arbeit des Verstandes, muß beurteilen, ob die auszuführende körperliche Arbeit auch dem Zwecke entspricht, der erreicht werden soll. Wird diese Arbeit des Verstandes gar nicht oder nur mangelhaft vollzogen, so wird die körperliche Anstrengung nur schlechten, oder gar keinen Erfolg haben.

Wer seine Verstandeskraft richtig anwendet, bringt mit geringer körperlicher Anstrengung zehnmal mehr zu stande als ein anderer, der seinen Verstand nicht gebraucht. Es ist also die geistige Arbeit von der körperlichen ganz unzertrennlich, und es ist also auch nicht richtig, einen Unterschied zu machen zwischen solchen,

die nur körperliche Arbeiten verrichten, und solchen, die nur geistige Arbeiten vollbringen. Der Gedanke ist das Ursprüngliche; aus ihm gestaltet sich der Wille (Entschluß), dessen Ausführung die That ist, und hier tritt die körperliche Arbeit hinzu. Die größte geistige Thätigkeit eines Gelehrten ist erst der eine Teil seiner Arbeit; erst durch Hinzutreten körperlicher Thätigkeit, indem er durch Wort oder Schrift die Ergebnisse seines Denkens äußert, bekommt seine Arbeit den Abschluß. Dasselbe gilt von derjenigen Arbeit, die man gewöhnlich als Handarbeit, als körperliche Arbeit bezeichnet; bei ihr ist die körperliche Thätigkeit, im Gegensatze zur Arbeit des Gelehrten, der hauptsächlichste Teil; aber der Arbeiter kann selbst die gewöhnlichste körperliche Arbeit nicht ohne Mitbenutzung seines Geistes verrichten. Sprechen wir daher von körperlicher Arbeit, so soll damit gesagt sein, daß die körperliche Thätigkeit bei dieser Arbeit vorherrschend ist; sprechen wir von geistiger Arbeit, daß dabei die geistige Thätigkeit überwiegt.

Nach Richters Lesebuch.

156. Die Arbeitsteilung.

In Naumburg an der Saale kannte ich einen alten Bürstenmacher. Er hatte immer nur eine sehr kleine Auswahl auf Lager, und die meisten Leute, wenn sie auch früher zu seiner Kundschaft gehört hatten, zogen ihm deshalb schon lange den in der Nähe gelegenen, reich ausgestatteten Laden einer größeren Bürsten- und Kammfabrik vor. Ich aber blieb noch immer dem Alten treu und bin oftmals auch in seine Werkstatt, die er gleich hinter dem ärmlichen Verkaufsraum hatte, eingetreten. Er machte seine Bürsten von Anfang bis Ende mit eigener Hand fertig. Das rohe Holz kaufte er im Walde; er zersägte die Kloben, schnitt, hobelte und polierte die Stücke, bis die Bürstenform allmählig erkennbar wurde. Das war die reine Tischlerarbeit. Dann stand er wieder tagelang an seiner Bohrmaschine, deren Rad er mit dem linken Fuß in Bewegung setzte, um die Löcher für die Borsten zu bohren — eine feine und mühsame Arbeit —; denn wenn die Löcher nicht sauber aneinander stehen, verliert die Bürste ihr Ansehen. Darnach kam das Einsetzen der Borsten. Diese selbst kaufte er von den Bauern und Schlächtern als Rohware; auch sie bedurften noch mancherlei Behandlung, ehe sie zum Verbrauch fertig waren.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, mir auch einmal die schon genannte große Bürstenfabrik anzusehen. Der Geschäftsherr war zwar nicht zu Hause; aber der Werkführer hatte die Freundlichkeit, mir den Betrieb zu zeigen. Zuerst führte er mich in die Tischlerei; da wurde die ganze Holzarbeit besorgt. Die Leute, die dort be-

schäftigt wurden, waren gelernte Tischler, die mit der Bearbeitung des Holzes gründlich vertraut waren, und die nun, nachdem sie sich jahrelang der Bürstenfabrikation allein zugewandt hatten, einen ganz besonderen Grad der Fertigkeit in diesem Arbeitszweige erreicht hatten. Aus der Tischlerei wanderte die Ware zur Bohrmaschine, die mit Dampf getrieben und immer von denselben Arbeitern bedient wurde. Auch diese Leute hatten eine unübertreffliche Sicherheit in ihrer Arbeit erreicht. — Darnach wurde ich in einen großen Arbeitsraum geführt, in dem Frauen und Mädchen die Borsten sortierten; aus großen Haufen Rohware suchten sie die feinen und groben, die weißen und schwarzen Haare heraus und legten die gleichartigen in Häufchen vor sich auf die Tische. Von da wanderten sie weiter, um in andere, noch genauere Unterabteilungen, im ganzen wohl 20 an der Zahl, zerlegt zu werden. Die letztere Arbeit wurde ebenfalls von Arbeiterinnen ausgeführt; denn besondere Kräfte gehören ja nicht dazu, wohl aber flinke Hände und scharfe Augen, und die haben die Frauen. Der nächste Raum, in den ich geführt ward, war die eigentliche Bürstenbinderei; hier wurden die Borsten eingesetzt. Aber auch hier machte nicht jeder Arbeiter alle vorkommenden Bürstensorten; sondern es waren Abteilungen gebildet für die groben, mittleren, feinen und feinsten Sorten, und jeder Abteilung waren die dafür besonders geschickten Arbeiter zugewiesen. Diese blieben meistens dauernd in ihrer Abteilung und nur, wenn man merkte, daß ein Arbeiter an Geschicklichkeit gewann oder verlor, versetzte man ihn klug in eine andere. Aber auch in der Binderei wurden die meisten Bürsten noch nicht ganz fertig; ein großer Teil ging noch einmal zurück in die Tischlerei, um die Oberblätter aufzuleimen und zu verschrauben und die Politur zu vervollständigen.

Als ich meinen nächsten Besuch bei dem alten Bürstenbinder machte, schilderte ich ihm das Gesehene. „Es ist kein Wunder," sagte er nachdenklich, „daß ich mit denen nicht mehr mitkommen kann; denn eine solch geschickte Arbeitsteilung ist in der Handwerkerwerkstatt gar nicht ausführbar, weil der Handwerker so große Auswahl unter der kleinen Zahl seiner Gehilfen nicht treffen kann. Wir müssen eben alle Arbeit machen, die vorkommt, und deshalb geht sie nicht so schnell von statten. Ich glaube wohl nicht, daß meine Bürsten schlechter sind als die von der Fabrik; aber sie kommen mich selbst teurer zu stehen, und da ich sie zu gleichem Preise verkaufen muß, verdiene ich weniger daran als der große Fabrikant. — Das ist der Grund, weshalb so viele Handwerker heute nicht mehr vorwärts kommen."

Mahraun.

157. Vom Eigentum.

Zwei Knaben, Karl und Fritz, gehen auf der Landstraße. Kurz vor dem nächsten Dorfe findet Karl einen goldenen Ring mit einem Edelsteine. Karl scheut sich, den Ring zu behalten; denn er weiß, daß derselbe fremdes Eigentum ist. Er übergibt ihn dem Bürgermeister des Dorfes, damit dieser nach dem Eigentümer des Ringes forsche. — Auf dem gleichen Wege sieht Karl in der am Rande der Straße befindlichen Kiesgrube eine versteinerte Muschel von seltener Form. Fritz springt ihm voran und nimmt die Muschel. Karl verlangt sie für sich mit den Worten: „Sie ist mein; denn ich habe sie zuerst gesehen!“ Fritz fühlt, daß Karl recht habe, und gibt sie ihm ohne Widerrede. Die Muschel ist nun das Eigentum Karls; er ist Besitzer der Muschel.

Jeder ehrliche Mensch achtet das Eigentum seines Mitbürgers; er verlangt aber auch, daß man seinen Besitz nicht antaste. Wenn man kein Eigentum haben dürfte, so würde niemand arbeiten. Wer würde ein Haus bauen, in dem irgend ein Fremdling nach Belieben Wohnung nehmen könnte! Wer wird einen Baum pflanzen, wenn er fürchten muß, daß jeder Vorübergehende ungestraft die Früchte desselben abbrechen darf! Es ist einem rechtlich gesinnten Menschen unmöglich, sich eine Vorstellung von einem Lande zu machen, in dem ein Bewohner das Eigentum des andern ungestraft wegnehmen darf; niemand wird in einem solchen Lande wohnen wollen.

Man kann auf verschiedene Art in rechtmäßiger Weise zu einem Eigentum, z. B. zu einem Buche, Pferde, Hause oder Grundstücke gelangen, nämlich:

1. durch Kauf, indem man eine Geldsumme dafür bezahlt;
2. durch Tausch, indem man eine andere Sache von gleichem Wert dagegen gibt;
3. durch Schenkung, wenn man die Sache umsonst (unentgeltlich) erhält;
4. durch Erbschaft aus dem Nachlaß der Eltern oder Verwandten, oder
5. dadurch, daß man eine herrenlose (freie) Sache — wie die obenerwähnte Muschel — sich zueignet, also von ihr Besitz ergreift.
6. Auch durch Arbeit wird vielfach Eigentum erworben. Das Wasser, welches unter der Erdoberfläche verborgen ist, gehört niemand; sobald ich aber einen Brunnen grabe, so ist das Wasser, welches sich in demselben ansammelt, mein Eigentum; ich kann es ausgießen oder verkaufen oder verschenken. Ich

habe mir dieses Wasser durch meine Arbeit verschafft. Und hätte ich den Brunnen durch Arbeiter graben lassen, so wäre ich dennoch der Eigentümer; denn ich mußte die Arbeiter mit meinem Gelde bezahlen.

Das Eigentum kann infolge des Verfügungsrechtes auf andere übertragen werden entweder vorübergehend durch Vermieten, Verpachten, Ausleihen oder bleibend durch Verkaufen, Verschenken, Vererben. Das Eigentumsrecht gestattet, unbedingt über den Besitz zu verfügen, insoweit es dem Sittengesetz und den Staatsgesetzen nicht widerstreitet.

Der Besitz von Eigentum gewährt große Vorteile. Er sichert den Lebensunterhalt in der Gegenwart und nächsten Zukunft; er erleichtert die Ausbildung in allgemein menschlicher, wie in beruflicher Hinsicht; er macht die Beschränkung der mühsamen Arbeit auf ein vernünftiges Maß möglich, sowie die Gewährung von Erholung, Abwechslung und Lebensgenüssen; er macht selbständiger, unabhängiger; er erzielt und erhöht den Einfluß auf andere u. s. w. Auch die geistigen Bedürfnisse des Menschen können um so eher befriedigt werden, je weniger er durch wirtschaftliche Not darnieder gehalten ist.

Diese Vorteile sind so einleuchtend, daß alle Menschen nach Eigentum streben, und sie wirken so mächtig im menschlichen Gemüte, daß im allgemeinen kein Trieb im Menschen stärker und andauernder ist als der Erwerbstrieb. Allerdings kann der Erwerbstrieb ausarten, wenn er zu Geiz und Habsucht wird; wenn er auf Mittel und Wege führt, andere zu übervorteilen; wenn er sich durch Fälschung, Unterschlagung und Diebstahl das Eigentum anderer anzueignen sucht. Hiegegen schützt eine gute Erziehung und eine feste, geordnete Rechtspflege.

Nach Fischer.

158. Das Kapital.

Eines Sonntags hatten sich die Nachbarn und Nachbarinnen unter dem großen schattigen Nußbaum zusammengefunden, und die Kinder hörten dem Gespräche aufmerksam zu. Man erzählte allerlei Geschichten von den Bewohnern des Dorfes und der Umgegend, welche von armer Herkunft durch Sparsamkeit mit der Zeit wohlhabend, selbst reich geworden waren.

Es war soeben die Rede davon, daß Karl, der Sohn eines Tischlers, ein kleines Haus mit ziemlich großem Acker dabei für 5000 Mark gekauft habe. Er hatte sogleich 3000 Mark angezahlt, und den Rest wollte er zu verschiedenen Terminen bezahlen; denn er verdiente täglich $3^1/_2$ Mark und verbrauchte nur 2 Mark.

„Wenn er so fortfährt, sparsam zu sein, wird er sich ein Vermögen erwerben,“ sagten alle.

Die Kinder hatten auch alle Lust, reich zu werden.

„Ihr braucht nur zu arbeiten und zu sparen, d. h. ihr müßt nicht zuviel ausgeben,“ sagte Vater Reinhard zu ihnen.

„Vor allem sparen,“ fügte der Lehrer hinzu. „Wenn ihr noch so andauernd und hart arbeitet, aber jeden Tag das ausgebt, was ihr an demselben Tage verdient, also von der Hand in den Mund lebt, werdet ihr nie in den Besitz eines Kapitals gelangen. Durch Arbeit kann man Geld gewinnen, durch Sparsamkeit es bewahren und vermehren.“

„Also das Kapital besteht aus Geld?“ fragte Paul. — „Gewiß,“ riefen mehrere der Umstehenden zugleich.

„Nicht immer,“ versetzte der Lehrer. Als man glaubte, er scherze, sagte er: „Hier seht ihr ein Fünfmarkstück. Das ist doch Geld, nicht wahr?“ — „Ja, ja!“ — — „Nun gut. Wenn ich für das Geld Brot zum Verzehren kaufe, so ist das kein Kapital. Kaufe ich dagegen für das Geld ein Buch, welches ich zum Unterrichte gebrauche, so ist das mein Werkzeug, — das Buch ist mein Hammer, mein Hobel, — und da die Werkzeuge einen Teil des Kapitals bilden, so sind die 5 Mark, welche ich für das Buch ausgab, als Kapital anzusehen. Das Geld, welches man zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ausgibt, ist kein Kapital, sondern ein Einkommen.“

Die Zuhörer waren über das, was der Lehrer gesagt hatte, etwas verdutzt. Er mußte also damit anfangen, ihnen auseinanderzusetzen, daß das Geld an sich zu nichts dienen kann; man kann es nicht essen, und man kann mit einem Geldstück nicht schreiben, sägen, nähen oder das Feld bearbeiten. Das Geld ist nur nützlich als Mittel, um das zu kaufen, was man nötig hat. Das Geld stellt also bald Brot, bald ein Werkzeug, bald irgend eine andere Sache dar.

Nachdem er an diese Wahrheit, die jedermann bekannt ist, erinnert hatte, wandte er sich an einen Weber: „Ihr macht Leinwand, Nachbar Gutmann; was gebraucht ihr dazu?“

„Einen Webstuhl und Garn.“

„Eure Hände, eure Arbeit genügen also dazu nicht. Ihr müßt durchaus Garn haben, welches euer Rohmaterial ist, und einen Webstuhl, welcher euer Instrument, eure Maschine ist. Nun wohl, euer Webstuhl, euer Garn, der Raum, in welchem sich euer Webstuhl befindet, die Vorräte, welche ihr haben müßt, um auf Zahlung warten zu können, bilden euer Kapital. Mit allen diesen Hilfsmitteln produziert ihr, macht ihr Leinwand. Alles, was

außer eurer Arbeit zu diesem Zwecke erforderlich ist, bildet das Kapital.“

„Sind der Pflug, die Ochsen, die Schafe ebenfalls Kapital?“

„Ohne Zweifel. Denken wir uns einen jungen Mann, welcher anfängt, Geld zu verdienen, und jeden Tag eine Mark erspart. Nach 100 Tagen hat er 100 Mark. Ist dies ein Kapital? Wir wissen es noch nicht; denn es kommt darauf an, was er mit dem Gelde anfängt. Augenblicklich und so lange er es in seiner Schublade verwahrt, ist es nur ein Mittel, etwas zu kaufen. Er kann sich entschließen, das Geld für sein Vergnügen auszugeben; in diesem Falle wäre es kein Kapital. Legt er es aber in die Sparkasse zu jährlich 3% Zinsen, so ist es ein Kapital; denn es erzeugt ein Einkommen. Wenn er dieser Ersparnis andere Geldeinlagen hinzufügt und endlich dazu gelangt, sich für sein Geld einen Webstuhl und Garn kaufen zu können, so hat er sein Geldkapital in ein Industriekapital umgewandelt, welches, beiläufig gesagt, ihm viel mehr einbringen kann, also produktiver ist.

So gelangt man durch Sparen zum Kapital. Sparen heißt sich einschränken; wer sich aber einschränkt, kann etwas zurücklegen. Es ist nicht nötig, viel zu verdienen, um sparen zu können; man kann dies auch bei geringem Verdienst; man muß nur weniger ausgeben, als man einnimmt. Halm bei Halm baut sich der Vogel sein Nest, und aus kleinen Bächen entstehen große Flüsse.“

Maurice Block.

159. Anlage- und Betriebskapital.

Als der junge Mertens von der Ackerbauschule in Badersleben auf das väterliche Gut zurückkehrte, da fand er daheim so manches, das der Verbesserung oder besseren Ausnutzung bedürftig war, und der Vater hatte auch so manche Lehre schon von ihm angenommen.

„Vater,“ sagte er eines Tages wieder, „wir müssen doch daran denken, die Wasserkraft der Schelde, die so dicht an unserem Hofe vorüberfließt, endlich einmal nutzbar zu machen. Hinten an der Ecke der langen Scheune ist sicherlich ein Gefälle von 2 Meter vorhanden, und damit läßt sich bei dem reichlichen Wasservorrat eine Kraft von 10 Pferden herstellen. Es ist ein totes Kapital, das wir da unbenutzt liegen haben.“

„Ich weiß es wohl, mein Sohn,“ erwiderte der Vater; „deshalb habe ich die Wiese hinter der Scheune nicht verkaufen mögen, soviel der Nachbar auch schon dafür geboten hat.“

„Nun, so laß uns eine Mühle bauen; das Holz dazu haben wir ja in unserem Walde. Es stehen dort so viel schlagreife

Tannen und Eichen. Die gehören auch schon zum toten Kapital; denn sie haben keinen Zuwachs mehr und müssen faulen, wenn sie nicht geschlagen werden."

„Auch das ist richtig, lieber Junge," sagte der Vater, „aber es gehört doch noch mehr dazu; denn um deine toten Kapitalien zur Nutzung zu bringen, muß man erst noch recht viel andere lebendige Kapitalien dazulegen. Der Mühlenbau verschlingt zunächst ein starkes Anlagekapital, von dem wir das Grundstück und das Holz zwar haben, die Arbeitslöhne, die Steine und Ziegel, die Maschinen und die zahllosen Eisenteile aber kaufen müssen. Auch unsere Gespanne müssen wir vermehren, zunächst zum Bau, nachher zum Betriebe; denn was wir auch mit der Wasserkraft anfangen mögen, wir müssen die Rohstoffe, die wir vermahlen oder zerschneiden oder zerstampfen wollen, erst anfahren. Nach dem Anlagekapital aber kommt das Betriebskapital, das auch bedeutend ist; denn wir müssen Gesellen halten, das ganze Gesinde vermehren und den Mühlenkunden mancherlei Kredit und Vorschüsse gewähren. Das Anlagekapital wird 20000 Mark, das Betriebskapital 10000 Mark erfordern. Das will doch sehr überlegt sein, ob wir die Zinsen davon herauswirtschaften werden. Borgen wenigstens möchte ich das Geld nicht. Aber ich dachte mir so, daß in etwa drei Jahren unser ganzer Wald schlagreif ist; ich rechne auf etwa 30000 Mark Holzerlös, und dann wollen wir noch einmal von der Sache sprechen."

Mahraun.

160. Vom Kredit.

Nicht alle Geschäfte werden gegen Barzahlung abgeschlossen, sondern der Käufer bedingt sich vom Verkäufer eine kürzere oder längere Zahlungsfrist (Ziel) aus, nach deren Verlauf die Kaufsumme erst zahlbar oder fällig wird. Nun kann man sich aber wohl denken, daß der Verkäufer nur dann auf eine solche Bedingung eingehen wird, wenn er das Vertrauen oder den Glauben hat, der Käufer werde zur bestimmten Zeit die versprochene Zahlung leisten können und wollen. Und eben dieses Vertrauen, diesen Glauben nennt man Kredit. Das Wort „Kredit" gebraucht man auch noch in anderer Beziehung. Man sagt z. B., ich gebe jemand Kredit, oder ich habe bei dem und dem Kredit. Derjenige, welcher Kredit gibt, wird Gläubiger, und der, welcher ihn erhält, Schuldner genannt. Der Ausdruck „kreditieren" heißt: jemand etwas borgen, leihen; in den Geschäftsbüchern gutschreiben. Ohne Kredit könnte der Gewerbtreibende immer nur so viel Rohstoffe, nur so viel Waren kaufen, als er gerade zu bezahlen imstande wäre. Nach

diesem Maßstabe würde auch der zu erzielende Gewinn bei seinem kleinen Betriebskapital kaum ausreichen, die nötigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Ohne Kredit wird es dem Gewerbtreibenden schwer werden, ein Ersatzmittel für bares Geld zu finden; denn Fleiß und Unternehmungsgeist wären dann gänzlich gehemmt, und jede Aussicht auf einen gesicherten Wohlstand wäre genommen.

Wer sich jedoch des Vertrauens durch redliche Erfüllung gegebener Versprechungen zu erfreuen hat, dem wird es auch heute noch bei geringem Betriebskapital nicht an Mitteln zu Unternehmungen und zu ausgedehnterem Betrieb seines Gewerbes fehlen. Der Kredit ist für den Gewerbtreibenden von unbegrenzter Wichtigkeit, und sein Besitz ist noch über den Besitz von Geld und Gut zu stellen; denn verlorenes Geld und Gut ist wieder zu gewinnen, verlorener Kredit nie, wenigstens nicht in dem ursprünglichen Umfange.

Auch der Kredit hat seine Schattenseiten durch den Mißbrauch, den man mit dem Vertrauen anderer treibt. Die Leichtigkeit, mit Hilfe des Kredits große, gewinnbringende Geschäfte zu machen, verleitet nicht selten zu gewagten unsicheren Unternehmungen; man kauft Massen von Waren in der Hoffnung, sie bis zur Zahlungszeit mit Gewinn wieder absetzen zu können. Diese Hoffnung schlägt häufig fehl; man verkauft entweder gar nicht oder mit Verlust, und letzterer ist oft größer als die Summe dessen, was man sein Eigentum nennen darf. Zur Verfallzeit kann man nicht bezahlen, und der Kredit ist auf immer dahin.

Die Erfordernisse eines kreditfähigen Gewerbsmannes und die Verhaltungsmaßregeln für das Geschäftsleben dürften kurz in folgendem bestehen:

1. Der Gewerbetreibende erwerbe sich gründliche Kenntnisse sowohl in seinem Gewerbe, als auch in den Fächern, welche zu einem geordneten Geschäftsbetrieb erforderlich sind, lasse es an Fleiß und Sparsamkeit nicht fehlen, sei rechtschaffen, und führe einen sittlichen Lebenswandel.

2. Er liefere die ihm bestellten Waren zu der von ihm versprochenen Zeit pünktlich ab; denn wer bei Warenablieferungen nicht Wort hält, wird auch beim Zahlen nicht Wort halten.

3. Er bediene sich des Kredits nur da, wo er desselben nicht entbehren kann; er kaufe wo möglich immer gegen bar Geld, weil er wohlfeiler kauft.

4. Er kaufe nie mehr auf Kredit, als er zur Verfallzeit zu zahlen in der Lage sein wird.

5. Im Falle er nicht imstande ist, sein Zahlungsversprechen zu halten, so komme er der Mahnung des Gläubigers zuvor, bitte um Nachsicht und erbiete sich, Verzugszinsen zu zahlen.

6. Er lasse sich nicht herbei, lange Zeit nach geschlossenem Kauf oder Handel Einwendungen und Klagen über Güte oder Preis der Waren zu machen; denn dergleichen muß sogleich nach Empfang geschehen.

7. Er mache bei Zahlungen seiner Verbindlichkeiten keine ungerechtfertigten Abzüge und zahle nicht in schlechtem Gelde.

8. Er bleibe seinen älteren Geschäftsfreunden so lange als möglich treu. Je länger man uns als rechtlich kennt, desto größeres Vertrauen wird man uns schenken, und auch das Vertrauen anderer zu uns wird dadurch nur befestigt werden.

9. Er halte sich ferne von gewagten Unternehmungen; wer schnell reich werden will, läuft Gefahr, sich zu Grunde zu richten oder Mißtrauen zu erwecken.

10. Er vermeide jeden unnützen Aufwand, der die Bedürfnisse eines anständigen Haushaltes überschreitet. Unsere Geschäftsfreunde rechnen uns nur zu gerne im stillen nach, und leicht ist der Verdacht erweckt, daß wir über unsere Kräfte gehen. Vertrauen und Kredit werden nur dem guten Haushalter zu teil; Sparsamkeit ist und bleibt das sicherste Mittel zur Beförderung des Kredits.

Nach Th. Beeger.

161. Das Genossenschaftswesen.

Der Trieb der Selbsthilfe ist wohl in jedem lebenden Wesen vorhanden, aber nicht die Fähigkeit zur Selbsthilfe. Ein Schwachsinniger z. B. würde, sich selbst überlassen, so gewiß umkommen, wie ein dem Käfig entflogener Kanarienvogel. Solchen Unglücklichen, denen die Voraussetzungen zur Selbsthilfe abgehen, muß die fürsorgende Hand der Liebe das zur Erhaltung Nötige darreichen.

Aber es gibt außer jenen Hilflosen noch eine große Anzahl Menschen, die, obschon gesund und arbeitstüchtig, jedoch in der Vereinzelung, zu unabhängiger Lebensstellung sich nicht emporzuarbeiten vermögen. Dies sind die Arbeiter und kleinen Handwerker, letztere hauptsächlich seit Einführung der Fabrikindustrie. Seitdem das Kapital im industriellen Verkehre eine Großmacht geworden ist, welche überall das Bestreben zeigt, sich die Arbeit dienstbar zu machen, hat sich die Lage des kleinen Gewerbetreibenden und des besitzlosen Arbeiters stetig verschlechtert. Der deutsche Kleinmeister mußte bald die Erfahrung machen, daß er in seiner Vereinzelung mit den Leistungen des Großbetriebes nicht wetteifern könne. Ebenso war der Fabrikarbeiter nur in Ausnahmefällen im stande, sich zu gewerblicher Selbständigkeit emporzuarbeiten. — Da erstand dem Arbeiter und Kleinmeister in Her-

mann Schultze-Delitzsch ein Freund und Helfer, welcher in der auf dem Grundsatz der freien Selbsthilfe beruhenden Genossenschaft das natürlichste, zweckmäßigste und beste Auskunftsmittel fand, um den Arbeiter und Handwerker in den Besitz eines Kapitals zu setzen und ihm dadurch den Weg zur Selbständigkeit im Erwerbe aufzuschließen. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß Handwerker und Arbeiter in ihrer Vereinzelung dem Großkapitale gegenüber machtlos seien, und daß ein Zusammenschluß der getrennten kleinen Kräfte in genossenschaftliche Verbindungen der einzig richtige Weg zum Ziele sei.

Die Genossenschaften zerfallen in zwei Hauptgruppen.

Zu der einen Art gehören:

1. die Vorschuß-, Kredit- und Darlehensvereine, die Volksbanken und dergl., welche den Bedarf ihrer Mitglieder an Barschaft und Kredit vermitteln;

2. die Rohstoff-Vereine, in denen Handwerker und Arbeiter derselben Art zu gemeinschaftlichem Bezuge der Rohstoffe im großen, wohl auch zu gemeinsamer Anschaffung von Maschinen und kostspieligen Arbeitsvorrichtungen zusammentreten;

3. die Konsum-Vereine, in denen man sich zum Ankauf nötiger Lebens- und Wirtschaftsbedürfnisse vereinigt, um sich ebenfalls die Vorteile des Großbezugs zu sichern;

4. die Krankenkassen und die Vereine für Gesundheitspflege, durch die man sich billigere Arzneien und wohlfeilere ärztliche Behandlung verschafft.

Zu den Genossenschaften der andern Art gehören dagegen:

1. die sogenannten Magazinvereine zum gemeinschaftlichen Handel mit den Arbeitserzeugnissen der Mitglieder, welche jedoch von diesen in ihren eigenen Geschäften verfertigt und im Vereinsmagazine für ihre Rechnung verkauft werden;

2. die eigentlichen Genossenschaften zum gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe, in welchen die Herstellung und der Verkauf der Arbeitserzeugnisse auf Rechnung und Gefahr der Gesamtheit geschieht.

Die Hauptgrundsätze, welche sämtlichen vorstehenden Arten der Genossenschaft gemeinsam sind, lassen sich etwa in folgender Weise zusammenfassen:

1. Die Mitglieder des Unternehmens tragen Gewinn und Verlust desselben.

2. Sie beteiligen sich bei der Leitung und Verwaltung des Unternehmens persönlich, indem sie Verwaltungsgeschäfte besorgen und an den Vereinsbeschlüssen teilnehmen; die oberste Entscheidung in den Vereinsangelegenheiten wird von der Gesamtheit der Mitglieder ausgeübt.

3. Der zum Vereinsgeschäft nötige Geldvorrat wird durch bare Einlagen der Mitglieder aufgebracht und durch fortlaufende Beisteuern, sowie durch Zuschreibung der auf die Einzelnen fallenden Gewinnanteile allmählich zu der Höhe gebracht, die Umfang und Gefahr des Unternehmens bedingen.

4. Damit dem Verein der erforderliche Kredit gewährt wird, übernehmen sämtliche Mitglieder für die Vereinsschulden die solidarische Gesamthaft.

5. Die Bedingungen des Zutritts zur Genossenschaft regelt man so, daß sie von jedem ordentlichen, tüchtigen Arbeiter erfüllt werden können; denn bei einer zahlreichen Beteiligung am Verein können dessen Zwecke am leichtesten und vollständigsten erreicht werden.

Auch die Raiffeisenschen Darlehenskassenvereine wirken wohlthätig, aber bloß auf dem Lande; denn sie haben einen beschränkten, meist nur in dem Umfange einer Pfarrei bestehenden Wirkungskreis.

Zum Teil nach Boyes.

162. Von Versicherungen.

Derselbe Mangel an Einsicht und Vorsicht, der sich in der Borgwirtschaft zeigt, drückt sich auch darin aus, daß die Möglichkeit, sich gegen die vielen Unfälle, welche die Quelle des Erwerbes treffen können, zu sichern, in ungenügender Weise ausgenützt wird. Tausende von sonst wirtschaftlich tüchtigen Menschen büßen diesen Leichtsinn mit ihrem Verderben.

Ein Brand zerstört oft in wenigen Stunden das ganze im Laufe von Jahrzehnten mühsam angesammelte Vermögen und die wesentlichste Erwerbsquelle der Familie. Man kann durch kleine, leicht aufzubringende Zahlungen an die Brandversicherungskasse und an eine Mobiliar-Feuerversicherung erzielen, daß bei einem Brandunglück so viel Geld ausbezahlt wird, damit man abgebrannte Gebäude wieder aufbauen und Mobilien, Werkzeuge, sowie Vorräte zum Gewerbsbetrieb sich wieder anschaffen kann.

Für diejenigen, die kein Vermögen besitzen, die ihren Erwerb lediglich aus ihrer Arbeit ziehen, ist Vorsicht noch mehr geboten. Ihre Arbeitskraft ist ihr einziges Kapital; wird sie durch irgend einen Unfall gestört, so ist damit ihr eigenes, wie das Bestehen derjenigen, die mit von ihrem Erwerbe leben, vernichtet. Es muß daher geradezu ein Verbrechen gegen die Familie genannt werden, wenn der Ernährer sich nicht gegen einen solchen Fall sichert. Außer der Reichsunfallversicherung bieten besondere Unfallversicherungen und Hilfskassen Gelegenheit, Vorsorge zu

treffen für Zeiten der Erwerbsunfähigkeit durch Krankheit und Gebrechen. Die Versicherung für den Todesfall ist überall leicht möglich durch den Einkauf in eine Lebensversicherung. Man kann sogar eine Zeit festsetzen, nach welcher die Lebensversicherung die in der Police angegebene Summe an den Versicherten auszuzahlen hat, z. B. nach dem zurückgelegten fünfzigsten Lebensjahr; bei früher eintretendem Tod erhalten die Hinterbliebenen nach dem Tode des Versicherten die Summe.

Nach Kalle.

163. Über Wechsel.

Ein Wechsel ist ein in gesetzmäſsiger Form abgefaſstes Zahlungsversprechen.

Beim eigenen, trockenen oder Solawechsel verpflichtet sich der Aussteller selbst unmittelbar zur Zahlung der Wechselsumme durch die Worte: Gegen diesen Wechsel zahle ich . . . Ein solcher muſs nach dem Gesetz folgende 6 Erfordernisse enthalten:

1. Ort und Datum der Ausstellung;
2. Zahlungszeit;
3. die in den Wechsel selbst aufzunehmende Bezeichnung als Wechsel;
4. den Namen der Person, an die gezahlt werden soll;
5. die zu zahlende Geldsumme;
6. die Unterschrift des Ausstellers.

Beim gezogenen Wechsel (der Tratte) beauftragt der Aussteller einen andern, den Bezogenen, an eine dritte Person, den Wechselnehmer, eine bestimmte Geldsumme zu bezahlen. Der Aussteller erteilt also einen Zahlungsauftrag und zwar gewöhnlich mit den Worten: Gegen diesen Wechsel zahlen Sie . . .

Der gezogene Wechsel muſs 8 Punkte enthalten:

1. Ort und Datum der Ausstellung;
2. Zahlungszeit;
3. die in den Wechsel selbst aufzunehmende Bezeichnung als Wechsel;
4. den Namen des Wechselnehmers;
5. die Wechselsumme;
6. die Unterschrift des Ausstellers;
7. den Namen des Bezogenen;
8. den Zahlungsort.

Zahlt der Bezogene den Wechsel nicht, so muſs ihn der Aussteller bezahlen.

Verpflichtet sich der Bezogene zur Zahlung des Wechsels durch Unterschrift auf der Vorderseite desselben, so haftet er wechselmäſsig und heiſst Acceptant.

Primawechsel heiſst das erste Exemplar eines gezogenen Wechsels. Der Wechselnehmer kann sich noch ein zweites (Sekunda) und drittes (Tertia) ganz gleichlautendes Exemplar geben lassen. Diese letzteren werden Duplikate genannt.

Die Übertragung eines Wechsels mit allen Rechten an einen andern heiſst Indossament oder Giro.*) Sie geschieht auf der Rückseite (in dosso) des Wechsels.

Kann der rechtmäſsige Wechselinhaber die Zahlung des Wechsels vom Bezogenen nicht erlangen, so läſst er durch einen Notar oder Gerichtsvollzieher einen Protest aufnehmen. Dadurch sichert er sich den Regreſs, d. h. den Rückanspruch gegen die Vormänner auf Zahlung des Wechsels.

Drei Jahre nach dem Zahlungstag des Wechsels sind alle wechselmäſsigen Rechtsansprüche gegen den Aussteller und die übrigen Wechselverpflichteten verjährt.

Jeder Wechsel muſs mit dem gesetzlich vorgeschriebenen Stempel versehen sein.

Für den Wechselverkehr sind folgende praktische Winke zu beachten:

Wenn man einen Wechsel an Zahlungsstatt erhält, so sehe man darauf,

1. daſs er alle gesetzlichen Erfordernisse enthält;

2. daſs er womöglich schon mit der Unterschrift des Acceptanten versehen ist (Tratte);

3. daſs sich auf demselben schon einige gute Unterschriften (Indossamente von zahlungsfähigen Firmen) befinden und

4. daſs der Wechsel nicht über die Verfallzeit liegen bleibt, sondern am Zahlungstag dem Pflichtigen zur Zahlung vorgezeigt wird.

Soll man einen Wechsel unterschreiben, so beachte man:

1. Ist es auch wirklich notwendig?

2. Kommt man nicht in Verlegenheit, wenn man ihn zahlen soll?

3. Man unterzeichne nie einen Wechsel, ehe er vollständig ausgefüllt ist.

---

*) Sprich Dschiro.

4. Man gebe genau darauf acht, dafs die Wechselsumme bereits richtig mit Buchstaben eingetragen ist.

5. Beim Vortrag der Wechselsumme darf weder vor, noch nach der Summe, noch auch zwischen den Wörtern ein leerer Raum vorhanden sein.

6. Wenn man einen Wechsel acceptiert, so füge man seiner Unterschrift stets noch die Summe, die man zahlen soll, in Buchstaben bei, z. B.

Angenommen für dreihundert Mark.
Anton Burger.

E. M.

164. Gewerbliche Rechnung und Buchführung.

Der Erwerb der selbständigen Handwerker erwächst daraus, daß sie das Produzierte teurer verkaufen, als es ihnen selbst zu stehen kommt; vor allem müssen sie also klar sein über den „Selbstkostenpreis" des Produzierten. Dies erscheint auf den ersten Blick ganz einfach; man glaubt z. B., daß der Tischler, der einen Schrank hergestellt hat, nur den Erstehungspreis des verwendeten Holzes und sonstigen Materials auszurechnen brauche und dazu den Arbeitslohn zu schlagen habe, um zu wissen, was ihn der Schrank koste. Man sagt z. B.:

Die Selbstkosten betragen:

1. an 5 qm Tannenbretter und Latten	4 ℳ
2. Beschlag	3 „
3. Leim und Drahtstifte	1 „
4. Arbeitslohn 3 Tage à 3 ℳ . . .	9 „
Summa:	17 ℳ

(arbeitet der Meister selbst, so hat er sich natürlich den Lohn gerade so in Ansatz zu bringen, wie für einen ebensoviel leistenden bezahlten Arbeiter; dem baren Lohne ist, wo die Arbeiter Kost und Wohnung erhalten, ein entsprechender Betrag hierfür hinzuzufügen); mancher meint dann, daß, wenn der Schrank zu 19 ℳ verkauft würde, 2 ℳ, also über 10% verdient seien. Das ist ganz falsch; der Schreiner hat viel weniger verdient, er hat unter Umständen beim Verkaufspreise von 19 ℳ geradezu verloren. Die Bretter kosteten ihn allerdings 4 ℳ beim Ankauf (wir nahmen an, dies sei der Preis gewesen, den er franko Werkstatt gezahlt habe; sonst wäre noch die Fracht daraufzuschlagen), er hat sie aber bereits vor längerer Zeit gekauft und bezahlt; war es vor einem Jahr, so kommt ihm das Holz in Wirklichkeit 5%, war es vor zwei Jahren, so kommt es ihm jetzt 10% teurer als angenommen. Sodann ist nicht in Rechnung gezogen, daß von 100 Brettern immer einzelne sind, die wegen Fehler nicht gebraucht werden

können, und daß bei der Arbeit manches verdorben wird und verloren geht (je mehr, je weniger geschickt und sorglich der Arbeiter mit dem Material umgeht); endlich ist nicht berücksichtigt, daß auf jedes Produkt ein gewisser Teil der auf dem Geschäfte lastenden Generalkosten zu schlagen ist.

Unter Generalkosten oder allgemeinen Geschäftsunkosten versteht man die Kosten für Lokalmiete (oder, wenn der Schreiner Besitzer der Werkstätten, Lagerräume und eventuell des Verkaufslokales ist, Verzinsung und Abtragung des Bau-, beziehungsweise Kaufpreises jener Räume), für Beschaffung und Instandhaltung des Handwerkszeuges, für die auf dem Gewerbe ruhenden Steuern, für Versicherungsprämien rc. Dieselben sind viel bedeutender, als gemeinhin angenommen wird, und machen naturgemäß einen um so höheren Prozentsatz der Ausgaben für Rohmaterialien und Arbeitslöhne aus, je geringer diese im Laufe des Jahres sind; bei gleichen Generalkosten wird also derjenige die niedrigsten Selbstkosten haben, der den größten Umsatz hat, d. h. am meisten verkauft.

Dies alles muß man kennen und berücksichtigen, wenn man nicht Gefahr laufen will, nach längerer Zeit plötzlich durch die Thatsachen belehrt zu werden, daß man durch seine Arbeit weit weniger verdient hat, als man glaubte, ja daß man vielleicht sogar verlor, während man hübsch zu gewinnen meinte. Und diese Gefahr ist nicht etwa eine eingebildete, sondern leider eine solche, welcher jährlich Hunderte von fleißigen und technisch tüchtigen Gewerbetreibenden zum Opfer fallen. Bei den Vergebungen öffentlicher Arbeiten, den sogenannten „Submissionen“, sehen wir alle Augenblicke Arbeiten zu Preisen übernehmen, die geradezu unmöglich sind, so daß die Fälle nicht selten vorkommen, daß ein wohlhabender Handwerker durch eine einzige derartige „Ersteigerung“, über die er anfangs jubelte, zum armen Manne wird. Es ist also für den selbständigen Gewerbtreibenden das „Rechnenkönnen“ beinahe ebenso wichtig, wie das „technische Können“.

Um nun über die Frage, wie viel an Zinsen, an Kosten für Arbeitslokal, Gerätschaften rc. verausgabt wurde und auf jedes Produkt zur Berechnung des Herstellungspreises zu schlagen ist, ins klare zu kommen, gibt es nur ein Mittel: man muß alle bezüglichen Ausgaben aufzeichnen und nach gewissen Zeitabschnitten (mindestens einmal im Jahr) einen Abschluß machen. Die Aufstellung richtiger Selbstkostenrechnungen bedingt also schon die Führung von Geschäftsbüchern, welche auch aus anderen Gründen als durchaus notwendig erscheint. Ohne Geschäftsbücher keine genaue Kenntnis des Vermögensstandes, der Stellung zu jedem einzelnen Gläubiger und Schuldner, kurz, Dunkelheit in all den Punkten, welche der Geschäftsmann genau übersehen muß. Auch die Rück-

sicht auf die Möglichkeit eines plötzlichen Todes wird jeden gewissenhaften Mann zur Führung genauer geschäftlicher Notizen veranlassen; denn ohne dieselben werden seinen Hinterbliebenen unzweifelhaft Verluste und Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art erwachsen. Es ist bekannt, daß das Gesetz von jedem Kaufmann die Führung ordnungsmäßiger Geschäftsbücher verlangt, welche bei Prozessen als Beweismaterial gelten, und es weiß jeder, der nur die geringste Kenntnis vom geschäftlichen Leben hat, daß das kleinste kaufmännische Geschäft nur sehr mangelhaft, ein einigermaßen bedeutendes aber überhaupt nicht ohne dies Hilfsmittel zu führen ist. Jeder selbständige Gewerbtreibende, der seine Produkte verkauft, ist aber Kaufmann, und es wird daher der Gesamterfolg seiner Arbeit wesentlich davon abhängen, daß er auch den kaufmännischen Teil derselben richtig durchführt, daß er also gehörig Buch führt, seinen Briefwechsel, seine Rechnungen, Quittungen und sonstige Belege und Erläuterungsstücke wohl geordnet aufbewahrt.

Um zu wissen, wie viel Generalkosten man auf jede Ware, die man verkaufen will, zu schlagen hat, drückt man sie am besten als einen Prozentsatz der übrigen Kosten aus. Nehmen wir z. B. an, der Schreiner, von dem anfangs geschrieben wurde, müsse den Schrank, dessen direkte Herstellungskosten sich auf 17 ℳ berechnen, höher als 19 ℳ verkaufen, habe in einem Jahre eine Summe von 5000 ℳ für Löhne, verarbeitetes Holz und sonstiges Material verausgabt, während die allgemeinen Ausgaben in demselben Zeitabschnitt sich beliefen auf:

1.	Zinsen von 3000 ℳ Betriebskapital à 5 %	150 ℳ
2.	Miete für Werkstätte und Holzlagerplatz . .	250 „
3.	Gewerbsteuer und Feuerversicherung . . .	50 „
4.	Abnutzung und Unterhaltung der Werkzeuge .	50 „
	im ganzen	500 ℳ,

so betrügen die Generalkosten 10 % der übrigen Ausgaben, und diese 10 % wären also im folgenden Jahre bei jeder Selbstkostenberechnung in Ansatz zu bringen.

Bei Geschäften, welche einigermaßen ausgedehnt sind und nicht gerade für den Platz arbeiten, kommen noch eine Menge anderer Posten zu den Generalkosten hinzu, so Frachten, Porti, Kontorkosten u. s. w.

Tüchtige Ausführung der technischen Arbeiten des Gewerbes, Fleiß, Geschick, Sparsamkeit und Umsicht in der Verwendung der Rohstoffe 2c. sind allerdings Vorbedingungen des Gedeihens eines jeden Geschäftes; gesichert erscheint aber dessen wirtschaftlicher Erfolg erst dann, wenn sich damit der volle Überblick verbindet, den nur gewissenhafte Beobachtung und schriftliche Aufzeichnung aller

geschäftlichen Vorfälle gewährt. Nur durch solche zahlenmäßige Nachweisungen ist man in der Lage, zu erkennen, was die Geschäftsthätigkeit einbringt, wo sie vorteilhaft ist und wo nicht, und welche Mittel zur Erzielung günstiger Resultate anzuwenden sind. Sie sind das einzige Mittel, den Stand eines Unternehmens zu jeder Zeit festzustellen. Den Wucherern würde ihr betrügerisches Gebaren sehr erschwert, wenn jedermann schriftliche Notiz über seine Geschäfte führte, so daß die Gerichte nicht mehr lediglich — wie jetzt meist — auf Aufzeichnungen der Wucherer selbst angewiesen wären.

Deutschlands größter Dichter, Goethe, sagt mit Recht:

„Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer sein, als sich alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Wagschale zu legen hat."

Nach Fritz Kalle.

Merkwürdige Erfindungen, Einrichtungen und Entdeckungen.

A. Erfindungen und Einrichtungen.

Brillen 1285 von Salvino degli Armati in Florenz.
Kompaß 1313 von Flavio Gioja bei Amalfi.
Schießpulver 1350 von Berthold Schwarz in Freiburg i/B.
Windbüchse 1400 von Joh. Lobsinger in Nürnberg.
Buchdruckerkunst 1440 von Joh. Gutenberg in Mainz.
Taschenuhren 1509 von Peter Henlein in Nürnberg.
Post, 1516 kaiserliche Post in Deutschland.
Spinnrad 1530 von Jürgens in Braunschweig.
Verbesserung des Kalenders 1582 durch Papst Gregor XIII.
Thermometer 1638 von Kornelius Drebbel in Alkmar (Holland).
Barometer 1643 von Evangelista Torricelli in Florenz.
Luftpumpe 1654 von Otto von Guericke in Magdeburg.
Porzellan 1702 von Joh Friedr. Böttger in Meißen.
Blitzableiter um 1750 von Benjamin Franklin.
Dampfmaschine 1763 von James Watt.
Luftballon 1783 von Etienne und Michael Montgolfier in Annonay (Frankreich).

Telegraph (optischer) 1794 von Chappe in Paris.
Steindruck (Lithographie) 1796 von Alois Senefelder in München.
Gasbeleuchtung 1801 von Lampadius in Freiberg.
Dampfschiff 1807 von Robert Fulton in Amerika.
Dampfwagen 1825 von George Stephenson in England.
Erste Eisenbahn 1825 von Stockton nach Darlington.
Erste deutsche Eisenbahn 1835 von Nürnberg nach Fürth.
Telegraph (elektro-magnetischer) 1833 von Gauß und Weber in Göttingen und 1837 von Faraday und Steinheil in München.
Ludwig-Donau-Mainkanal, 1845 Eröffnung desselben.
Telephon 1861 von Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe.
Kanal von Suez, 1869 Eröffnung desselben.
Pacificbahn 1869, Eröffnung derselben.
Eisenbahn (elektrische) 1879 von Siemens und Halske in Berlin.
Gotthardbahn, 1882 Eröffnung derselben.
Kaiser Wilhelm-Kanal, 1895 Eröffnung desselben.

B. Entdeckungen.

1415 bis 1460 Prinz Heinrich der Seefahrer veranlaßt die portugiesischen Entdeckungsreisen.
1419 wird Madeira entdeckt.
1460 wird die Guineaküste erreicht.
1485 wird die Congomündung erreicht.
1486 entdeckt Bartholomäus Diaz das Vorgebirg der guten Hoffnung.
1492 entdeckt der Genuese Christoph Kolumbus Amerika.
1498 entdeckt der Portugiese Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien.
1500 entdeckt Alvarez Cabral Brasilien.
1519 bis 1521 Magalhaens, des Portugiesen, Erdumsegelung.
1521 der Spanier Ferdinand Cortez in Mexiko.
1533 erobert der Spanier Franz Pizarro Peru.
1606 wird das Festland von Australien von den Holländern entdeckt.
1768 bis 1779; durch Cooks Reisen lernt man Australien näher kennen.
1872 bis 1875 reist Verney Cameron quer durch Afrika.

Worterklärungen.

(Das in Klammern stehende Wort gibt an, wie man das vorstehende Wort sprechen muß.)

acceptieren, annehmen.
accordieren, vertragsweise übereinkommen.
Accumulator, der, Anhäufer, Kraftsammler.
accurat, sorgfältig, ordentlich.
per acquit, bezahlt erhalten.
Agio (Aschio), das, Aufgeld,
Aktie, die, Anteilschein.
Aktiva, die, ausstehende Forderungen, Guthaben, Vermögen.
Alfenid, neusilberartige Legierung aus Kupfer, Zink und Nickel; auch versilbertes Neusilber.
Alizarin, das, roter Farbstoff.
Alkali, das, Laugen- oder Aschensalz.
Ambra, die, wohlriechendes Harz.
Altane, die, Austritt, hoch an einem Gebäude.
Aluminium, das, ein Metall, das aus Thonerde gewonnen wird.
Amalgam, das, Verbindung eines Metalls mit Quecksilber; davon amalgamieren.
Ammoniak, das, flüchtiges, starkriechendes Laugensalz, aus Stickstoff und Wasserstoff bestehend.
Ampère, das, Maß zum Messen der Stromstärken d. Elektricität.
Analyse, die, Zerlegung zusammengesetzter Körper.
Anilin, das, ein aus Steinkohlenteer gewonnener Farbstoff. 1000 kg Steinkohlen geben 50 kg Teer.
Annonce (Annon$_g$s), die, Anzeige in einem öffentlichen Blatte.
antik, altertümlich.
antiseptisch, vor Fäulnis sichernd.
Apparat, der, Vorrichtung, Hilfsmittel.
appretieren, zubereiten, das Tuch glätten.
Aroma oder Arom, das, gewürzhafter Geruch; davon aromatisch.
arrangieren (arran$_g$schieren), anordnen, einrichten.
Assekuranz, die, Versicherung.
Asthma, das, Engbrüstigkeit, Schweratmigkeit.
Atelier (Ateljeh), das, Künstlerwerkstätte.
Atmosphäre, die, Dunstkreis; Druck der Luft von 1033 g am Meeresspiegel auf 1 qcm.
Atom, das, Sonnenstäubchen, Stoffteilchen.
Auktion, die, Versteigerung.

Bakterien sind nur unter dem Mikroskope sichtbare Pilze, die sich durch Teilung oder Spaltung vermehren; der Form nach unterscheidet man Kugel-, Stäbchen-, Faden- und Schraubenbakterien; Hitze von 100° C. tötet sie.
Bandage (Bandahsch), die, Bruchband, Verband.
Basrelief (Bahrelief), das, flach erhaben gearbeitetes Skulpturwerk.
Bassin (Bassän$_g$), das, Wasserbecken.
Bazillen (oder Bakterien) sind Spaltpilze.

Beefsteak (Biffsteck), das, geröstetes Stück Rindfleisch.

Benzin, das, flüchtiger, leicht brennbarer Kohlenwasserstoff, aus Teer gewonnen.

Bilanz, die, Vergleichung von Soll und Haben, von Gewinn und Verlust durch Rechnungsabschluß.

Bouillon (Bullion$_g$), die, Fleischbrühe.

Bronze (Bron$_g$s), die, Metallgemisch aus Kupfer, Zink und Wismut.

Brosche, die, Vorstecknadel.

Buckskin, der, dichtes, geköpertes Wollenzeug.

Buffet (Büffeh), das, Schenktisch.

Champagner (Schan$_g$pan$_g$jer), der, Schaumwein.

Charpie (Scharpih), die, gezupfte Leinwand.

Check (Tscheck), der, bei Sicht zahlbare Anweisung, die ein Geschäftsmann auf den Banquier abgibt, bei dem er verfügbare Gelder stehen hat.

Chef (Schäff), der, Vorstand, Oberhaupt.

Chevauleger (Schwoleschеh), der, leichter Reiter.

Chlor, das, ein grünlichgelber, giftiger Körper, der Pflanzenfarben und Pilze zerstört.

Cliché (Klischeh), das, Gußabdruck von Holzschnitten, gesetzten Lettern u. s. w.

Coaks (Koks), die, ausgeglühte Steinkohlen.

Corps (Kor), das, Körper, Heerhaufen (Armee= und Studentencorps).

Couvert (Kuhwär), das, Briefhülle, Tischgedeck.

Crême (Krähm), die, Milchrahm; Schaumgericht.

Deklaration, die, Erklärung, Wertangabe der Güter bei der Verzollung.

dekorieren, verzieren, schmücken.

desinfizieren, vom Ansteckungsstoff befreien, entgiften.

en detail (an$_g$ detaj) verkaufen, im kleinen verkaufen.

Diarrhöe, die, Durchfall.

Diphtherie oder Diphtheritis, die, Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre und des Kehlkopfes, brandige Bräune, durch Pilzwucherungen verursacht.

Douche (Dusch), die, Gieß= oder Tropfbad.

drapieren (einen Saal), mit Stoffgehängen verzieren.

Dynamomaschine, die, Kraftmaschine zur Erzeugung elektrischer Ströme ohne Magnet.

Dynamometer, das, Instrument zum Messen der Kraft von Maschinen.

Elektroden, die, Enden der Polardrähte, an welchen der elektrische Strom in den Körper oder aus demselben tritt.

Elektromagnet, der, ein mit Draht umwickeltes Eisenstück, das durch die den Draht durchströmende Elektricität magnetisch wird.

Elemente, die, Urstoffe der Körper; Anfangsgründe einer Kunst.

Emballage (An$_g$balasch), die, Umhüllung.

Email (Emaj), das, Schmelzglas (emailliertes Küchengeschirr).

Energie, die, Kraft.

Entrée (An$_{g}$tre), das, Eintrittsgeld.
Epidemie, die, Seuche, ansteckende Krankheit.
Erdnüsse, die, Nüsse oder Samen einer Tropenpflanze, aus denen Speiseöl gewonnen wird.
Essenz, die, Kraftauszug (z. B. Punschessenz, Essigessenz).
Etage (Etahsch), die, Stockwerk.
Etikette, die, Aufschrift, z. B. bei Weinflaschen; Umgangssitte.
Etui (Etwih), das, Futteral.
Explosion, die, Entzündung mit Knall und Erschütterung, Ausbruch.
Export, der, Ausfuhr von Waren.
Existenz, die, Wirklichkeit; Lebensunterhalt.
Extincteur (Extinktör), der, Auslöscher; eine Salzlösung wird in kräftigem Strahle aus einer Vorrichtung zum Löschen eines kleinen Brandes getrieben.
Extrakt, der, Kraftauszug, z. B. Fleischextrakt.

Façon (Fasson$_{g}$), die, Gestaltung, Form.
Fauteuil (Fotöj), der, Lehnsessel oder Armstuhl.
filtrieren, durchseihen.
Firma, die, Name eines Handlungsgeschäftes.
Fluorescenz, die, Eigenschaft gewisser Körper, die Farbe der auf sie fallenden Lichtstrahlen zu ändern.
Folie, die, Metallblättchen.
Folium, das, Blatt.
Fournier (Furnier), das, dünngeschnittene Holzblätter zum Belegen einer Tischlerarbeit.

Gallerte, die, eingedickter Saft von Pflanzen und tierischen Stoffen (z. B. Sulze).
Galvanoplastik, die, Abformen durch galvanischen Niederschlag, also auf elektrischem Wege.
Garderobe, die, Kleiderkammer, Kleidervorrat.
Gardine, die, Fenstervorhang.
Garnitur, die, Einfassung oder alles, was zur Ausschmückung einer Sache gehört.
Gasometer, der oder das, Gasmesser, Behälter zum Aufbewahren von Gas.
Gaze (Gahs), die, Netzgewebe, Schleierzeug.
Gelatine (Schelatihn), die, Dicksaft, Geronnenes.
Gelée (Scheleh), das, Dicksaft, z. B. Apfelgelee.
Gendarm (Schan$_{g}$darm), der, Schutzmann.
Genie (Scheni), das, ausgezeichnetes Geistesvermögen, Mensch mit schöpferischer Kraft.
genieren (schenieren), lästig fallen, sich genieren, sich Zwang anthun.
Glacéhandschuh, der, Glanzhandschuh.
Glycerin, das, Ölsüß, ein aus der Verseifung der Fette gewonnener Stoff.
en gros (an$_{g}$groh) verkaufen, im großen verkaufen.
Guttapercha (Guttapertscha), die, zu einer zähen Masse erhärteter, gummiartiger Milchsaft eines tropischen Baumes.

Hautrelief (Ohreli-ef), das, Kunstwerk mit stark aus der Wandebene hervortretenden Figuren.
Hydrant, der, Hahn bei Wasserleitungen (in Straßen).

Hydrat, das, Verbindung einer Säure oder eines Oxydes mit Wasser.

hydraulische Presse, die, durch Druck des Wassers wirkende Presse.

Hypothek, die, gerichtliches Unterpfand auf Grundstücke oder Gebäude, Pfandverschreibung.

Jackett (Schakett), das, Jäckchen.

Jalousie (Schalusih), die, aus beweglichen Brettchen zusammengesetzter Fensterladen.

importieren, fremde Waren (z. B. Kaffee, Reis) einführen.

indiskret, nicht verschwiegen, rücksichtslos.

Induktion, die, Erregung eines elektrischen Stromes durch einen andern.

Industrie, die, Erwerbs- oder Gewerbsfleiß, Betriebsamkeit.

infizieren, durch Giftstoff anstecken.

Infusorien, die, Aufgußtierchen, nur durch Vergrößerungsgläser zu erkennende Tierchen.

Ingenieur (Ån$_g$scheniöhr, gewöhnliche Aussprache Inschenir), der, Baumeister (von Maschinen ꝛc.)

Inkasso, das, Einziehen oder Einheben von Geld.

invalid, dienstunfähig; davon Invalide.

Invalidität, die, Dienstunfähigkeit.

Inventar, das, Verzeichnis der Vorräte oder der Vermögensteile.

isolieren, absondern, einen Körper mit elektrischen Nichtleitern umgeben.

Journal (Schurnal), das, Tagebuch; Zeitschrift, z. B. Mode-Journal.

Kabel, das, Telegraphen-Tau; stärkstes Tau auf den Schiffen zur Befestigung derselben im Hafen.

Kabinett (auch Cabinet), das, Nebenzimmer, kleines Gemach; Geschäftszimmer des Fürsten.

Kalium, das, chemisches Element des Kali.

Kapazität, die, Fassungsvermögen, Fähigkeit; begabter Mensch.

Karbolsäure, die, eine aus Teer gewonnene Säure; sie wird zur Beseitigung von Ansteckungsstoffen benützt.

Katarrh, der, krankhafter Zustand der Schleimhäute.

Kathode, die, der Wasserstoff entwickelnde Pol der galvanischen Säule.

Kautschuk, der, Harz vom Gummibaume.

Keramik, die, Töpferkunst.

Kohlenhydrate, die, Verbindungen aus Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff, z. B. Zucker, Stärke.

Kohlensäure, die, farbloses, säuerlich schmeckendes Gas, eine Verbindung von Kohlen- und Sauerstoff.

Kolik, die, heftiger Schmerz in den Gedärmen, Darmgicht, Darmkrampf.

kolossal, über Lebensgröße.

Kommissionär, der, Kaufmann, der für andere ein- oder verkauft.

Kompott, das, Obstmus, Eingemachtes.

kondolieren, Beileid bezeigen.

Konfektionsgeschäft, das, Geschäft zur Anfertigung von Kleidungsstücken.

Konkurrenz, die, Verkauf gleicher Waren, Wettstreit, Mitbewerb.
Konserven, die, Eingemachtes verschiedener Art.
Konstruktion, die, Aufbau, Bauart, Zusammenfügung und Anordnung der Teile.
konsumieren, verbrauchen, verzehren; davon Konsument.
Konsumverein, der, Verein zur billigeren Beschaffung von Lebensmitteln und anderen Waren.
Kopra, die, getrocknete Palmkerne, aus denen Öl gepreßt wird.
Korridor, der, Gang zwischen zwei Reihen von Zimmern, Zwischengang.
Kredit, der, Handelsvertrauen, Ruf der Zahlungsfähigkeit.

Laboratorium, das, Werkstatt des Chemikers, Werkstatt überhaupt.
Lambrequins (Lan$_g$berkän$_g$), die, Zacken- und Bogenbehänge an Fenstern.
Lambris (Lan$_g$brih), der, Vertäfelung, Bekleidung der Zimmerwände von unten oft bis zur Fensterbrüstung mit Holz oder Marmor.
Lanzette, die, kleines zweischneidiges Messer der Ärzte.
Lazaret, das, Krankenhaus.
legieren, mischen, mit minderwertigeren Metallen zusammenschmelzen; ein Vermächtnis aussetzen.
Liqueur (Likör), der, mit Zucker und Gewürzen versetzter Branntwein.
Livree (Liwree), die, besondere Kleidung des Dieners.
Logis (Loschih), das, Wohnung.
Lokomobile, die, eine Dampfmaschine, die durch Fahren oder Tragen von einem Orte zum andern gebracht werden kann.
Lokomotive, die, Dampfwagen.

Maccaroni, die, gerollte Nudeln.
Magazin, das, Vorrats- oder Warenhaus, verschlossener Warenraum.
Magneto-Elektricität, die, durch den Magnet erzeugte Elektricität.
Majolika, die, feine Thonware, porzellanähnliches Geschirr.
majorenn, großjährig, mündig.
Manometer, der und das, Maß zum Messen des Dampfdrucks (auch Luftdrucks).
Manufaktur, die, Handwirkerei, Hand- oder Gewerbserzeugnis.
Margarin, das, auch: die Margarine, Kunstbutter, aus Rindertalg bereitete künstliche Butter.
Markise, die, Sonnendach über dem Fenster oder der Thüre.
Medaille (Medalje), die, Denkmünze.
Medaillon (Medaljon$_g$), das, rundes, glattes Behältnis für ein Bildchen, eine Haarlocke 2c.
Membrane oder Membran, die, Häutchen; besonders zarte Haut.
Meteor, das, Lufterscheinung; Vorgang im Dunstkreise.
meteorologische Station, die, Witterung anzeigende Station.
Mikroskop, das, Vergrößerungsglas.
minorenn, minderjährig, unmündig.
Mobilien, die, bewegliche Habe, Wirtschafts- und Hausgeräte.

Model, der, Gießform, Bild, z. B. Marzipanmodel.
Modell, das, Musterbild, Entwurf im kleinen.
Monopol, das, Recht, bestimmte Gegenstände allein zu verfertigen oder damit zu handeln (Tabakmonopol in Österreich).
Monteur (Mon$_g$töhr), der, Arbeiter, der die Maschinenteile zusammensetzt oder in stand hält.
Motor, der, Bewegungsmaschine, Beweger (z. B. Gasmotor).

negativ, verneinend.
normal, regelrecht, vorschriftsmäßig.

Obligation, die, Verpflichtung, Schuldschein.
offerieren, anbieten; davon: die Offerte.
Ohm, das, Maß zum Messen der Widerstände der Elektricität.
Opium, das, verhärteter Milchsaft von grünen Mohnköpfen.
Orange (Oran$_g$sche), die, Apfelsine, Pomeranze.
Organ, das, Sinn- und Sprachwerkzeug; Glied.
Organismen, die, Wesen mit Gliedern oder Organen.
oval, eiförmig.
Oxyd, das, Verbindung eines Metalls mit Sauerstoff.

Paket, das, Päckchen, Bündel.
Papiermaché (Papiermascheh), das, in Formen gepreßte und getrocknete Papiermasse.
Parabel, die, Gleichnis; Kegelschnitt.
parabolisch, dem Kegelschnitt ähnlich.
Paraffin, das, wachsähnlicher Stoff zu Kerzen; aus Torf, Erdöl, Braunkohle 2c. gewonnen.
Paragraph, der, Abschnitt, Absatz.
Pardon, der, Verzeihung, Begnadigung.
Parkett, das, getäfelter Fußboden.
Parterre, das, Erdgeschoß; zu ebener Erde.
Passagier (Passaschihr), der, Reisender.
Passiva, die, Schulden.
Patent, das, Urkunde, welche die ausschließliche Ausnützung einer Erfindung auf eine Reihe von Jahren zusichert.
Pferdekraft, die, Kraftmaß; 1 Pferdekraft = 75 Kilogramm-Meter, d. h. ein Gewicht von 75 kg wird in 1 Sekunde 1 m hoch gehoben.
Photogen, das, Beleuchtungsstoff, künstlich hergestelltes Mineralöl.
Photographie, die, Lichtbild.
Polypen, die, Pflanzentiere mit weichem, walzenförmigem Körper, der einen hohlen Sack bildet; an Stielen sitzende Geschwülste in der Nase 2c.
porös, mit kleinen Öffnungen versehen.
Portemonnaie, das, Geldtäschlein.
Portière, die, Thürvorhang.
positiv, bejahend, bestimmt.
Produkt, das, Hervorgebrachtes, Erzeugtes; davon Produzent.
proper, reinlich, nett.
Proviant, der, Mundvorrat, Lebensmittel.
Provision, die, Gebühr des Kommissionärs bei Ein- oder Verkäufen.
Puddelwerk, das, Vorrichtung, zur Stahlbereitung dienend.

Qualität, die, Beschaffenheit, Güte.
Quantität, die, Menge, Größe.
Quartier, das, Wohnung, Nachtlager.
Quintessenz, die, Kraftauszug; das Wesen einer Sache.

Rabatt, der, Geldabzug.
raffinieren, läutern, reinigen, z. B. raffinierter Zucker.
in Raten abzahlen, teilweise abzahlen.
reell, zuverlässig, redlich, wirklich.
Reflektor, der, Zurückwerfer der Lichtstrahlen.
Regulator, der, Vorrichtung zur Regelung des Ganges einer Maschine, einer Uhr ꝛc.; auch eine Art Uhren.
Relief (Reli-ef), das, aus der Fläche hervortretendes Bildwerk.
Renaissance (Renähsan$_g$s), die, Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften.
reparieren, wiederherstellen, ausbessern; davon Reparatur.
Reservoir (Reserwoar), das, Wasserbehälter.
Rheumatismus, der, Gliederschmerz, Gliederfluß.
Roastbeef und Rostbeef (Rostbief), das, Rostbraten, geröstetes Rindfleisch.
Rotation, die, Umlauf, kreisförmige Bewegung.
Roulade (Rulad), die, Gerolltes, Fleischröllchen.
Rouleau (Ruloh), das, Rollvorhang.

Saison (Säson$_g$), die, Jahreszeit, Zeit der Schauspiele ꝛc.
Salär, das, Lohn der Handlungsgehilfen.
Saldo, der, Rest, der sich beim Rechnungsabschluß ergibt.
sämisch, fettgegerbt.
Sauce (Sohß), die, Brühe, Tunke, Beiguß.
Schirting, der, feines Baumwollengewebe.
Schlips, der, Halsbinde.
Schokolade, die, eine aus Kakaobohnen, Zucker und Gewürz bereitete Masse.
servieren, dienen, die Speisen auftragen.
Serviette (Serwiett), die, Teller- oder Mundtuch.
sezieren, zerschneiden, zerteilen; davon Sektion.
Shawl (Schal), der, Umschlagetuch, z. B. ein Kaschmir-Shawl.
Solaröl, das, aus dem Braunkohlenteer gewonnenes Öl.
solidarisch haften, für etwas Ganzes haften, einer für alle und alle für einen.
Spedition, die, Warenversendung.
Spezialität, die, besondere Eigentümlichkeit.
Sprit, der, Branntwein oder Weingeist (Spiritus von mehr als 50 Grad).
Spirituosen, die, geistige Getränke.
Stanniol, das, Blattzinn, Zinnfolie.
Stearin, das, wesentlicher Bestandteil aller Fette.
Strike (Streik), der, Arbeitseinstellung, Ausstand.
Stuccatur, die, Gipsmörtelarbeit.
Submission, die, Vergebung einer Arbeit an den Mindestfordernden.
Substanz, die, wesentlicher Inhalt, Bestes einer Sache.

Taille (Talje), die, Schnitt; der Teil des Körpers zwischen Brust und Hüften.

Talmigold, das, dem Golde ähnliche Mischung aus Kupfer und anderen Metallen.

Teleskop, das, Fernrohr.

Textilindustrie, die, Spinnerei, Weberei.

Toilette (Toalett), die, Putztisch; Anzug.

Tombak, der, Gelbkupfer aus Kupfer und Zink.

tranchieren (tran$_g$schihren), zerschneiden, zerlegen.

Transformator, der, Umformer, Verwandler.

Transmission, die, Übertragung einer Kraft.

Tricot (Trikoh), der, enganliegende gestrickte oder gewebte Kleidung, z. B. Tricottaille.

Trottoir (Trottoahr), das, Fußweg von Steinplatten, Bürgersteig.

Tuberkeln, die, Knötchen in den Geweben, besonders in der Lunge; durch den Tuberkelbazillus hervorgerufen.

Tuberkulose, die, Lungenschwindsucht.

Tunnel, der, unterirdischer Weg für die Eisenbahn oder zum gewöhnlichen Verkehr.

Typhus, der, bösartiges, ansteckendes Nervenfieber.

Utensilien, die, im Gebrauche befindliche Gerätschaften.

Vanille (Wanilje), die, gewürzhafte Samenkapsel eines Rankengewächses in Westindien.

Ventilation, die, Reinigung der Luft durch Zu- und Abzug.

Vesper, die, Abend-, Vieruhrbrot; Nachmittagsgottesdienst.

Viktualien, die, Eßwaren, Lebensmittel.

violett, veilchenblau.

Volumen, das, körperlicher Inhalt.

Volt, das, Maß zum Messen der Spannungsunterschiede der Elektricität.

Zellulose, die, Pflanzenfaser als Grundbestandteil der Pflanzen.

Zirkulation, die, Umlauf, Kreislauf.

Kobmann, Georg

Lesebuch für das achte Schuljahr und für städtische Fortbildungsschulen

Nürnberg 1897